130

MICHAEL MARKEL (HG.)

»In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen«

Expressionismus in den deutschsprachigen Literaturen Rumäniens

Eine Anthologie

IKGS | Verlag Friedrich Pustet

„In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen“

Veröffentlichungen des Instituts
für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Band 130

Herausgegeben von
Konrad Gündisch und Thomas Krefeld

MICHAEL MARKEL (Hg.)

»In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen«

Expressionismus in den deutschsprachigen Literaturen Rumäniens

Eine Anthologie

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Gefördert von der Beauftragten
der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages

Das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München, eine wissenschaftliche Einrichtung, die von der Beauftragten der Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestags gefördert wird, dankt allen Verlegern und Erben für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der in diesem Band veröffentlichten Texte. In mehreren Fällen konnten die Rechteinhaber trotz intensiver Bemühungen leider nicht mehr ermittelt werden. Das IKGS geht davon aus, dass es im Sinne der Autoren war und ist, ihr Werk durch diese Anthologie der wissenschaftlichen und literarisch interessierten Öffentlichkeit erneut bekannt zu machen, und bittet in diesem Sinne eventuelle Rechteinhaber, die nicht erreicht werden konnten, um Verständnis und um Nachricht an den Verlag oder an das IKGS.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Angaben sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-7917-2653-3
© 2015 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Reihen-/Umschlaggestaltung und Layout: Martin Veicht, Regensburg
Umschlagmotiv: „Komposition“ von Hans Mattis Teutsch (1919) aus dem Bestand des
Siebenbürgischen Museums Gundelsheim, Inv.-Nr. 10698 (© VG Bild-Kunst, Bonn 2015)
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2015

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:
eISBN 978-3-7917-7061-1 (pdf)

Weitere Publikationen aus unserem Programm
finden Sie auf www.verlag-pustet.de
Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Lyrik

ADOLF MESCHENDÖRFER
Wallfahrt nach Polen 13
Der Komet 14

FRANZ XAVER KAPPUS
Doch ihr, die ihr lebt 15

KARL BERNHARD CAPESIUS
In der Kaverne 17
Nachtstück 18

LEO HERMANN
Peter Altenbergs Vermächtnis 19

ARTUR KRAFT
Der dumpfe Sumpf 20

ALBERT MAURÜBER
Mein Kamerad I–III 21

ALFRED MARGUL-SPERBER
Frühfahrt im Schnellzuge 23
An die Geistigen 23
Dem neuen Menschen 24
Die schmerzliche Zeit 25
Der Rabe 25
Eine kleine Störung 26
Die Hirtenflöte 26
Eine ganz kleine Geschichte 28
„Trommelfeuer schwerer Geschütze gegen Kote 76!“ 28
Heimweh 29
Epilog 30
Impromptu 32
Das Dienstmädchen weint beim Schuhputzen 35
Der Schuft 36
Mein liebster Leser 36
Zwei Gedichte 37
Den Zigeunern 37
Ode 38

Der Schrei 39
Tiefbahn 39
Café de la rotonde 40
Das Fenster 41
Schulreminiszenzen 41
Episode 42
Tango Argentino 43
Sang von unserer Sendung 44
Die Stadt 46

EMIL HONIGBERGER Der Brunnen 51

DAGOBERT RUNES Der welke Traum 53

ERNST MARIA FLINKER Der Dichter 55
O, mein Bruder über weiten Meeren! 56

HANS MATTIS-TEUTSCH März 57
Mutter 57
Empor 58

LEOPOLD R. GUGGENBERGER Nocturno 60
Nächtlicher Hafen 60
Ich! 61
Lenzsturm 62

EGON HAJEK Nocturno 63
Tau-Linde 64
Hymne an das Chaos 64
An den Schöpfer 65
Das Tor der Zukunft 66
Kriegslied der Gefallenen 67
Der Schrei der Menschheit 67
Im Sturm zu singen 68
Neujahrslied 68
Gebet der Föhren 69
Zungenreden 1–2 69
April 70
Venedig 1 71
Hundeabenteuer in Berlin 72

OTTO FOLBERTH
Verlassenheit 73
Der Steppenreiter 74
Totenburg (1916) 74
Ostern 75

HEINRICH ZILLICH
Blutlied 76
Feldspital 78
Einquartierung im Kloster 78
Jung 79
Hunger 79
Finale 80
Die Bilder Hans Eders 80
Gesang an den Wind 81
Bezechte Stadt 82
Im Nebel 83
Nächtliche Großstadtstraße 83
An den Ufern vorübergestreift 84
Krieg 1–2 84
Die Seele 86
Ballade vom unbekannten Soldaten 86
Siebenbürgische Großbauern 87

HERMANN KLÖSS
Revolutionslieder I–II 88
Die ersten Schollen trommeln dumpf … 89
Fast ins freie Feld gestoßen … 89
Neue Psalmen I–II 90

OSCAR WALTER CISEK
Bruder! 92
Verheißung 93
Grau 93
Rückblick 94
Nervöser Abend 94
Wintertag 95
Verzweiflung 95
Großstadtgram 96
Wüstenei 97
Die wache Nacht 98
Die Gebirgsstraße 98
Meeraufruhr 99
Die Gewitterwolke 99
Hei! 100

Gang im Alleinsein 100
Der Trasimenische See 101
Rumänischer Oktober 101
Hingabe 102
Erinnerung an Italien I–II 103

ERWIN NEUSTÄDTER
Föhnnacht 105
Vorfrühling 105
Regentag 106
Jugend im Panzer 106
Der Heimkehrer Sang 107
Kriegerfriedhof 109
Wind und Wanderer 110

Prosa

ALFRED MARGUL-SPERBER
Die Tscherigowna 121

ERWIN NEUSTÄDTER
Karstschlacht 129

HELENE BURMAZ
Russen 137

OSKAR KRAEMER
Profeta 142
Der Traum 143
Die Schlacht bei Moskau 145
Ikon 149

KARL BERNHARD CAPESIUS
Fragoda 151

FRANZ XAVER KAPPUS
Die Armbanduhr 153
Die Wand 155
Die Peitsche im Antlitz. Zwei Fragmente 158

HEINRICH ZILLICH
Der Vater 166

OSCAR WALTER CISEK
Das Geständnis 176
Die Schächte der Straßen. Bruchstücke aus dem unveröffentlichten Roman *Vermenschung* 179

Drama

HERMANN KLÖSS
Die Nachfolge Christi. Ein Trauerspiel [Ausschnitte] 203
Untergang. Ein Trauerspiel in fünf Akten [Ausschnitte] 212

Programmatisches, Ästhetisches, Kritisches

Der Nerv: Programmatisches Manifest 227

ALBERT MAURÜBER
Der Bolschewismus, die Sozialdemokratie und die Geistigen 230

Das Licht: Unser Ziel 236

EMIL HONIGBERGER
An unsere Leser 237

Das Ziel: Aufruf 239

Das neue Ziel: An unsere Leser! 241

Ostland: Zur Einführung 243

Ostland: Zur neuen Ausfahrt! 244

HEINRICH ZILLICH
Aufruf 245

HERMAN ROTH
Vorbemerkung zu meiner Auswahl lyrischer Kunst für das „Ziel“ 247

OSCAR WALTER CISEK
Ein Brief an alle ostdeutschen Dichter 249
Ostdeutscher Brief aus Rumänien 253

EGON HAJEK
Die Vergessenheit am Dasein. Ein Bruchstück zu einem Gespräch 258

DR. J. S.
Expressionismus 264

Das Licht: Offener Brief an den Herausgeber des „Nerv“ Albert Maurüber 265

Das Ziel: Gruß „Ostland“! 268

RICHARD CSAKI „Das Ziel“, Blätter für Kultur und Satire, Kronstadt, 1.–2. Heft 269

Das Ziel: Ostland! 271

EMIL HONIGBERGER Das erste Ostlandheft 272

ERWIN REISNER „Das Ziel“, 7. Heft 273

EMIL HONIGBERGER An die „Deutsche Tagespost“ 274

ERWIN REISNER „Das Ziel“, 8. Heft 275

EMIL HONIGBERGER Dem Kritiker der Tagespost, Herrn Erwin Reisner 277

RICHARD CSAKI Frühling. Blätter für Menschlichkeit 280

HERMANN PLATTNER Ostlandjahrbuch für 1921 282
Eine Aussprache 283

RICHARD CSAKI Unsere neue Literaturbewegung 286

HANS WÜHR Siebenbürgische Künstler. Expressionismus. Grete Csaki-Copony 291

Zu dieser Ausgabe 295
Quellen und Anmerkungen 296
Nachwort 321

Lyrik

Adolf Meschendörfer

Wallfahrt nach Polen

Für Rike Meschendörfer

Zu dir will ich, du sollst mich nicht mehr rufen. Die Heimat bring ich dir in deine kalte Nacht. Mit meinen Händen will ich in dem Hügelsand dich suchen – du wirst sie fühlen, eine weiche Frauenhand. Du kennst sie.

Die Winterstürme treiben über Polens Felder. Da liegen Hunderttausend. Mit wildem Mund und offnen Augen starren sie empor. Ich will mich zu dir setzen und mit dir lauschen, wie langsam aus dem trüben Schoß der Welt die Zeit verrinnt.

Nun leuchten wieder alle Sterne. Auch unser Stern strahlt warm in deine Nacht. Der Zug tobt blind durch dunkle Wälder, monderhellte Wiesen, ein Haus … ein Licht … Verschwunden wie im Traum.

So hat er einst auch dich entführt an jenem dumpfen Sommerabend, als ächzend eine Welt im Krampf sich wand. Verschlafen starrten dir die Kinder nach. Du gingst. Und mit dir wortlos Mann auf Mann, ein ganzes Volk zog aus. Vorbei, vorbei.

Wie ich dich hasse, gefräßiger Drache, der raublustig alle Völker entführt! Hundert Wagen packst du, und zischend, knirschend, fauchend wirfst du dich mit deiner metallenen Brust in den stillen Abend und schleppst die Männer gierig rasselnd zur Mordstatt. Keiner kehrt zurück.

Wie ich dich hasse, eherne Schlange! In deinem heißen Leib kocht dampfender Blutrausch; heiseres Gebell entzittert deiner Brust, wenn du, mit Menschenfleisch beladen, schwer keuchend zu der Stätte kommst.

Der erste Schnee auf deinem Grab … Wie endlos baut er dieses Totenland! Ein weißes Meer. Es stockt sein Wellenschlag, auf seinen tausend Inseln glüht das letzte Sonnenblut. Auf diesen Inseln wohnen Namenlose, die kein Mensch gezählt. Hier wohnst auch du.

Ich schreite wie der Landmann durch das Feld. Wer sah schon jemals eine reichere Ernte? Ein Kreuz, ein Kreuz, ein Kreuz – die ganze Welt ist voll

von schwarzen Kreuzen! Wohin du blickst, da recken sie die dürren Arme klagend auf.

Geliebter, Teurer, sieh, ich bin gekommen! Du sollst mir warm in meinen Armen ruhn. Wo find ich dich? Wo fass ich deine lieben Hände? O lass mich küssen dieses müde Augenpaar.

O großer Tod! Was blieb von ihm? Ein morsches Kreuz mit einer Nummer. O Welt! o Wahn! Auch dieser war ein Mensch, in dessen Aug die schöne Schöpfung täglich neu erstand. Auch dieser Mund sprach liebe Worte und schenkte dir um Mitternacht ein volles Herz. Eh er in eisigem Krampf erstarrte.

Der Komet

Allnächtlich lodern die ewigen Feuer
Wie goldene Bäume strotzend empor.
Sie brüllen und seufzen, geistern und lachen,
Und nie vernimmt sie ein sterbliches Ohr.

Es rütteln an ihren silbernen Ketten
Der Löwe, der Stier und der Große Bär,
Aus brodelnden Welten fährt zischend ein Tropfen
Hinunter in das schwarzgähnende Meer.

Da hebt erst der Mensch die schweren Lider,
Der jochgekrümmte Nacken wird frei,
Nun staunt er, nun lallt er verzückte Worte
Und weint und erkennt seine Sklaverei:

„Du seliger Bote aus seligen Höhen,
Du sahst an endlosen Tafeln sie dort,
Die schimmernden, funkelnden, goldenen Paare
Und hörtest des Lebens unsterbliches Wort.

Du glühender Künder himmlischer Feste,
Du sahst und hörtest die Ewigkeit!
Du Heiland, zerbrich unsere Todesgrüfte!
Du flammender Deuter von Gott, Raum und Zeit!“

Franz Xaver Kappus

Doch ihr, die ihr lebt …

Und nachts geht über die Felder von Polen
Ein tiefes Atemholen,
Und über die Dünen von Flandern
Weht ein Wandern – –
Und aus schwarzen, rauchenden Schollen
Recken sich weiße Hände,
Hände, die für eine ferne Legende
Mit tausend jungen Leben verlohten,
Hände, die reden, beten, beschwören wollen,
Gefaltete Hände von Toten.
Da ist eine Stimme, die steigt aus der Kühle
Wunschloser Welten ins Weite,
Die flackert im Gestern und bebt noch im Heute
Und kann nur leise im Nachtwind raunen
Und möchte doch dröhnen wie viele Posaunen –
Die Stimme, die spricht:

„Vergesst das nicht!
Wir haben die jauchzenden Fahnen getragen,
Die eure Wangen purpurn färben,
Wir waren ein Sturm, ein Wald von Flammen
Mit allen zusammen,
Die heute das Zeichen des Kreuzes schlagen
Ob unseren Gräbern. Wir sind gefallen,
Und ihr werdet erben.
Es ruhen unser so viele im Sand,
Und unsere verstümmelten Leiber ballen
Sich tief drinnen im Ackerland
Zu neuen Kräften der Urmutter Erde.
Mit jedem Manne, der schlafen gegangen,
Verglomm viel mehr als sein einzelnes Leben,
Mit jedem zerbrach eine Daseinsgebärde,
An der ein Stück später Zukunft gehangen –

Wir nahmen mit uns die fruchtbaren Stunden,
Die ungeboren in unseren Wunden
Verbrannten – –
Nie werden die Fernen, die Unbekannten
Im Schauer unserer Liebe erbeben.
Und nie wird ein Enkel aus seinen Einsamkeiten
Die Spur unserer Träume heben.
Wir sind die Toten – und dicht bei uns ruhen,
Versargt in ewig verschlossenen Truhen,
Verlorener Geschlechter Möglichkeiten.

Doch ihr, die ihr lebt, besinnt euch beizeiten!
Ihr seid mit eurer Stärke allein,
Und mitten durch euer lebendiges Schreiten
Rauschen die kommenden Tage herein!
Vergesst das nicht:
Wir haben für euch die Felder gedüngt,
Und was aus euch wie aus Bergen bricht
Sind Taten unserer Taten!
Darum, ihr Lebendigen, schafft euch den Raum
Für alles, was mit uns vermodert,
Seid unser Herz, das nimmermehr klingt,
Seid unsere Liebe, die nichts mehr vollbringt,
Seid jedem Enkel der Vätertraum,
Seid Flamme, die segnend lodert,
Seid wir, seid wir!“

Karl Bernhard Capesius

In der Kaverne

Eingesargt ins Urgestein der Erde,
Welche wie in schweren Träumen stöhnt,
Lauscht der Menschensöhne bange Herde
Auf den Tod, der an die Decke dröhnt.

Leib an Leib auf nackten Fels sich schmiegt,
Schatten flackern drohend an den Wänden;
Von den lichtberaubten Wochen liegt
Schmutz und Blässe auf Gesicht und Händen.

Aber wenn der Donner Stimmen schweigen,
Wachen auf die alten Menschentriebe –
Stimmen, weich wie die Zigeunergeigen,
Singen uns von Heimat und der Liebe.

Nachts kommt Essen, und nun gibt's ein Schelten,
Schmatzen, Fluchen und Zufriedensein –
Dann, trotz allem Riesenkampf der Welten,
Schlafen wir beim Trommelfeuer ein.

Nachtstück

Tausend Brüder irren jetzt
Gleich mir durch verschneite Parke,
Und es glüht in ihrem Marke
Leid, das sie ins Dunkel hetzt.

Alle aber nimmt zuletzt,
Wenn wir müde sind, der starke
Stille Freund in seine Barke,
Die ans andere Ufer setzt.

Ach wozu dies irre Wanken,
Brüder, dieses irre Fragen:
„Gott, du Gott, was ist mein Los?“

Schwarz und schweigend stehn die schlanken
Stämme, die ins Dunkel ragen,
Gleich Gespenstern seelenlos.

Leo Hermann

Peter Altenbergs Vermächtnis

Fackeln lodern in den Finsternissen
aller Nächte, die bis heute währten.
Lodern, leuchten zwischen Hindernissen,
zeigen Wege uns zu neuen Fährten.

In den Tempeln aller Jugend klingen
neue Sänge, deren Wahrheit blendet:
Lebenskraft und trotziges Umsingen
wahrsten Glaubens, der im Ursprung endet.

Kampf um Ziel, wo altersschwache Zeichen
über Sümpfen rauchten: Kompromisse …
Vorwärts drängt zur Tat und zum Erreichen
uns dein Wort im Ausbruch der Entschlüsse.

Artur Kraft

Der dumpfe Sumpf

Den Nebel hat die Stadt aus sich geboren;
Die Menschen hauchten ihn aus ihren Lungen
Und täglich tanzt er auf von ihren Zungen.
Sie haben stündlich ihn aus sich verloren.

Ach! hier lebt alles; hat sein klein Genügen
Und keiner, keiner will sich höher schwingen.
Wie soll ich diesen dumpfen Sumpf durchdringen?
Ich stürze mich verzweifelt ins Vergnügen …

Auch dies wird hier verteilt in matten Mengen?
Oh, alles greint zum Hohn ein halbes Leben!
Enttäuschung fühl ich fahl im Blute beben,
Dieweil die stärkern Wünsche mich versengen.

Albert Maurüber

Mein Kamerad

I.

Mein Kamerad! Wenn sich aus Deiner Hand der Baum der Tat erhebt, wirst Du vielleicht nur Ahnen haben um den Weg, den Du zu schreiten anhebst …

Und doch wird es vielleicht geschehen müssen, dass du in vielen Stunden kämpfst mit Deinem Vater, Stirn an Stirne, und kämpfst mit fremden Vätern – Väter sind sie bald, wenn Jugend stürmt – und dass sich heilig Zorn ergießt aus Deinem Munde.

Es wird vielleicht geschehen müssen, dass Du die Welt, aus der Du kommst, in Stücke schlägst, um aufrecht dazustehen, verantwortlich im Feuer Deiner Taten …

Es wird vielleicht geschehen müssen, dass Du auf einem Posten stehst, wie einer, der im Leuchtturm wacht und Schiffe rettet Nacht um Nacht und doch vergessen steht und kämpft …

Es wird vielleicht geschehen müssen, dass Du ein Führer bist und auf die Barrikaden steigst als Erster und rufend Deine Stimme ausschickst unter Schüssen von Maschinengewehren und, brausender Windstoß der neuen Zeit, getötet wirst im fruchtbarsten der Jahre …

Es wird vielleicht geschehen müssen, dass Du mit Strenge ankämpfst gegen Dich und erst in jahrelanger Arbeit ausreißt alle Wurzeln des Gemeinen und Hässlichen in Dir …

Es wird vielleicht geschehen müssen, dass Du vereinsamt stehst in einem Haufen fauler Menschen und von Qualen durch und durchgewühlt nur schreiten kannst Kometenbahn und in den Nächten Deine Schreie auswirfst über Fernen …

Mein Kamerad, Du sollst Dich täglich hundertmal entscheiden, wenn Deine Hand sich jähe krampft zur Tat.

II.

Mein Kamerad! Ich rufe Dich, wie es der Schmerz der Tat mir entpresst und die Wollust: Täter zu sein, aufquellen lässt aus meines Menschtums Tiefen …

Nicht darfst Du kreisen, ein unendlich ferner Fixstern, der zu Bettlern oder Fürsten ausschickt krankes Licht …

Denn es ist auferlegt Verantwortung: zu zeugen für das Leben!
Ob wir uns in den Sielen mühen, die der Tag umspannt, ob bettelnd an den tausend Quellen schmachten,
ob unser Mund verstummt vor Gier nach einer Bruderhand,
ob er in vielen Stunden weint und schreit vor schwarzer Wand,
ob wir in Brunst die Glieder ketten, oder auf Totenbetten verröcheln …
es ist uns auferlegt Verantwortung: zu zeugen für das Leben, mein Kamerad.

III.

Mein Kamerad! Dröhnend braust der Appell zur Tat um Dich,
Dich rufend an die Seite des Führers, des Schreiters,
Dich rufend zur Revolte und zu den heiligen Fahnen,
Dich rufend: auf breiten Straßen zu ziehen. Hände zu halten,
Dein Wort zu entfalten, fliegende Fahne zu sein.

Und es läuten die Glockentürme der Welt,
Millionen Herzen sind aufgehellt,
unendlich fluten rote Choräle,
Mensch und Mensch eint eine Seele …

Und alle marschieren in singender Inbrunst,
dröhnend zerbrechen Mauer und Dunst
und Sonne, o Alte, wirft ihre Strahlen,
Dir zu und uns zu und allen
Kameraden! –

Alfred Margul-Sperber

Frühfahrt im Schnellzuge

Ringsum nur kreisende, brausende Fläche,
pfeilschnell entstürzen im Fluge uns Bäche,
bleigrauer Himmel, vom Morgen zerfressen,
lastet auf Städten mit Häusern und Essen …

Wenn sich zwei Züge jetzt kreuzen müssen,
sind es zwei Bestien, fauchen verbissen.
Höher und tiefer steigen die Drähte,
endloser Landschaft unendliche Nähte.

Aber ich, brausend ergossen in Weiten,
fühl jede Schwere des Seins jäh vergleiten,
fern blaut der Berg schon mit Höhen und Schlünden,
r a s e n d e s L e b e n , in dich will ich münden!

An die Geistigen

Blutstrom klärte sich.
Ich enttrat dem Grauen. –
Muss ich neuer Welt
brausend Antlitz schauen?

Rufe, sterneweit,
himmelan Gerüste,
in ein Frühlingsland
wandelt sich die Wüste.

Zwischen Hand und Hand
Abgrund füllt sich aus.

Brüderlicher Schrei
brünstet durch das Haus,

alter Zeiten Hass
fällt in Urzeit-Schlund;
Mörder, Hur und Kind
treten in den Bund.

Der du dieser Zeit
starke Formeln bannst,
Dichter schrei den Tag
den du fühlen kannst!

Eng-Sein, wirf es fort!
aufgeh im Gewühl!
Hunden sei und Baum
Mund, und Mit-Gefühl!

Dem neuen Menschen

Du bist die Kraft,
in den Flächen deiner Hände
trägst du lächelnd Gestaltung,
aber deine Stärke weiß nichts von sich selber.

Erde bebt vor deinem Schritt,
Stürme brausen mit dir
und du zauderst vor der dünnen Bretterwand,
die das Land der Verheißung verhüllt?
Stürze ein, schlage ein, splittre!
Wann sollen Ketten fallen,
willst du nicht Hammer sein?!

Die schmerzliche Zeit

Eine Gedichtreihe (1918)
Gewidmet den Brüdern in allen Ländern, die inmitten des Wahnsinns, der Zerstörung und des Mordens das leuchtende Ziel: M e n s c h l i c h k e i t nicht aus den Augen verloren haben.

Der Rabe

Erzählung eines Kameraden

Lange Zeit hatten wir in unserem Graben
zum seltsamen Genossen einen Raben.

Eines Tages flog er in unseren Unterstand
und fraß gleich zutraulich aus der Hand.

Es schien ihm bei uns zu behagen und er blieb.
Alle Kameraden hatten ihn lieb.

Wenn sie des Nachmittags spielten und sangen,
befasste er sich mit Würmerfangen

oder lugte hinüber zum Waldessaum;
immer dann sah ich ein Bild wie im Traum:

Meiner Heimat Äcker. Stiere pflügten am Rain
und Raben, viele Raben hüpften hinterdrein …

Gestern gab es Angriff, und da sich das Feuer gelegt,
hat den Raben eine letzte verirrte Kugel weggefegt.

Hart neben meinem Kopfe saß er am Grabenrand
und krallte im Sturze stäubend die Fänge nach meiner Hand.

Erst war ich stumm und traurig; nun aber bin ich froh:
Rabe, es ist besser so,

denn wer weiß, vielleicht morgen in Essensnot,
lieber Rabe, schöss ich dich tot,

oder übermorgen, nach dem Trommelfeuergraus,
hacktest du mir die gläsernen Augen aus.

Eine kleine Störung

Im Försterhause. Der Vater ist
wiedergekommen nach langer Frist.

Alle sitzen beim Abendessen,
stundenlang ist der Krieg vergessen,

alle beseligt heute allein
das Glück, wieder beisammen zu sein.

Der Jüngste aber, dem über die „Schlacht“
erzählen zu hören Freude macht,

ruft plötzlich, die Wangen vor Neugier gerötet:
„Vater, hast du viel Russen getötet?“

Die Lampe flackert. Keiner spricht.
Der Vater findet die Antwort nicht …

Die Hirtenflöte

Was ich hier erzählen will, ist
eine einfache Geschichte,
kaum wert, dass man sie erwähne.

Irgendwo in Polen war es
(an der Nida, an der Weichsel?
doch der Ort tut nichts zur Sache.
Zeit? An einem jener Tage,
da der Kriegsbericht erzählte:
„Keine nennenswerte Meldung“).
Also: Drüben lagen Russen,
hüben eine Kompanie
Schützen, 30. Ukrainer.

Abend war es, und die Leute
schwatzten oder spielten fröhlich
Einundzwanzig in den Gräben.

Einer holte aus dem Rucksack
eine kleine, holzgeschnitzte
Hirtenflöte, wie sie jeder
Bauer der Karpaten hat.
Erst versuchte er, die Töne
wahllos durcheinandergreifend,
und dann schwebte lind, gedämpft
eine jener traur'gen, leisen
ukrain'schen Hirtenweisen
klagend in die Nacht empor.

Horch! von drüben wie zur Antwort
scholl es, erst vereinzelt, und dann
immer stärker werdend, in den
gleichen Tönen, gleichen Worten,
scholl das gleiche Lied (Kleinrussen
waren es wahrscheinlich) und aus
hundert rauen Feindeskehlen
schwebte jene traur'ge, leise
ukrain'sche Hirtenweise
klagend in die Nacht empor …

Stille war's auf unsrer Seite,
kaum dass man zu atmen wagte.
Also spannen leise Töne
über Abgründe des Todes,
Stacheldraht und Minenfelder,
über mordzerwühlte Erde
zwischen Feind- und Feindesherzen
eine Brücke durch die Nacht.

Eine ganz kleine Geschichte

Es war in einer Mondnacht, da Hauptmann X der Gedanke kam,
einen kleinen Strich Kornfeldes niederzulegen, der vorne die Aussicht gegen
den Feind benahm.

Ein hagerer Bosniake meldete sich herzhaft
zu diesem Werke; eine Sense hatte man im Dorfe rückwärts beschafft.

Bald sah man seine sehnige Gestalt, dunkel gegen den silbernen Himmel
im Felde stehn
und bedächtig schreitend, Schwade um Schwade niedermähn.

Hauptmann X, der eben einem Leutnant die Rumflasche bot,
grölte plötzlich auf: „Du, der sieht beinahe aus wie der Tod!“

Aber viel hundert Soldaten, die hüben und drüben in den Gräben saßen,
lähmte der Schrecken so in dieser Nacht, dass sie Trinken und Kartenspiel
vergaßen …

„Trommelfeuer schwerer Geschütze gegen Kote 76!“

O, hier muss Gott eingeschlafen sein!
Nicht weckt ihn das Gebrüll der von Granatenschlägen berstenden Erde,
nicht das Wehgeschrei der Gemordeten in den Kavernensärgen,
nicht das entsetzliche Stammeln derer, die in diesem Getöse irrsinnig werden!

Und o! einer wühlt in seinen eigenen Eingeweiden,
einer hat sich selber die Gurgel durchgeschnitten,
einer kaut mit zerfetzten Kinnbacken an einem vertrockneten Endchen Wurst.

Hier muss Gott eingeschlafen sein!

Doch manches Mal dann, wenn erlöschendes Stöhnen in stummer Nacht
verquillt,
tut er seine Augen auf,
seine blauen, wundertiefen Sternenaugen,
und unendliches Weinen perlt lautlos auf all dies Entsetzen verwüsteter Erde
herab …

Heimweh

Eine Episode aus dem sibirischen Gefangenenlager

Der Kranke, der dort schmal und reglos unter dem weißen Linnen lag,
wurde blasser und eingefallener mit jedem Tag.

Manchmal flackerten seine Blicke irre zum Fenster hinaus,
da lachte Frühlingssonne vor dem öden Haus.

Ihm zu Häupten hing an einem Band
die schwarze Krankentafel unbeschrieben an der Wand.

Einmal blickte er im halben Traume hinauf,
wurde plötzlich seltsam unruhig, richtete sich mühsam im Kissen auf

und schrieb mit einem Stückchen Kreide, das er daneben fand,
„Heimweh“ darauf, in großen deutschen Lettern, mit zitternder Hand …

Der Inspektionsarzt, der am nächsten Morgen durch den Saal die Runde ging,
(ein blonder Kurländer, der hier seine Laufbahn anfing,

sehr jung noch, aber sein Gesicht hatte schon viele Leiden gesehn,)
musterte den Kranken teilnahmsvoll im Vorübergehn.

Er sah die Aufschrift, las und begriff sie, und stand
einen Augenblick still, wie von jähem Schmerze gebannt.

Dann wandte er sich um und sagte – seine Stimme klang traurig und schwer –
zur Krankenschwester leise: „Dem hilft nichts mehr.“

Epilog

Über die Hügel derer, die gefallen sind,
wächst Gras;
um zerborstene Mauern
rankt Efeu Vergessen;
aber wer gedenkt aller, die diese Zeit
l e b e n d i g zerbrochen hat?
O über die Hunderttausende von Krüppeln,
die nun irre und fassungslos in das u n v e r ä n d e r t e Antlitz einer Welt blicken,
die sie mit ihrem Blute erlösen wollten!
O Schmach der medaillengeschmückten Stelzfüße,
die den Kriegsmillionär in die Theater fahren,
wenn sie mit tiefem Bückling den Wagenschlag öffnen!
Schmach der zerschossenen Helden, die Plakate der großen Schuhfabrik an die Mauern kleben,
jener Fabrik, die im Kriege „ausschließlich für militärische Zwecke" arbeitete!

Aber ungezählter Menschen, derer ihr vergaßet, will ich euch erinnern:

Wisst ihr von den Müttern, die nachts schreiend aus dem Schlafe fahren, wenn ihnen der vermisste Sohn wieder furchtbar im Traume erschienen ist?

Kennt ihr die Seele aller, die aus dem Kriege heimkehren? (Wie schlottert ihnen die ungewohnte Zivilkleidung um den Körper; auf den Straßen fährt die Hand unwillkürlich an die Stirn, wenn sie einem Offizier begegnen; oder sie erstatten im Schlaf plötzlich laut eine militärische Meldung). Ihr Wille ist zerbrochen, zu lange hämmerten Granatschläge an ihre Schädel; die Hand, die sich krampfhaft zum gewohnten Friedenshandwerk zwingen will, versagt.

Die alten Bekannten wenden sich befremdet von ihnen ab, wenn zuweilen ihnen harmlos ein gemeines Schimpfwort entfährt, das sie so oft an der Front gebrauchten.

Wisst ihr von der unermesslichen Qual sibirischer Gefangener?

Zu Tausenden ziehen sie durch Eiswüsten und Sandsteppen, von Heimweh getrieben; unzählige erfrieren am Wege in Schneestürmen oder fallen von den Waggondächern unter die Räder, überwältigt von Müdigkeit.

Und wenn sie dann endlich vor der Wohnungstür stehen (o wüsstet ihr, wie ihnen das Herz zum Zerspringen pocht!) und eintreten, flüchtet das jüngste Kind schreiend vor dem Unbekannten, und die Frau starrt lange prüfend in das bebärtete Gesicht, eh sie an seine Brust stürzt.

Aber Fremdheit waltet unsichtbar im Hause, im Schlaf und Wachen grinst ihm aus Bett und Wand ein fremdes Mannsgesicht, und oft hält er mitten im Gespräch inne, blickt starr ins Antlitz seiner Frau – und schweigt.

Wie viele wissen von dem Leide dieser Seelen?

… Ihr Brüder einer bessern Welt
die ihr erbleicht seid, wenn ihr von der neuen Tat eines eurer U-Boote laset,
oder von den Massenverlusten des Feindes beim missglückten Versuche, eine Stellung zu nehmen,
oder von den Bombenwürfen eurer Flugzeuge auf eine volkreiche Stadt,
die ihr wusstet, dass es die gleiche Sonne war, die draußen im Felde Freund und Feind ausdörrte,
der gleiche Wind, der Freund und Feind lieblich kühlte,
die gleiche Nacht, die all das Entsetzen des Todes und der Zerstörung verhüllte,
die ihr wusstet, dass die Erde, die ihr im Feindeslande
wundfiebergeschüttelt mit den Händen wühltet, die gleiche war wie in der Heimat,
die ihr zusammenbrachet, als man euch einen Flammenwerfer gegen den Feind zu bedienen befahl – – –

O ihr Brüder, vergesset nicht derer, die ich euch jetzt genannt habe, vergesset nicht des ungeheuren Rettungswerkes: Mensch!

Du, Bruder des siegreichen Landes, vergiss nicht im Wahnsinn der Siegesumzüge und Triumphreden deiner Hauptstadt dieser Losung!

Und du, Bruder des besiegten Landes, dem die Niederlage schwere Lasten aufbürden wird, verzage nicht und vergiss nicht dieser Losung!

Sehet, unser sind so wenig, die wir wissen, dass „Vaterland“ nur eine schmähliche Phrase ist, und nichts gilt gegen den süßen Klang einer Menschenstimme,

die wir wissen, dass der Held auch nur ein Mörder ist,
die wir unerbittlich und hemmungslos zur Hilfe entschlossen sind,
die der Notschrei einer Welt von uns fordert.

Wir wissen aber nicht, o Brüder, wie viele noch zu uns gehören werden,
wir wissen nicht, ob unser letzter Laut ein Siegesgeschrei oder ein Todesröcheln sein wird.

Wie es aber auch kommen mag,
es wird heißen müssen, brennend, inbrünstig, sternverzückt:

Es lebe die Menschheit!!!!

Impromptu

Ich schreite durch die alte Baumallee,
der Abend atmet seltsame Gefühle aus:
o Liebessehnsucht alternder Mädchen, o Verzweiflung jugendlicher Selbstmörder,
o totes Lächeln traumhafter Dirnen, die sich mir stumpf hingaben …
vertrocknetes Blut gemordeter Sehnsucht quillt auf und redet.

Die rauschenden Bäume verstehen mich nicht,
die regenschwere Wolke heuchelt nur Tränen des Mitleides,
heute verstehe ich mich nur selber, ich klage an,
bin Ankläger und Verdammter:

… Dass Frauenfüße traumgleich neben mir herschritten,
und ich ihren Takt und das Rauschen ihres Kleides nicht verstand!
dass ein küssender Mund mir Seele hauchte
und ich nur Fleisch und zuckenden Muskel spürte!
dass Liebe mich nicht fort, in Sturmeswogen trug!
warum, warum so fremd war mir Musik von Haar und Wimpern?
O jedes Lächeln, das ich log, und Weinen, das ich stumm verzog!
o all ihr Frühlinge der Seele, erstorben unter Frostreif der Gedanken!

Dem Herbstwind gleich
im dorrenden Gesträuch,
streich ich durch Gärten und verwelkte Wiesen.

O Liebes-Hauch und Duft, o Sommertraum!
nun bin ich einsamer als Blatt und Baum!
nicht Blatt nicht Baum, wenn ich Ruhe finde,
so fass mich Sturm, so packe mich Orkan
und treibe mich entfesselt durch die Leere!
doch Herbstwind kann nur schmeicheln, mild umfahn,
und füllen mich mit namenloser Schwere – – –
mich fröstelt so – …
wo bin ich, wo?!
ich habe niemand auf der Welt als mich!

Und doch, da fand ich einen Kameraden!

Von der Laterne Flackern grell gestreift,
trat mir dein bleiches Antlitz aus der Nacht entgegen
und wie mein Auge auf das deine traf,
erkannte dich mein Herz, das nie dich sah.
Mein Herz hat dich erkannt und weiß nun alles,
und alle, alle die Vergangenheiten
die du mit müdem Schritte nach dir schleifst,
sind mir bewusst, will ich dich dran erinnern:

… Weißt du, weißt du noch die Kindernächte im Park,
wo du die unsterblichen Maikäfer unter den Bogenlampen fingst?
die Zeit, da du Stanniolpapier presstest, Abzugsbilder an die Fibelblätter riebst,
Geldstücke mit dem umgekehrten Bleistift in die Hefte paustest,
erinnert sich deine Seele noch der Freuden des ersten Briefmarkenalbums?
und o! wie du heimlich die verbotenen Sherlock-Holmes-Hefte verschlangst!
Und dann viel später, wie dich der erste sengende Strahl aus Mädchenauge traf,
die tödliche Feigheit und Scham deines ersten Liebesgeständnisses
und wie du dich dann in ernster Bücher Dunstkreis vergrubst.

O mein Bruder, ich weiß alles, mein Herz hat mir gesagt,
dass du erst unlängst eine ganze Nacht bebend am Brückengeländer standst,
und ins schwarze Wasser starrtest,
deiner Augen Flackern sagt mir, dass du mein Bruder
j e t z t einen Revolver in der Manteltasche trägst,
und deinem Leben ein Ende machen willst!

Ich aber schreite stumm an ihm vorüber …
mich hat ein namenloser Wind gefasst
und treibt mich irre in die Stadt zurück
und auf dem Domplatz lande ich zuletzt.
Die Nacht steigt dünstend aus asphaltnen Fliesen,
der Dom steht in die Höhe aufgereckt,
und lauscht aufs Atmen der gepressten Stadt.
In eine Halle hab ich mich verloren,
nun reißt mich eine Treppe jäh empor
vielhundert Stufen hoch – – da, Plattform, Luft,
des Himmels schwarzer Bogen über mir,
und unter mir versteintes Meer der Häuser
unendlich ausgebreitet in die Nacht.
Hör ich nicht brausend Pulsen eines Lebens,
das dort in vielverschlungner Windung schläft,
das Atmen von Millionen Menschenherzen
lusttaumelnd, trunken, leidgepresst, gedämpft?
Über die Brüstung steh ich weit gebeugt
und lausche atemlos hinab, gespannt
jegliche Fiber meines Körpers – da – !
ein Laut schlug an mein Ohr, fern, doch bestimmt,
der riss mich taumelnd nieder auf den Boden,
mein Herz brach auf und überspülte mich
mit Scham und Wissen meiner Niedrigkeit!
und über mir barst eine Welt zusammen! – –

Es war der klare, gedämpfte Klang eines Schusses!
Und ich, ich weiß es nun, tödlich bestimmt:
Mein Bruder, der du irre durch die Parknacht triebst,
hast dich jetzt hinter einem dunklen Gebüsche erschossen!!
dein warmes Blut strömt aus und deine verglasenden Augen starren in den Nachthimmel,
starren Anklage gegen mich, gegen mich!
o ich Verruchter habe alles von dir gewusst,
und ich sang Psalmen deiner und meiner Kindheit, Vergangenheit, in meiner öden Seele,
und ging stumm an dir vorüber,
statt auf dich hinzuschreiten, dir den Revolver zu entreißen und dir zu helfen
zu helfen, zu helfen!

O ich habe den ganzen Abend wollüstig Verzweiflung gewinselt,
mich am Schmerze ungelebten Lebens berauscht, an leiderfüllten Rhapsodien verzückt,
und hätte dich aufrichten können, trösten, dir helfen,
und habe es nicht getan!
Einem Menschen, der mir entgegentrat, habe ich nichtgeholfen,
und eine Welt schreit nach meiner Hilfe!
Toter Bruder Selbstmörder, durch dein Opfer ist mir meine Bestimmung klar geworden:
Fluch meiner Trauer, Fluch meiner Schönheitsduselei, Fluch meiner Dichtung!!!
Brüder, zerreißt dies Gedicht, wenn ihr es gelesen habt,
nur den letzten Fetzen nehmet und traget ihn auf der Brust,
diese letzte Zeile, die ich, Flammenwerfer einer ungeheuren Erkenntnis, euch zubrülle:
Hilfe den Menschen, Brüderlichkeit, Hilfe!!!!!!

Das Dienstmädchen weint beim Schuhputzen

Als der junge Herr nach den Weihnachtsferien wegfuhr,
den das junge Dienstmädchen heimlich liebte, seufzte sie nur.

Den ganzen langen Tag über verschlangen
Arbeiten und Botengänge ihre Gedanken.

Aber am nächsten Morgen, da sie das Herdfeuer anfachte
und sich dann, wie immer, an das Schuhputzen machte,

da kam es ihr in den Sinn, dass ein Paar Schuhe fehlten, ein Paar Schuhe bloß
und das ganze Leid ihres armen, kleinen Schicksals brach in ihr los.

Dann hat sie beim Flackern des Herdfeuers, das so viele Dienstmädchenlose bescheint
lange und anhaltend in die kalte Winterdämmerung geweint.

Der Schuft

Im Nachtcafé
durch Geigenton und Tabakrauch
kam mir so leis, so weh
dein fernes, totes Bild wie Traumeshauch …

Durch Dirnenlächeln, blass und müd
sah ich dein Lächeln süß verrinnen
und aus dem Lärm von Bass und Tamburinen
sang deine Stimme schluchzend mit.

Der Kellner rannte durch den Saal geschickt
und klapperte entsetzlich mit den Tassen …
ich aber dachte, ganz dem Lärm entrückt,
wieso es kam, dass ich dich jäh verlassen –

Und eine dieser Frauen, o wie glich sie dir!
huschte vorüber, lächelte und winkte mir …
dass ich erschüttert weg das Antlitz wandte
und plötzlich dich sah! treibend auf den Straßen!

Im Nachtcafé, im Lärm von Bass und Tamburin
geschah es einen Augenblick, dass ich entsetzt erkannte,
wie sehr ich an dir schuldig bin!

Mein liebster Leser!

Vorspruch zu meinen Gedichten

Ich schulde dir Aufklärung, warum ich diese Gedichte schrieb;
Ich habe die Welt so lieb,
die blaue Luft und das leuchtende Meer und den schwebenden Schritt der Frauen,
und die schweigenden Berge, die weit in sonnige Täler schauen …
– –
Ich liebe mein vergangenes Leben.
Siehe, ich habe meinen Gedichten den Duft der schwindenden Tage gegeben,
das Heimweh der Kindheit und die Hoffnungslosigkeit meiner Lieben

und aller Freundschaften, die mir schwanden und blieben.
Mein Leben war niemals interessant
und doch hat mein Herz viele Schicksale gekannt.
– –
Aber vor allem gilt mein Lied
dem Menschen. O allen, die trostlos und müd
Liebe zur Erde im Herzen tragen,
allen, die in diesen dunkelnden Tagen
Wahnsinn des Hasses entsetzlich entzweit,
sei meine vergehende Stimme geweiht!
– –
Ich will nicht, dass du meine Gedichte liest,
da doch Lesen meistens Missverstehen ist,
aber du sollst Wonne und Trauer, Weinen und Lachen
meiner Seele noch einmal durchmachen!

Ich habe dir nicht zu g e f a l l e n gemeint
mein Wunsch ging nicht dahin, dass mich einst Professoren rühmend nennen –
aber jeder Einsame, der um Namenloses weint
möge in mir seinen Bruder erkennen!

Zwei Gedichte

Dem Andenken des toten Verkündigers einer neuen Zeit,
L u d w i g R u b i n e r, gewidmet

Den Zigeunern

O mein Brudervolk, über alle Meere verstreut,
Volk, dessen Seele in Klängen der Töne aufrauscht,
dessen Wandervogelherz den tausend Winden lauscht,
über große Fernen grüße ich dich innig und brüderlich!

Was trieb dich einst aus deiner alten Heimat fort?
Man sagt, du seist den Ketten der Knechtschaft entflohn.
Aber ich habe deine stolzen Söhne vor schluchzenden Sälen Spielen gehört,
und weiß, dass du ein Volk von Königen bist.

Nein. In eure Herzen, sesshaft und friedlich in glücklichen Gefilden
fiel verzehrend wie Pest das Feuer der göttlichen Krankheit.
Heimweh nach der Welt. Und ihr zerbrachet eure Pflugscharen
und zoget hinaus, in unendliche Fernen und unbekannte Geschicke.

Und ihr wisst: überall ist der gestirnte Himmel wunderbar über euch.
Und ihr lächelt, wenn euch manchmal ein Steinwurf oder Peitschenhieb trifft.
O herzliche Märtyrer! Man höhnt und verachtet euch,
die ihr das unsichtbare Mal einer göttlichen Sendung traget!

Auch ich entstamme einem verfluchten Volke. Die Zelte meiner Ahnen
standen im duftenden Abend unter Zedern des Libanon.
Aber ich habe es niemals empfunden, dass das Blut meiner Adern
anders wäre und schlechter als das meiner Mitmenschen.

Man schilt mein Volk, dass es verderbt sei und böse. Und doch hat einer seiner Söhne
aus seinem übergroßen Herzen der Welt den Glauben der Liebe und Duldung gespendet.
Man schilt es feige. Und doch haben seine Söhne
die Revolutionen gemacht und sind als erste auf den Barrikaden gefallen.

O mein Brudervolk, Zigeuner! Schon grauen die Zeichen einer Zeit,
die uns alle erlösen wird. Brüderlichkeit strömt über die erwachende Erde,
Flammenrufe erstöhnen. Aber ihr seid uralte Vorboten
des göttlichen Glaubens, dass es nur eine Heimat gibt: die Welt.

Ode

Die Welt verblutet nach Menschlichkeit und Brudertum.
Wird dieser Durst der Millionen Kehlen nie gelöscht?
Werden die brennenden Seelen, die heute Fieberrausch fasst,
wieder in satter Trägheit des Gleichmuts verstumpfen?

Nein! Die Welt treibt wirbelnd im Kreise! Nie kann
sie zurück! Zu tief traf der Bruder den Bruder ins Herz.
Zu viel des Bluts ist geflossen, als dass es vergebens
ein könnte. Schon steht der brausende Flug

der Stunde über uns, die alle Verkettungen löst.
Aufschluchzend stürzt die Menschheit voreinander in die Knie.
O Tiefgemeinsamkeit, o Entrückung, o letztes Verrinnen ins All!
mein Mund verstummt vor der Posaune dieses Donnerworts.

Der Schrei

Ich stand am Berge. Frühling war im Gang:
Die Erde glühte groß, und Sonne sang.
Der weiße Feiertag des Lebens quoll
Erstrahlend übers Tal und ruhevoll.

Ich stand am Berge, jubelnd. Doch ein Schrei
Zerriss das Leuchten, und es sank vorbei.
O Brüder Menschen, leidend durch die Zeit,
Was soll mir Licht, wenn ihr im Dunkel seid?

Tiefbahn

Durch Schächte rollen wir, goldene Flut
Der Menschen, die manchmal sich aufhält und ruht.
Viel Lichter sind da. Doch keines verweilt:
Wir brausen weiter, geeint und zerteilt.

Dem toten Himmel der Straße entflohn
Wir in Klüfte, die jäh nun vorüberdrohn.
Auch hier gibt es Lächeln und Lüge und Pflicht.
Wir sind umstellt. Wir entfliehen nicht.

Auf unseren Schultern lastet nun schwer
Die ganze Stadt. Wir wissen nicht mehr:
Ist über uns ein Abendstrom klar
Oder ein trunkenes Liebespaar?

Wir Städtesöhne sind ohne Stern,
Aber wir schluchzen im Dunkel gern.
Wir rinnen in Tiefen. Die Unterwelt
Schenkt uns den Traum eines Sonntags im Feld.

Café de la rotonde

O weißer Lüster siedend über brausenden Gesprächen!
Die Frauen sind ein Meer, erstarrt in Lächeln.
Die Kellner wehn wie Winde auf und ab.
O müde Stunden, träumend hingedröselt!
Hier bist du einsam.

Ist dies Paris? In diesen fernen Frauen
Ist alle Süßigkeit und aller Dorn
Der Bauernmädchen, die du einmal liebtest …
Und hörst du nicht aus irgendeiner Ecke
Die fernen Worte: „mândrulița mea“?

Und auf und zu klappt schicksalsschwer die Türe
Zur Toilette. Und wie bleich sind diese
Geschminkten Frauen, wenn das Männchen ruft!
Ein Pintsch im Schoße einer Dame kokettiert
Gelangweilt mit dem Ausgang. Ein Klavier
Speit Foxtrottrhythmen auf die müden Bestien.
Ein Schrei rülpst auf aus allen, die da dösen,
Ein frecher, roter Schrei: Gelangweiltsein …
– –
Und dann:
Ein Tramwagen fährt dich gefroren heim
Und speit dich aus in die Nacht, irgendwo,
Wo Mietshäuser ragen und Elend stinkt.
Und du wankst die ewige Straße entlang,
Wo Lampen stehen und glotzen blöd.
Die Treppe. Fünf Stock. Und dein Schlüssel kreischt.
Das Zündholz flammt auf. Vier Wände. Ein Bett.
Und jammernd hinter der Tür versinkt
Ein anderer Tag deines Lebens.

Das Fenster

Du bist das große Auge, das mich der Welt verbrüdert.

Oh, mein Zimmer hat vier kahle Wände –
Irgendwo welkt ein Strauß,
Hängt ein blondes Bild,
Irgendwo hockt ein Haken, an dem ich mich morgen erhänge.

O Fenster! Kreuz des Südens über meiner Wüste!
Nordlicht und Mitternachtssonne und Milchstraße meiner
Verzweiflung!
Fällt Abend gelblich ins Zimmer,
Läutet die dunkle Glocke des Himmels,
Träumt in den Gassen unten die traurige Harmonika.

Du bist die Morgensonne, die täglich meinen Schlummer küsst,
Der zitternde Baum im Frühwind,
Der winselnde Hund am Asphalt,
Und das lächelnde Mädchen zwischen den Rosentöpfen:
Durch dich fallen die letzten Menschenschritte in meinen Schlaf,
Trinkt mein Auge die Nacht,
Rieselt die funkelnde Stille der Sterne,
Schluchzend küsse ich dein gutes sterbendes Licht.

Schulreminiszenzen

Meinem Freunde, dem Weltenbummler und Trinkeramateur
H. G. Shapiro zu eigen

Gestern,
Mitternacht, Heimweg aus dem Kino,
Gaslaternen schläferten im Nebel,
Obligate Dirnenpromenade,
Das vielgeplagte Pflaster atmete auf,
Hunde hielten verspätete Rendezvous,
Altgewohnte Stimmung fröstelte:
Also dazu bist du auf der Welt?

An einer Straßenecke:
Ein Trunkenbold lehnte schräg an einer Mauer,
Stellung: als wollte er das Haus von der Stelle schieben –
Unbeweglich.
Gestalt bildete mit Mauer und Schatten auf dem Pflaster
Rechtwinkliges Dreieck.
Mir fiel die alte, schöne Formel wieder ein
Ewigen pythagoreischen Lehrsatzes:
$a^2 + b^2 = c^2$;
Und die vergessene Schulbank summte:
Alkohol ist eine zyklische Kohlenwasserstoffverbindung …

Dann raffte er sich auf,
Schwankte, torkelte durch die leere Straße
Bizarres Zickzack:
Besoffene Hypothenuse trollte sich davon,
Nachweinten die verlassenen Katheten im Nebel
Unergründliches Lamentoso der Dinge.

Zehn Schritte weit
Prallte er an eine unsichtbare Mauer
Und bettete sich erhaben und gelassen auf zärtlichen Asphalt.

O Schwerkraft,
Mutter allen Erbarmens,
Süße Trösterin der Allzuschweren im Geiste!

Episode

Arme Prostituierte von Paris,
Letzte Verworfene, die zu allem bereit war.
Als ich heut nacht mit dir im Bette zusammenlag
Und alles vorüber war,
Die künstlich gesteigerte Lust
Und auch der Ekel,
Und du nach getaner Arbeit gleichgültig, freundlich ins Leere starrtest,

Da fühlte ich plötzlich,
Dass mit uns unter der Decke noch andere Dinge waren:
Deine Puppe,
Dein Konfirmationskleid
Und dein erster Liebesbrief.

Und ich begriff nicht
Und fluchte Gott.

Tango Argentino

Der Sternenträumer phthisisches Gesicht
Irrt durch den Straßennebel wie zerbrochen,
Schon haben ihn im Gaslaternenlicht
Die blassen Huren alle angesprochen.

Er schüttelt ab. Ein brennend Ding im Mund,
Ekelgrimasse, Kragen hochgeschlagen,
Sieht er, bereit zum Einsturz fast, im Rund
Der Häuser schreckliche Gespenster ragen.

Es ist nicht Regen, was auf Dächer fällt,
Er selber regnet, fröstelt durch die Gassen,
Vielleicht hat heute ihn ein Lied gequält,
Vielleicht ihn seine liebste Frau verlassen.

Fern durch den Nebel fesselt seinen Blick
Der Tanzsaal – weißer Stern im Schaum der Lieder,
Wie weicher Glieder Quellen stürzt Musik
Auf seine Trauer und entführt ihn wieder.

Er wankt hinein. Viel Lichter sind. Die Bar,
Er steht im Kreis und überfliegt die Wogen,
Die große Üppige, brandrotes Haar,
Hat wie Magnet ihn mächtig angezogen …

Das ist kein Tanz. Die Schlangen gleiten so,
Wo Kreuz des Südens flammt und Büffel grasen,
Wo Pampa endlos schläft im Kreis und wo
Der Anden ungeheure Horizonte rasen,

Die Orchidee hinträumt, umschlungen vom
Wildflutenden Gesange der Lianen,
Breit durch den Saal braust Amazonenstrom,
Vom Lüster strahlen tausend Sternenbahnen.

Und trunken lacht der Dolch im Blut. Der Schoß
Der Frauen trägt den Keim zu tausend Seuchen.
Der Lasso wirbelt und erwürgt. Grandios
Stampft gelbes Fieber über blaue Leichen,

Der Sternenträumer brennt in heller Glut.
Er tanzt nicht mehr. Er stirbt in wildem Rasen,
Er wird gemordet. Süß vertropft sein Blut,
Sein Schrei verröchelt gurgelnd in Ekstasen.

Doch plötzlich birst Musik mit hartem Schrei,
Verkrampfte Paare lösen sich und beben.
Sie stehn heißatmend jäh. Sie gibt ihn frei.
Er fällt dumpf hin. Er wird sich nicht erheben.

Sang von unserer Sendung

Am Abend, wenn wir mit zärtlichen Fingern in alten Büchern blättern
Und staunend gewahren, wie weiß unsere Hände sind;
Wenn unser Gespräch leiser wird und trauriger unsere Stimme
In der köstlichen Schwebe der Zeit, wenn der Tag lächelnd scheidet, wie ein Kind, das stirbt,
Wie eine süße Freundin, die auf immer Abschied nimmt,
Und die funkelnde Nacht noch nicht gekommen ist, in deren Tiefen wir uns der Einsamkeit vermählen,
Am Abend, in jener seltsamen grauen Spanne, Freund,
Geschieht es, dass seltsam unserem Munde der Sang unsrer Sendung entschwebt.

O unheilig Volk, wir Poeten!
Verächter, Ungläubige, Verzückte und Narren!
Unzählige sangen schon von allem Anbeginn,
Doch jeder muss den Ursang von neuem beginnen,
In jedem wird der Kosmos aufs neue geboren,
In jedem zerbricht der Kosmos aufs neu!

Und tausendfältig die Dinge, die wir singen:
Der Grassteppe nachdenkliches Nicken im Wind,
Der kreisenden Sterne Hinauf und Hinab,
Traum und Entrückung, Vermählung und Grab,
Viel Schluchzen ist unser, viel Heimweh, viel Kind,
Wir verwehen im Wind und vergleiten in Welle,
Rasend entrafft uns ein rauschendes Kleid,
Doch manches Mal, beschämt ob unserer Versunkenheit,
Entstürmen wir grölend in Schenken und Bordelle.
– –
Und mondenhaft erglänzt auf unsern Wegen
Der Trunkenheit Trunkenstes: die Frau …
O Schweben, o Entschweben, o tiefer Lichtblick im Blau,
O Stimme wunderbar, die uns die Sterne kündet,
Tiefatmendes Wehen des Haars, das in die Wolken mündet,
O weicher Hände Liebkosung und maßlose Züchtigung,
In deren Schalen wir unsere strömenden Herzen legen!
O wir haben unendlich geliebt!
Alle jungen Mädchen, die es an Sommerabenden gibt;
Im Tanzsaal standen wir tausendmal tränend vor Taumel und Leid,
Mit allen Frauen begingen wir in unsren Herzen Ehebruch,
Wahnsinnig entzündeten wir uns an Mädchengestalten in Traum und Buch
Und noch in verworfenster Dirne atmen wir seltsame Süßigkeit!
– –
Manches Mal im Straßenstaub und hupengepeitschtem Menschengewühl
Stürzt Himmel in uns ein: Bruder!!!

O Mensch!
Sanft, groß, himmlisch, strahlenbeglänzt,
Augen: Sterne und Regenbogen darüber gewölbt.
Mund: erwachende Blume
Und das unirdische Geschenk des Lächelns!
O Mensch, wie vergäßen wir deiner

Im letzten Atemzug unserer Verworfenheit?!
Bleicher Sünder hinterm Feldherrntische,
Aktenmensch im Regen deiner Wische,
Henker, der den Mörder grinsend köpfte,
Wucherer, der alte Krüppel schröpfte,
Bankgenies, Tragöden, Snobs, Soubretten,
Geile Dirnen über tausend Betten,
Ewiger Prolet mit Filzrands Heiligenschein –
Alle sollt ihr unsre Brüder sein!
Denn wir wissen tödlich: von der bösen
Sünde könnt i h r einzig u n s erlösen;
Sind wir Dichter unterm Himmelsballe,
Doch verworfner zehnfach als ihr alle!
– –
Freund, im Bleibad des Abends sang ich dir diesen Sang unsrer Sendung zu,
Aber des Sanges Wesentlichstes vergaß ich: von unserem a n d e r e n L e b e n zu singen.

Denn wir leben ein anderes Leben.
Und wenn wir aus Tiefen des Traumes tauchen,
Sind wir hilflos der Hölle dieses Lebens preisgegeben,
Und wir stehen staunend als Steuerträger und Standespersonen da,
Sind: Buchhalter, Hauslehrer, Studenten, Kapellmeister,
– O gelogenes und gespieltes Leben! –
Und tausendmal des Tags müssen wir – „Freut mich sehr“ und „Habe die Ehre“ sagen!

Die Stadt

Im Anfang bauten die Menschen die steinernen Häuser,
Hoch an den Gerüsten kletterten die Zimmerleute ins Blau,
Ihr Spechtschlag hämmerte durch die gelähmte Mittagsstunde,
Den Bauch der Erde wühlten sie auf und entrissen ihr Steine und Mörtel,
Der Karren lange Karawane schleppte den Schotter der Ströme,
Die Wälder wurden verwüstet und zu blutlosen Balken gebrochen.

Dann mordeten sie Stück für Stück das Wiesengrün der Erde.

Aber die Erde rächte sich.
Aus den höchsten Gerüsten riss sie zerschmetternd junge Bauleute an ihre Brust,
Ziegel, ihre verbrannten Eingeweide, fielen den Menschen auf die Köpfe,
In die neuen Behausungen
Sandte sie Schwamm und Feuchtigkeit und künftiges Gebrest;
Manchmal erbebte ihr Grund und verschlang den Aussatz der Häuser.

Doch die steinernen Ungetüme der Menschen wuchsen zahllos in den Himmel,
Standen unerschütterlich und fraßen die Sonne, die Luft und die Sterne,
Die großen Kessel erbrachen sich und spien Asphaltlava über die Straßen,
Aschenregen stäubten auf und verfinsterte den Himmel.

Eines Tages stand die Stadt da, eine steinerne Wüste.
Die Erde war besiegt. Kein Grashalm spross in diesen Gefilden.
Der gebändigte Strom floss lammfromm durch das ihm angewiesene Bette.
Einige Bäume erhielten die Erlaubnis, in geregelten Abständen auf den Boulevards zu stehen,
Sie waren wie aus Pappe geschnitten und wussten nicht, was Vogelgesang ist.
Die Brunnen waren verstopft. Aber künstliche Quellen sprudelten in allen Stockwerken der tausend Häuser.

Dann kamen die unendlichen Scharen der Menschen in die Stadt,
Auf Karren und Möbelwagen hielten sie ihren Einzug;
Die Treppen ächzten unter den Tritten eckiger Pianos und frecher Schlafzimmer.
Von überall kamen sie her. Verarmte Bauern und lebenslüsterne Gutsherren,
Bankrotte Bankdirektoren der Provinz,
Entlaufene Söhne ehrbarer Kleinstadthonoratioren, die nach Abenteuern brannten,
Dorfschöne, die des täglichen Spazierganges
Von der Kirche zum Friedhof überdrüssig geworden
Und nun ihre Körpertugenden nutzbringend in Horizontalprojekten anlegten,
Brennende Jünglinge, die es gelüstete, die Augen in Mansardenstübchen blindzulesen,
Sie kamen und waren überall da. Sie erfüllten die tausend Stuben der Stadt;
Nachts schliefen Zahllose auf Parkbänken und unter Neubauten.
Furchtbar war das Gewimmel der Stadt. Tramwaysignale und Autohupen zerrissen die Ohren der Welt.
Sie fanden nicht mehr Raum auf der Erde. Ihren Grund brachen sie auf und flüchteten in die Schächte der Tiefbahn.

Fabrikschlote schossen tausendfach drohend in den Himmel.
Die Welt ward wahnsinnig. Dampfwalze und Wohnungsnot wüteten schrankenlos.

– –

Als eines Tages ein Astronom des Mars sein Fernrohr auf die Erde richtete,
Gewahrte er, dass sie einen schwarzen Fleck bekommen hatte.

– –

Und noch furchtbarer waltete der Kampf der Erde gegen die Stadt.
Aus den dunklen Gründen basaltner Klüfte
Sandte sie Ratten und ekler Wanzen Gezücht.
Die da wuchsen in ewigen Kellerwohnungen,
Kinder trugen den Aussatz und bleichen Grind.
Frauen, wehende Engel der Straße, bargen die Syphilis im Moos ihrer Scham.
Die Menschen rannten planlos durch die Gassen. Die Pflastersteine waren zertretene Herzen.
Schornsteine pumpten Wolken des Kohlenstaubs in die Lungen,
Jugend wälzte sich in siedender Brunst und zeugte Zukunft.
Ein Dienstmädchen erfasste Heimweh nach seinem Dorfteich. Es warf sich zum Fenster in den Lichthof hinab.
In den öden Zimmern der Reichen gähnten die Gatten einander an.
Bleiche Frauen steckten die vertrockneten Pflanzen ihrer Seele in Blumentöpfe aufs Fensterbrett und begossen sie stündlich.
Die Menschen verfluchten die Parke. Sie wollten im Sommer in einem Getreidefeld liegen.
Überall flog ein abgerissener Arbeiterarm von der Transmission. Überall schrie einer auf.
Aber die Tingeltangel verhöhnten das blutende Herz der Welt.

– –

Eines Tages stieg er strahlend aus der Kloake hervor, in der er wohnte,
Er, der Erlöser der Stadt. Er war der Verachtetste von allen:
Kanalputzer. Auf einem Müllhaufen war er geboren.
Sein Vater war Trommler einer Militärkapelle. Seine Mutter eine alte Dirne.
In einer Absinthschenke hatten sie ihn gezeugt, stehend, an einer Wand des Hinterhofes.
Er trug den ewigen Dreck der Menschheit an seinem Gewand.
Eines Tages stieg er hervor und durchwandelte die verfluchten Straßen der Stadt
Und plötzlich barsten die Sterne über ihm und schütteten ihr Gold über sein verwüstetes Haupt.

Ein feuriger Wind des Gesanges schwoll aus dem verquollenen Munde,
Singend ging er durch die verfluchten Straßen der Stadt;
Er sang das Lied der Erlösung vom Urwald, der Stadt und der Herrlichkeit menschlicher Siedlung;
Menschen, euch hat der Wahnsinn der Flucht voreinander erfasst!
Ihr flieht nicht die Stadt. Ihr flieht voreinander fort.
Weshalb zerstört ihr das Wunder des Beieinanderseins?
Ihr geht tausendfach durch die Straßen. Warum seht ihr einander nicht?
Ihr zieht eure Hüte. Warum schüttet ihr nicht eure Herzen aus?
Ihr reicht einander Hände. Warum gewahrt ihr nicht die Narben des Leids?
Brüder, warum lügt ihr euer totes Leben fort?
Warum verflucht ihr die Stadt? Seht ihr denn nicht, dass sie der Urwald ist?

Am Abend trotteten die Trupps der Höhlenmenschen aus den Fabriken,
Heult die Sirenenhyäne auf, flimmern die tausend Leuchtkäfer der Zigaretten;
Urweltliches Ungetüm, stampft das Lastauto durch die Straßen,
Die Gaslaterne flammt auf, ein leuchtender Baum.
Am Abend wandelt ihr schauernd durch tropische Nacht des Urwalds.
Oh, wie süß ist es, wenn am Abend die Kinder auf dem Karussell in den Himmel fahren,
Wenn in den Höfen die Dienstmädchen mit ihrem Liebsten traulich schäkern,
Die Menschen an allen Torgängen stehen und mit glänzenden Augen die Sterne suchen,
Wenn die Säuglinge in den Wiegen aus dem Schlafe himmlisch lallen,
Wenn die alten Frauen auf Parkbänken sitzen und ihre Hunde liebkosen,
Wie ungeheuer, wenn auf letzter Vorstadtstraße euch das gelogene Lächeln alter Dirne niederwirft,
Wie süß ist es, wenn ihr trunken in Schenken euch manchmal Weinend vor Brudertum küsst!

So kommt ihr alle.
Ihr Mutlosen, im Spinngeweb des Alltags,
Ihr Mädchen auch, ihr Traurigen der Heimkehr,
Ihr Ungestillten und Erblindeten,
Wir wollen wallen
In heiliger Prozession
Zum Dom des Abends …

Also sang der Gewaltige durch die verfluchten Straßen der Stadt;
Seine Brust war geschwellt vom Atem der Jahrtausende,
Die Himmel türmten ihren Trost zu seinen Häupten
Und donnernd zu seinen Füßen barst die steinerne Flut des
Fluches zusammen.

Und alle kamen,
Aus allen Winkeln wuchs die Woge der Verworfenen liebend zu ihm empor,
Aus den Stockwerken schwebten sie wie Blumen zu ihm herab.
Sie warfen sich hin und schluchzten. Sie erkannten ihn. Die Erde war besiegt.

Aber die Erde feierte sterbend höchsten Triumph.

Sie schickte ihre letzten Mörder aus; Ordnungssoldaten mit
Handgranaten und Maschinengewehr,
Durch die jubelnde Nacht dröhnte zerschmetternd ihr Schritt.
Sie füsilierten ihn, als er weißglutende Feuersäule
vom Sockel des Denkmals, sein Herz in die trunkenen
Herzen aller Fernen schüttete.

Emil Honigberger

Der Brunnen

Seit Wochen liegen sie im Schützengraben,
Hier Russen, drüben ungarische Schützen;
Unheil und Leid, wie märchendunkle Raben,
Mit bösen Augen ringsum beutelauernd sitzen.

Kalt ist die Nacht und qualmumrauscht die Tage,
Vor Durst gepeinigt schmachtet Feind und Freund,
Seit Tagen ohne Wasser! zehrt die Plage,
Von Heimatssinnen mild und traut umträumt.

Schussweit ein alter Galgenbrunnen schwingt
Mit langem Arm den vollen Eimer leise,
Und immerfort er stumm Erquickung winkt …
Da horch, welch melancholisch wirre Weise

Erklingt vom Schützengraben drüben wieder
Und schwingt sich ernst und sehnsuchtsschwanger weit!
Es sind schwermütige Kuruzenlieder,
Mit Sehnen füllen sie die Einsamkeit.

Sie klagen vom einsamen Heidebronnen,
Der weit im Ungarland träumend rinnt,
Von seinen hellen, klaren Flutenwonnen,
Die schön wie traute Melodien sind.

Es ist ein altes, liebes Heimatslied,
Das man am Abend vor dem Tore singt;
Das über Berg und Tal zur Heimat zieht,
Und Sehnsucht weckend tief zur Seele dringt. –

Der Sang verstummt. Da horch, ist es ein Echo leis,
Das aus dem Schützengraben drüben quillt?
So wild, so süß, so melancholisch heiß
Zu wundersamem fremden Klingen schwillt?

Die Russen singen von dem Quell der Heide,
Der in der Uralsteppe träumend rinnt,
Wo braune Hirten singend hüten ihre Weide
Und Tag und Abend wunderbar in Duft zerrinnt.

Sie hören's in den Gräben drüben, hören's da,
Kein Wort verstehen sie von dem fremden Sang;
Doch plötzlich fühlen sie sich heimatsnah,
Der Töne Macht tiefeinend in die Herzen drang.

Da sieh! es hebt ein Kopf sich scheu hervor,
Ganz langsam kommt ein Russe sacht heran,
Und viele andern folgen ihm empor,
Sie schreiten zu dem Brunnen, wie in Traumes Bann.

Und sieh, es kracht kein Schuss von fern und nah,
Sie laben gierig ihren Durst am Quell.
Bald sind auch Ungarns braune Streiter da,
Und Freund und Feind, sie lächeln freundlich hell! …

So geht es manchen lieben langen Abend:
Stumm schreiten alle sacht dem Brunnen zu,
Erquicken sich am Wasser kühl und labend,
Lächeln sich an und gehen froh zur Ruh.

Doch „Sturm!“ heißt es an einem bangen Tag.
Wild poltern tausend Schlünde los,
Vernichtend alles, grausam, Schlag auf Schlag;
Wild prallen Bajonette Stoß auf Stoß.

Und als der Abend hoheitsvoll gekommen,
Liegt Freund und Feind rings um den Brunnen tot.
Gesang und Herz und Sehnsucht all verglommen,
Nur goldne Glut glüht hoch im Abendrot.

Oh Brunnenlied, du trautes Heimatssehnen!
Verstummt, verklungen deiner Töne Macht,
Und melancholisch plätschert nur der Bronnen
Und hoch hinein blickt sternenklar die Nacht.

Dagobert Runes

Der welke Traum

Ein Siechenbett,
Ein kleines Kästchen mildernder Arzneien
Vor giftentkeimendem Lokal blutrot
Auf schwarzem Täfelchen: die Syphilis.
Den schmerzgepeinigten, zerfress'nen Körper
Durchschauern fiebernd Bilder einst'ger Tage.
Erbebend zucken die halblahmen Glieder
In den Geboten fast erstickten Willens.
Und seines Geistes Phantasie
Durchlebt zum letzten Mal ersehnte Bilder.
Im Todesschlummer: – Agonie.

Da steigt es auf
Vor dem bewusstseinslosen, heißen Hirn
Vor seiner müden Augen irrem Starr'n
Vor seines Geistes wirrem Kreuzesweg:
Der welke Traum.

Er sah sich wieder an des Baches Strande,
Wo er erwacht aus regem Mittagsschlummer
Die gierheißen, lustverzehrten Blicke
Nach eines Weibes reiche[n] Brüste[n] sandte.
Er sah sich wieder vor dem Nixenbild,
Das damals ihm erschienen, nackt und rein:
Das erste Weib.

Dem Bad entsteigend trat sie gelben Sand.
Und von des Lilienkörpers weichen Formen
Die überquellend, lüstern sich erheben
Und von des zarten Hauptes Glanz und Golde
Silberne Wasserperlen sickernd fielen.
Und jauchzend warf sie den geschwellten Leib
In dem Durchrauschen warmer Winde hin. –

Da sprang er auf, sich seiner selbst nicht mächtig,
Und stürzte sklavisch hin vor ihrem Leibe,
Mit geiler Gier umrankend ihre Fülle
Und lechzend, brüllend brünst'gen Schrei – beim Weibe.

Er träumt in fieberheißen Atemgluten
Zum letzten Mal.
Noch einmal krampft er seine Knochenhände,
Noch einmal geht ein Röcheln durch den Siechen,
Dann bricht es gelb aus seinen Eiterwunden
– Zu Ende. –

Ernst Maria Flinker

Der Dichter

Aus den Laternen sprühn ihm tausend Gluten
In Herz und Hirn – o fliehet nie zurück!
Schon spürt er heißer in sich Flamme bluten
Und rinnen reiner durch sich Schöpferglück.
Aus hohen Wolken kommen ihm Visionen
Im Schwarz der Nacht, und eine Stimme spricht
Aus fernen Himmeln, wo die Götter wohnen:
Verlass die Kämpfe deiner Nächte nicht!
Denk an die Stunden, müde von Begehren,
Zerwühltes Bett, wo Faust geballt erbebt,
An Spukgestalten, die den Schlaf beschweren
Und großes Sehnen, das verschlossen lebt.
An Parke denk, an dämmernde Alleen,
Du gingst allein, ein stilles Traumeskind,
Hier gibt es Bänke, die verlassen stehen,
Wie für den Einsamen geschaffen sind,
Doch bald treibt es ihn fort in große Fernen,
In wirrem Flug durcheilt er weiten Raum,
Sein kühner Blick erhebt sich zu den Sternen,
Wenn in der Sonne schleppt noch Mantels Saum.
Im Nachtcafé sind Dirnen, die sich drehen
Nach Klängen einer lüsternen Musik,
Sein Auge – suchend – wird auch diese sehen,
Mitfühlen bäumt vor Unrat nicht zurück.
Er lernt die höchsten und die tiefsten Dinge,
Jauchzt in die Sonne, schenkt sich ganz der Nacht,
Dass er sie groß in seinem Werk besinge
Voll Schönheit, wie sie keiner je gedacht.
So wandelt er, Erwählte sind ihm Brüder,
Doch unbekümmert um den großen Tross.
Aus heißem Herzen rinnen seine Lieder
Und heil'ge Welt entbiert sich seinem Schoß.

O, mein Bruder über weiten Meeren!

O, mein Bruder über weiten Meeren,
Den sich meine Seele heiß ersehnt,
Warum kannst du meinen Schrei nicht hören
Und mein Leid, in Einsamkeit verstöhnt.

Warum kann ich deinen Arm nicht finden,
Dass der eine sich am andern lehnt,
Und mit deiner meine Hand verbinden,
Die sich schmerzenreich nach ihr gedehnt?

Ach so müssen wir allein stets gehen,
Bruder von dem Bruder weit verbannt,
Ja, es könnte einst sogar geschehen,
Dass, wenn wir uns wo auf Straßen sehen,
Wir dann Aug in Aug vorübergehen,
Einsam, von einander unerkannt.

Hans Mattis-Teutsch

März

Tal weiß umfangen
Höhen steil still
Einsam Ruhe schüttert beugt
Schritt hallt tönt.
Auge fasst
Grün sanft hebt streckt
Kraft spaltet spreizt
Weiß hält Grün
Gelb birgt Weiß
Farbe Form neuerwacht
Lebt Tal beginnt neu
Weiß Grün
Sieh Auge
Freud greif fass.

Mutter

Zittern Beben kreischen Lärm
Durcheinander ziehen schießen
Bogen Kreise Kräfte Keile
Heiße Kalte Warme Dunkle
Weiße blasse stille rote
Winde laue Lüfte ziehen
Wehen blaue grüne Flimmer
Weib winkt herzt heran
Ihr geboren Sie gebeugen
Eigen herangezogen
Herz entfaltet Herz getragen
Last gebeugt Schmerz betäubt
Stunden Wehe ruhelos
Nacht Schmerz erfählt
Tag Licht Sehen

Schmerz Stille Stille Stille
Freude sichtet Blick
Komm komm zu
Fass umschließ
Schoßt küsst tastet
Umschließt Seligkeit Ihr
Fühle Weib Mutter
Lieb dein Lieb mein
Lieb reißt packt empor
Lieb bricht schleudert nieder
Dunkle Schatten Luft durchschneiden
Weh windet Körper Seele
Blaue Bogen erdrückend schwer
Finster Schauder Lichter stehen
Lichter fallen queren
Komm zu uns komm
Umschließ halt fest
Lieb mein dein Lieb.

Empor

Grün lebt bewegt
Weiß blüht Frühling
Donner ferne Schall
Vögel dunkel Lüfte ziehen
Blaue Höhe blendet
Heiße kreisen hoch
Mensch stemm
Sehnsucht Wille spann
Empor heran umschließ
Kraft fass Tat
Spitzen klemmen Höhen
Umfass sicheran empor
Nach oben steht Bogen
Spitzen schießen zu
Steile beugen drängen
Orange Rot Grün
Blau dunkel Blau
Tiefe dringen begehrt

Alter rast
Zeit treib weit
Bewusst Mensch zu
Ruhe Mann still
Weise Weg dränge Höhe
Jugend warm blick empor
Glaube hilf Kraft
Schritt zag versagt
Blick Kreis siehe Kraft
Spann Geist Wille
Reiß heran
Körper Seele Weib
Dräng empor
Weg brich nieder
Mensch All dein
Dient siehe
Erlöst Mensch
Lüfte ziehen dunkel Vögel
Hand schließt
Nichts greift
Rein blüht Frühling
Sehnsucht bleibt
Grün umschließt still
Dumpf Ruhe
Donner Blitz Licht
Reiß heran Blau
Erhalte beschatte
Wärme Rot.

Leopold R. Guggenberger

Nocturno

Nachtnebel mühn verschlafen sich und schwer
Ums blasse Licht verstaubter Gaslaternen.
Die Häuser schlafen. – Manches Mal im Fernen
Fährt polternd eine Droschke straßenquer.

Und manches Mal durchstreift die engen Gassen
Ein loser Wind, der von den Dächern fiel,
Treibt mit Papierchen allgewohntes Spiel,
Um sie gelangweilt wieder stehn zu lassen.

Um eine Ecke biegt ein Liebespaar,
Das, fest umschlungen, stets das Dunkel sucht, –
Ein Trunkner taumelt an die Wand und flucht
Und torkelt weiter übers Trottoir.

Nächtlicher Hafen

Die Nacht warf ihren Mantel übers Meer, –
Schiffsglocken schrillen manchmal nur die Stunde.
Der Wellen Klatschen dringt vom Damme her
Und Anker schlafen traumlos auf dem Grunde.

Auf Wogenkämmen schimmert es hinaus, –
Der Mond steht tief in mählichem Entgleiten.
Ein Licht erlischt im hohen Himmelshaus
Und wie ein Grollen klingt es in den Weiten.

Ich!

Durch eurer Missgunst feig gelegte Schlingen
Habt ihr meine Jugend endlich erwürgt!
Dann ward auf einmal ringsum alles still.
Und nun?
Nun, glaubt ihr, sei es aus?
Nein, sag ich euch,
Falsch! Hört und wisst es: F a l s c h !
Aus meines Lebens Trümmern spross ein Baum,
Wild,
Knorrig,
Dornig,
Aber zäh und fest,
Und das bin I c h !
Und meine Wurzeln gehn durch Fels und Stein.
Und meine Dornen dräun euch ständig Rache!
Und wehe dem, der ihren Stich empfängt.
Mich beugt kein Sturm mehr,
Auch der stärkste nicht!
Doch kommt's zum Fallen,
(Einmal muss es sein)
So merkt es, ihr:
Mich bringt die Axt nicht um,
Auch nicht die Fäule,
Die nur euch befrisst.
Mich,
Merkt es, ihr:
Mich muss ein Blitz zerschmettern!

Lenzsturm

Mit wüstem Johlen jagt der Sturm heran
und schlägt um sich mit hunderttausend Peitschen.

Der Himmel
ist ihm zu hell.
Wozu?

Wolkenfetzen
nacheinander,
immer mehr
haut ins erschreckte Antlitz er dem Mond.

Den wirren Bäumen reitet er im Nacken:
Ihr sollt mich kennen, ihr!
Mich,
euren Herrn!
Denn ich,
ich bin's, der euch das Leben nehmen kann und schenkt!

Die Straßen durch –
Die Läden aufgerissen –
Ha, wie der Schläfer in die Kissen kriecht!
Und alle Säulen, Tore, Häuser beben.
Die Fenster stöhnen wie in heller Angst –
Laternen klirren und vergehn im Dunkel.
Verlogne Ziegeln bersten am Asphalt.

In den Betten,
schweißgebadet,
hockt die Angst …

Die Fenster glotzen mit entseelten Augen …

Heijah!
Huihoo!
Den Dachfirst dort erklimmen Flammen … Flammen …

Flammen …!

Egon Hajek

Nocturno

Wie sich das ausgekochte Dunkel
der Nacht auf meinen Schreibtisch bettet
und sich anhäuft
und hoch empor sich schlichtet zum dumpfen Brei aus Schwarz.

Das Licht verlosch, – – – – –
Nun schreit durch des Vorhangs Fuge
ein Donnerkeil blauen,
gelben,
grünen
Jauchzers voll schriller Gebärde. – – –

Von der Straße taut Bleiglanz
der Gaslaternen
und bückt sich, die Schatten des Lakens zu weiten,
durchzuschlüpfen,
hinaufzugleiten,
die Dunkelheit anzuzünden,
auf dass sie verpuffe,
wie aufleuchtendes, lachhaftes Raketen-Feuer.

Aber sie bleibt pechschwarz im Bunde
mit dem kraftmächtigen Satan,
der mit der wollbequasteten Spitze seines Schwanzes
mir alleweilen über das Antlitz flitzt.
Denn ich ahn ihn, bis in die freigelegten Nervenspitzen
meiner Zähne.

„Licht! Licht!
Eine Kerzenflamme, einen Ölstummel!!
Ein Stäubchen aus dem Myriaden-schwangern
sternausgespienen Strahlenfächer des Alls.“ – – –

Licht betteln die zuckenden Fingerspitzen,
die nach dem Streichholz tasten,
die schlotternden Knie,
der stockende Atem, -– –

bis im Anstrich des Hölzchens
meine Bude als Palast fiebert. – –

Tau-Linde

Urwässer, ihr in laulindem Geflatter!
Ihr trieft von Bergesnacken in gläserner Eile,
Strömt talzu in fett gekugelten Tropfen,
Stockt tief erst im See: selige Weile.

Rauschtrüb, lehmgebraut und erdschal
Ihr Wasser des Lebens, der Not.
Ich stammle den Weg zu euch zurück,
Ihr brodelt, zeugt, würgt und kocht den Tod.

Und weiter säugt mit vollen Brüsten
Rauschtrüb und flackig ihre Flut, die Gischt, –
Auflangt aus tiefem Brodem
Weiß und licht ein Blick, der gleich erlischt.

Dass diesen Blick ich nicht vergesse!
Wer war's? Wie kam's? Wess' Angesicht?
Urwässer ihr, in laulindem Geplätscher,
Mich brennt dies Aug'. Ich erkannt' es nicht. –

Hymne an das Chaos

Auf die Knie vor dir: Urmutter der Welt.
Sterne, Tränen,
Gottessehnen
Lichter in den Farben des Äthers
Nebel, Erde, Dünste, alles noch ungegoren
In einem Schwall gebadet:

Das bist du Chaos!
Kreiße, brodle,
Wirf dich, schüttle dich
Aus dir zeugte sich: Glück, Verderben und Licht,
Schmerzen, Krankheit und –
Lachender Kitzel.
– – – – – – – – – – –
Wie füllt sich dein Mund,
Der unersättlich nicht schlürft, sondern speit!
Blau deine Adern gespannt vom Zwang
Des Herauspressens.
Denn das ist dein Glück und dein Fluch:
Ohne Aufhören zu gebären.
– – – – – – – – – – –
Bin ich nicht selbst Du?
Sind wir nicht alle Du?
Unser Leib zersprüht in den Pfützen des Alls
Zu Millionen Tropfen.
Wehgeburt über Wehgeburt entkeimt dem Geist.
Du bist das Abbild alles Geschaffenen,
Nabel der Wissenschaft
Füllhorn der Lust.
Auf die Knie vor dir, Chaos!
Wir singen dir das große Lied!

An den Schöpfer

Herrisch greifst du und wild, mein Schöpfer,
in die Schicksalssaiten der Seele,
spielst dein seltsames Lied darauf,
und ich muss schweigen.
Sie zittert, die Harfe, vom Hauch meiner Leiden. –
Wie strebt ich den Ton zu treffen,
wie den Stahl zu spannen,
auf dass sie ertöne vom Liede der Brüder: Menschheit. –
Oder zart ein Spruch erschaure
vom Glück der Gesegneten. –

Seltsam entquillt dem Bund der Saiten
von deinem Geiste betaut
stets nur des eignen Geheimnisses schwanke Frage:
– WER BIST DU? –
– WER BIN ICH? –
Und wenn im Kampf dieser Welt
Teure mir bluten, muss ich
schweigen!

Nur wenn jähes, geheimes Gelächter die Bäume durchhaucht,
wenn sein Spiel im Lärm der Wind erhebt, –
werden die Adern geschwätzig und reden, –
reden, – reden, – – – – – – – – – – – – – –
– –

Das Tor der Zukunft

Am Tor stand ich der Zukunft. –

Ein Pfad strebt aufwärts, einer jach hinab.
Und abertausend in das gerade Nichts.
Hoch oben schien's, als ob man nach mir riefe,
und unten brennt der Überschwang des Lichts.

Noch stehn die Flügel offen.

Mit blinden Schritten eilt die Welt vorbei.
Nur ich allein seh, auserwählt, sie stürzen.
Schon stehn mit schwarzem Griff der Rächer Drei,
so mit der Scher' der Spindel Faden kürzen.

Ein Schlag. – Das Tor fällt zu.

Und weiter schlepp ich an den grauen Steinen
und bau voll Trotz an meinem riss'gen Grunde.
Wann soll er sich zu sprödem Damme einen?
Wann spült an ihn die letzte schwere Stunde?

Kriegslied der Gefallenen

An den Allmächtigen

Wer jenes All durchstürmen könnte
mit einem Schritt von Stern zu Stern,
und wenn er Tote auferweckte,
wär deinem Angesicht, Herr, doch zu fern.

Die Ernte hält ein harter Schnitter,
zwingt viele seines Wegs zu gehn,
gefangen waren wir, verloren, –
sind wir zum zweiten Mal geboren?
DU LÄSST UNS NICHT AM WEGE STEHN. –

In langer Kette reigenaufwärts
drängt sich in fremdes Morgenrot
die junge Mannschaft dieser Welt,
empor zu dir, wo Tod und Leben
sich schweigend in den Armen hält.

Der Schrei der Menschheit

Wen Leid und Schmerz und trübe Zeit umfangen,
der ahnt ihn nicht, den Griff, der uns umschlingt,
den Herrscher nicht, mit dem die Menschheit ringt
nach kurzem Frieden, wildem Glückverlangen.

Wenn einst die Toten sich zum Himmel schwangen,
die ihm der Erdenkampf zum Opfer bringt,
und selbst der irre Donnerton verklingt,
und Held und Gott im Siegeslorbeer prangen, – – –

Dann bricht ein Schrei durch alle Welten.
Ein Schrei, der Ewigkeiten jäh zerspaltet.
Mich schauert's, denk ich einstens seiner Gier.

Der Ton gilt uns, der Laut gilt mir und dir,
die Leiden all zu einem Schrei gefaltet,
als Schmerzen derer, die im Kampf zerschellten.

Im Sturm zu singen

Waltet, weise Sturmgewalten!
Lasst durch Leid das Herz gemeißelt
übergehn von ew'ger Stete,
überfließen vom Tag der Ruhe an bis
in alle Ewigkeit.
Tränkt es bis an den Rand
mit bittrer Feuchte des Leids. – – – –
Taucht es unter,
auf dass es empor dränge gleich einem Ball im Wasser
zum Licht der ERLÖSUNG!

Waltet, weise Sturmgewalten!
Euch küsst meine Liebe die Blähbacken.
– –

Unten die Erde hält den Durstbecher empor.
Ihr aber wollt sie erschaun,
wenn sie am tiefsten leidet:
gebiert. – – –

Drüben winkt goldnes Land der Ruhe. – – –
AUF!! Dass ich mit euch stürme,
fernhin. – – – – – – – – – – –

Neujahrslied

Erde, wohin? – – –

Losgeschossen vom Welten-Gleichgewicht,
auf sich ein Heer von Tausenden von Seelen,
eine Jagd, wo bunte Sterne leuchten,
neues Flimmern, das die Welt tanzen lässt:
das ist unsere Erde. – – –

ERDE? ERDE?
Wo ist dein alter Himmel?
Ich kann nicht mit ins Sterngewimmel,
ich steh an alter Stelle starr.
Wer rechtete mit dir??
„Ich bin der Weg!
Ich bin die Wahrheit!
Ich das Leben!“

Gebet der Föhren

Drei Finger wie zum Schwur erhoben –
Und allen Gram verächzt in einem Laut,
So drohn sie von der Felsenbrücke oben,
Die ein Titan den Dürftigen gebaut.

Ihr Antlitz überquer von Sturm zertrümmert
Schaut aus nach Ost und West, dem Weisen gleich,
Der rings von Totentänzen unbekümmert,
Hinausäugt in ein starres Friedensreich.

Sie beten, denn der Durst in ihrem Neigen
Ist brennend, gleichwenn Gott zur Seele spricht,
Und wild bricht aus dem ungeheuren Schweigen
Ein Lärmen durch der Berge Angesicht.

Zungenreden

1.
Nochmals stör ich das Herz auf
Dich zu suchen.
Nochmals spreng ich die Fesseln
Die meine Schläfen gürten.
Wärmer und wärmer ahn ich die Nähe,
Die mich begabt.
Wie dauert Schöpfung ewig in dir!

Du, den ich Vater nenne,
Du, der Beglücker mit Leid,
Ich dein Stück aus Verfall und Erde,
Du die machtgewordene Stille
Ich der Gram um dich,
Du Seligpreisung;
Ich dein stammelndes, ach so nichtiges
Echo.

2.
Wie sprachst du vor Zeiten
Durch Väterlippen,
Wie botest du Mund und Auge
Propheten!
Nun aber sickert ein Rinnsal zu uns,
Schmächtig gebrochen,
Und sie, die Tausenden, lechzen,
Tauchen den Finger ins silberne Nass,
Schlürfen tropfenweis nur dein Blut,
Indes sie vergehn,
Und Spiritisten die Menge mit Gosse
Bespein.

April

Die Felder flackern grün im Sonnenkreis
Und das Erwachen spottet halb im Lallen
Den Herbst, der mit dem Todesblätterfallen
Den Bord des Tals zu übersilbern weiß.

Am Morgen stäupen ihren Tross die Stürme,
Die Risse in den Schollen sind geschlossen,
Der Regen spürt nach Wurzeln unverdrossen,
Und fingert tief an blindem Grundgewürme.

Es bricht aus Poren jeder Unverstand,
Die Gräser brüsten sich in allen Sprachen,
Wie die Violen, buntgescheckt, in Brachen
Sich lustvoll drängen an des Baches Rand.

Wer mag den Überschwang im Herzen meistern,
Der brünstig aus den Tiefen höher blaut?
Durch fahle Wälder knarrt der Orgellaut,
Der die Parole ruft den guten Geistern.

Venedig

1.
Sie sagen, du seiest tot,
und lägst im Sarg der Lagune hin und her geschaukelt,
mit verglastem Aug eine Marmorleiche.

Ich aber weiß es wohl, dass du lebst,
weiß, dass deine Adern heimlich Blut tragen,
weiß, dass der Mond in dir hochpulst.

Sie sagen, du seiest Kulisse,
ein ekles Theater aus Geldgier und Schmutz,
weil du den Fremden dich zeigst als Betteldirne.

Ich aber weiß, dass du reich bist,
reicher als alle, die dich schmähen,
weiß, dass tief im Grunde deiner Kanäle
über dem Rattengeschmeiß ein Herz pocht,
das ein Märchen zu Ende träumt,
wie es der letzte Doge hastvoll vergessen zu leben,
als ihm entsetzt die phrygische Mütze entfiel
und er mit leeren Händen
hinaus in die Lagune geirrt,
um niemals, niemals heimzufinden.

Hundeabenteuer in Berlin

Zwei Hunde staunen in den blassen Park,
Denn ferne taucht am Ende der Chaussee
Ein Walross auf, das seinem Wärter floh,
Damit es sich die tolle Welt besäh.

Schon eilt man um die Schupo grimmig.
Ein Blumenfritze greift sich an den Schopf.
Die beiden Hunde interessiert das innig.
Selbst Tante Lotte grauts für ihren Bubikopf.

Doch unten, wo die Straße festlich wird,
Erstarrt das Walross, wie vom Schreck gebannt:
Es hat als Standbild auf dem bronznen Sockel
Den eignen Wärter an dem frommen Bart erkannt.

Nun macht es kehrt, denn Hast ist zwecklos.
Die Hunde belln in anderem Bereich,
Die Schupo greint, es lächeln die Gazellen,
Und Tantes Bubikopf hat Zapfenstreich.

Otto Folberth

Verlassenheit

Wie wenn der Wind die Hügelwellen
des Landes treiben wollte,
peitscht er die Stoppeln seiner Felder,
und singt ein unaufhörlich herzzerreißend Lied,
und aus den Stoppeln schreit das Leid des Landes.

Auch dort im Grabkreuz heult der Wind,
das einsam auf der Heide steht.
Mich dünkt: sein starres Holzherz singt,
es klingt im Stamm vom Steppenwind.
Was ist's, dass es erbebt? Horch, horch!
Wie tönt es laut! Wie dröhnt es hohl!
Nun widerhallt es dumpf und tief
im unterwühlten, überbrausten Hügel:

Verlassenheit, Verlassenheit
zum Himmel schreit!

O, klagestöhnend, flücheschwer
weht, weint der Wind, wo einer liegt …
Wer war's?
Sucht nicht auch er einst Einsamkeit im Leben?
Nun bläst ihm wirbelnd in sein kaltes Herz
eisigster Fluch: Verlassenheit!

Wie wenn der Wind die Hügelwellen
des Landes treiben wollte,
peitscht er die Stoppeln seiner Felder …
Wie lange noch? Wie lange?

Der Steppenreiter

Im weiten weißen Wintersteppenland
endloses weißes Wehn …
Verschwunden längst ist aller Dinge Rand
im einzigen Geschehn,
verloren aller Wege Maß,
weil alle, alle Grenzen fraß
das große Wehn und jeden Schritt –
so wurden alle wegemüd
und irre jeder Ritt.

Nur einen noch verschluckte nicht
der Wintersteppe graue Nacht.
Nur einer noch wagt letzte Wehr
zu setzen wehndem Wirbelheer.
Und reitet, als sei Licht in Sicht,
als harre seiner irgendeine Wacht.
Er reitet durch der Erde Schacht
und der Gezeiten kreisend Lauf,
ihm springen letzte Tore auf,
er taumelt durch die leere Welt,
in der der Kälte Stimme gellt:
das gleiche, immer gleiche Wehn
folgt ihm …

Totenburg (1916)

Ein steiler Steinbruch …
Warnend wie Ruinentrümmer
ragt er in den Himmel.
Eine harte öde kalte Felsenburg des Tods.

Hier haben wir uns hundertmal zerfleischt
und aller Rassen Blut gleich gierig
säuft die verfluchte kalte Felsenkehle,
dies schlüpfrige Geröll,
das Menschenmark gedüngt,
dies wirre wüste Massengrab.
Wer wurde jemals seines Siegs hier froh?

Still! Hört! Es singt und saust,
es heult und hallt schon wieder in den Lüften.
Neues Festgelage künden Kugelmelodien.
Nun rauscht es, braust es, rasselt's, prasselt's,
donnergleich schlägt's ein.
Wozu der Trommelwirbel und der Paukenkrach?
Wozu solch gellender Fanfaren Stoß?

Hier feiern, ja … wer denn?
Hier feiern Stein und Eisen grausame Vermählung,
hier rinnt heut rot dazu ein süßer Hochzeittrank
und die Vernichtung schallt ihr geiles Lied.
Seht! Seht! schon hüpft heran,
schon führt er frech den saubern Reigen an!
Wer? … er?

Aus dunkeln Spalten, Schluchten,
Gräbern, Grüften,
Lachen, Löchern
grinst und stinkt
und geigt und singt
verroht, oh, jämmerlich verroht,
Schalk Tod! Schalk Tod!

Ostern

Der Wind rüttelt im Wintertakelwerk …
Das Boot bebt … schon schweift weit die Sicht …
Plötzlich bricht Frühling aus in Busch und Berg,
der See flutet ins Sonnenlicht!

Lass nun in dir auch solchem Glücke Lauf!
Warum denn zauderst du?
Der Seele weiße Segel spanne auf
und gleite blauen Sommermeeren zu!

Heinrich Zillich

Blutlied

Du Bestie im Menschen, leb hoch,
ich hasse dich, aber liebe dich doch,
du, die du mir das Schwert gabst zur Faust,
die du mich aus dem Tode haust,
du lebe hoch!

In Kavernen, in Löchern, in Tiefen und Mulden
lagen wir, bangten wir, stöhnten wir.
Und die Sturmflut brach über uns ein
und trommelte uns den tollsten Reim.
Stundenlang
splitterndes Eisen an die Steine klang,
oder in Fleisch und Blut,
splitterndes Eisen tut niemand gut,
splitterndes Eisen ist Todesmusik,
splitterndes Eisen ist grause Musik,
grause Musik.

Jeder Schritt aus der Deckung malt die Erde rot,
jeder Schritt vors Loch ist Tod, ist Tod.
Drum sitzen wir wie Sieche im Stein
und lassen Angst, Bangen, Verzweiflung herein,
dass sie uns fassen,
nicht mehr lassen,
herein – herein
bis ins Gebein!

Und da – und da – wie verschlafen
als müsstest du noch Kräfte erraffen
erwachst du Leu!

Die Bestie erwacht!
In allen geduckten Menschenleibern hohnlacht,
Vergessen
auf ihr Fressen!
Soll's Blut sein? –
Soll Blut sein!
Blut ist besser als Wein! –

Und einer in ruhigem Ton:
„Zwei Stunden trommelt es schon –
nun hat's bald ein Ende.
Führt eure Hände!
Kennt jeder seinen Platz, seine Stelle.
Jagt alle zur Hölle!"

Und plötzlich – das letzte Entsetzen:
Stille – Stille –
„Heraus – heraus!" Der letzte Wille
zerschmettert in sinnlosem Hetzen –

Und nur du führst Wort und Stoß.
Dir folgen wir bloß
mit Handgranaten; Gewehr und Dolche
schleichen in den Steinen wie Molche.
Recken uns in den Gräben an die Scharten,
zielen, schießen, werfen und warten.
Und nun, – wie Teufel an der Brüstung empor
mit den Dolchen vor!
Splitterndes Eisen tut niemand gut,
aber auch Dolche fressen Blut –
hei – wie lernt ich das gut,
als Dolche in den Nacken
staken –
und durch nagelbesetzte Sohlen
kann einen auch der Teufel holen,
Zähne in die Gurgel, die Faust ins Auge –
hei – ob das tauge!
Fäuste, Zähne, Füße als Waffen,
dass nur Wunden, nur Wunden klaffen.
Würgen, Stoßen, Beißen und Zerren.

Folgen wir dir unserm Herrn! –
Das macht uns die Hände wahrlich nicht rein,
aber Blut, aber Blut, ist besser als Wein!!

Ha! Bestie im Menschen, lebe hoch!
Ich hasse dich, aber liebe dich doch,
die du mir das Schwert gabst zur Faust,
die du mich aus dem Tode haust –
vor der mir graust – graust –
Du rotes Blut –
all meine Hiebe saßen gut! –
Leb hoch!

Feldspital

So lieg ich in der kahlen Bauernstube,
weiß übertüncht die holprigen Wände,
weiß Decke und Boden, Kasten und Tisch,
weiß wie das Leintuch und meine Hände.

So lieg ich da in meiner stillen Stube
und seh die Schatten an den Wänden wandern
und höre manchmal fernen Lärm und Schall,
doch klingt der andern – –

So lieg ich da und horche in die Stube,
denn oft schreit etwas auf in meinem Herzen
nach Sonne und nach Licht, nach warmem Sein.
Da lach ich wohl – und denke meiner Schmerzen! –

Einquartierung im Kloster

Die Tage sind zu Schemen mir geworden
als wär ich's noch, der diese Becher schwenkte
und in die Flut des roten Weines senkte,
was mich bedrückt, als wollte ich's ermorden.

Denn manchmal ist's mir in den Klosterhallen,
gen Nacht, als ginge mit ein zages Klingen
als wie ein tannenschweres Vespersingen,
wenn in den Nischen sich die Schatten ballen –

Bis auf dem Flure harte Schritte dröhnen,
da seh ich auf – es klirren Bajonette, –
ich lehne wie erstarrt am Fensterbrette –
Der Drang der Zeit ist mir ein wehes Höhnen.

Jung

Es ist alles ein Singen und Klingen –
und die ihr geht, ohne das Licht zu sehen,
nicht seht, wie die Quellen springen,
wie die Stürme durch die Wipfel wehen,
in dunkeln Nächten die Feuer stehen,
bleibt tief zurück.

Es rauscht von Mensch zu Mensch das Werden.
Wie ranken wir da die Arme ins Wallen,
fühlen die Lust, das Glück auf Erden,
hören das Jubeln im Blute schallen,
die reifen Früchte zu Boden fallen
aus unserm Glück. –

Hunger

An den reichen Häusern weg,
über die breiten Gassen,
über Stadtbahngeleise, Pflaster und Dreck
ziehen die Massen –

gegossen in die Schluchten der Stadt,
ein Teig des Lebens – zähe und grau,
ein trächtig Tier, böse, doch matt –
Mann und Frau.

Aber wälzen sich fort, wie träges Nass –
oft lecken Schreie empor an den Wänden,
dann brandet sprühend zum Himmel der Hass
und Fäuste wachsen aus Händen.

In den Fenstern, hinter Scheiben und Spitzen,
Menschen indessen,
wie Könige beim Schauspiel sitzen
und haben gegessen!

Finale

Zwei Gaslaternchen quälen sich zu Ende –
in jedem Antlitz mischt das Grauen sich –
Ich fasse deine warmen Hände,
ich suche dich. –

Im bleichen Schnee erstirbt ein letztes Knirschen
Der Winter lugt in alles Leben ein.
Du willst mit mir die Sonne pirschen. –
Sie ist schon dein.

Der Tod huscht lautlos durch die öden Gassen.
Wir fühlen unsre Liebe lebenswarm,
auch unser Frühling wird erblassen,
wann sind wir arm?

Die Bilder Hans Eders

Dem Künstler zugeeignet

So schlägt die Fackel in schwarze Nacht,
in der kein Tropfen Lichtes schwingt,
das nun aus dieses Feuers Pracht
gesammelt in das Dunkel dringt.

Das ist die Inbrunst, die im Sommer loht,
aus Feldern, Menschen, Tieren schreit,
in Wellen heiß und dunkelrot
das Leben erst zum Leben weiht.

Das ist das satte, vollste Sein,
gebannt von herrisch starker Faust,
das Tiefste nah – so völlig dein,
dass dir's vor Stolz und Ängsten graust:
Mensch zu sein!

Gesang an den Wind

Schwinge mir, Wind, das Haar, schwebenden Lüften zur Fahne,
wenn meine Stirne sich hebt, Bug, in das Meer deiner Welt!
Du, der Berge Gesang, surrendes Dach der Täler.
Du, der das Licht der Sterne leise im Abend schwenkt.
Du, dem die Wellen sich geben, Flötenspieler in Buchen.
Odem des Sommers, du Atem der Zeugung, Duften der Frucht!

Wenn aus der Nacht die Wolken schwer auf die Seen fallen,
bist du der Fährmann des Sturmes, bist du des Sturmes Gewicht.
Bäumt sich in Flammen die Weide, dem Blitze ein starkes Fanal,
reißt du aus ihrem Busen das Feuer und treibst es feldein.
Rufst den Schiffen im Meere, rufst im Walde dem Baum:
Segel und Eiland vergehe, Asche werde das Laub!
Doch im klärenden Morgen wehst du den Frieden heran,
neigst dich und drückst die Lippen auf den klaffenden Grund,
dass dein Atem sich mische mit Wasser und Erde und Samen.

In deinen Lungen nistet der Nebel, der silbern schleift.
Von deinen Schultern triefen die Regen, Hülle dem Land.
Traurigen Herbst und die Blätter treibst du zur Erde zurück,
schüttelst dein Haar auf die Täler, – da sinken die Flocken hinab.
Decke uns tief im Grabe, von dem du die Blumen verstreut,
mit Schnee oder Ähren: wir ruhen, Nahrung dem ewigen Sinn.
In deinen Fingern erklingen weiter die Felder ins Licht
und wie Bälle wirfst du die Lerchen zu Gott empor.

Sieh, ich bin ein Mensch, Gewehter zu höheren Zwecken,
unbekannten Grundes ein ahnungsreicher Halm.
Umgib mich, umfass mich!
Die Früchte schlägst du vom Zweige herab.
Klein sind die Wege der Menschen; lass mir den Mut nicht vergehn,
dass ich im Schweigen des Alters, wenn ich am Wegrande steh,
auf dem Acker die Schoten dunkel zerplatzen höre,
dass ich dein wartendes Auge klar in der Windstille seh.

Flügel, der Gottes Botschaft an müde Stirnen hängt,
damit gekühlt sie ragen, ruhig in neues Geschehn –
lieg ich in dumpfer Kammer, staubig vom Tode der Zeit,
klopfe du laut an die Mauer: Erheb dich, der Morgen ist nah!

Bezechte Stadt

Seht her! Ich hab den Tag versoffen!
Nun sind die Wangen straff gespannt
wie Trommelfelle, rot vom Hoffen,
auf meines Kiefers nackten Rand.

Im Schädel rollt das Aug wie Kohlen.
Der Knochenarm ist fleischbepackt.
Es hat noch Zeit, bis mir die Dohlen
das Kleid des Lebens abgehackt!

Ich lass den Blick die Runde fahren.
Bezechter Straßenschein und Strich!
Die leichten Mädchen nahn in Scharen.
Doch keins ist schön genug für mich!

Im Nebel

Der Regen zerfällt – und alles wird grau.
Die Züge entjagen. Der Rauch schwebt lange.
An einer geköpften Kirche Bau
lehnt sich des Himmels unendliche Wange.

Durch Fernen aus Asche ein rotes Licht
schwenken gespenstig die Straßenbahnen.
Und schwingend aus triefendem Pflaster bricht
die Lindenallee mit rauchigen Fahnen.

Das Lärmen klingt seltsam und ungehört,
entkräftet im Dünsten der nebligen Laugen.
Manchmal erstehen groß und verstört
vor meinem Antlitz Menschenaugen.

Nächtliche Großstadtstraße

Die Straßen blühn: berauschte Gärten alle.
Noch eist ihr Winter, dennoch stehn sie reich
und öffnen ihre lichte Abendfalle.
Man schwebt besiegt und weiß es nur nicht gleich.

Die Straßenbahnen führen Licht und Rauschen.
Ein Auto steht. Dem darf ich mich vertraun.
Und kann die Masken tausendfach vertauschen:
Bin Pair von Frankreich und erstürme Fraun.

Ich komm aus Ungarn und vom gelben Meere,
gebräunt, erblasst, kenn Ebnen, Berg und Seen,
und münde doch im Saft der Wurzelschwere,
und dann in meiner Blätter grünem Wehn.

Laternenlichter, weiße Perlenschnüre,
ihr fielet aus des Himmels nächt'gem Vlies.
So leuchtet mir zu der geheimen Türe,
die eine süße Hand mir offen ließ.

An den Ufern vorübergestreift

An den Ufern vorübergestreift,
wo Mädchen an Brüstungen lehnen,
über die Wellen schneeig bereift
mit wimpelnden singenden Kähnen.

Große Fabriken saßen am Strand,
nächtig, gedankenvoll schweigend.
Kamine wie Fingerbündel der Hand
drehten sich himmelwärts steigend.

Spitzige Fahnen versanken zuhauf
mit Segelschiffen und Wäldern.
Plötzlich blitzten die Augen auf
der Stadt aus rauchenden Feldern.

Manchmal spülte Musik durch den Wind,
ein niedergepresstes Gelächter.
Von schimmernden Lichtern feierlich blind
passierten wir Brücke und Wächter.

In den Lokalen aus Wein und Gesang
wiegten uns Mädchen und Schauer.
Zögernd schritten wir heimwärts, und bang
fiel um die Stirnen die Trauer.

Krieg

1.
Vom Horizont, wo Rauch und Donner stehen,
krümmt sich ein langer Zug durchs Land,
um den hoch oben tausend Raben wehen
wie schwarze Fahnen in des Todes Hand.

Auf Wagen lastet schwer der Fliegen Schwaden.
Die Leichenschädel grinsen breit.
Sie ekelt nicht vor Würmern und den Maden,
in deren Maul zerrinnt die Ewigkeit.

Wir stehen auf. Die Hörner, die uns hetzen,
löscht jäh der Staub mit einem Hauche aus.
Die Zeit zieht dumpf in ihren Riesennetzen
der Herzen Schweigen in die Nacht hinaus.

Komm Kamerad. Aus Massengräbern saugen
die Blumen ihre Kraft. Du stehst im Wind
und blickst empor mit ausgeglühten Augen,
die morgen früh wie blaue Steine sind.

2.
Die schwarzen Rosse zerstampfen die Auen.
Auf Bänken wurden die Mädchen zu Frauen,
im Kirchengestühl, im Straßengelände,
im Hagelgeprassel der brennenden Wände.
Die Männer senken die Lider im Fron.
Die Mütter stillen den mageren Sohn,
indessen an eitrigen Straßengraben
die höhnenden fremden Väter traben.
Der Pflug liegt bedeckt von der Asche der Essen.
Die Reiter werden die Ochsen fressen.
Die Pferde müssen die Reiter tragen.
Die Reiter verkaufen Tische und Wagen.

Verflucht! Wer hält denn des Schicksals Waage,
dass ich den höheren Teller zerschlage!

Die Seele

Wenn Fleisch zu Aas wird, und die Wirbelknochen
der Tod sich grinsend auf den Finger reiht,
wird unsre Seele aus dem Leib gestochen
und heult vor Angst bis in die Ewigkeit.
Und niemand kränzt sie mit des Schlafes Krone,
wo sie im Ruß der Zeiten brennt,
bis sie ein Teufel sich und Gott zum Hohne
als ew'ges Sternchen klebt ans Firmament.

Ballade vom unbekannten Soldaten

Er schritt in den dunkeln Zügen des Heeres,
die abends am Berge geschichtet lagen
in langen Gevierten. Vom Winde erpfiff
der Wald, und der Regen zersprang auf den Wagen.

Er zündete Kerzen im Zelt und ergriff
die Schale voll Suppe, die kalt war und stank.
Sein Atem ging lauter, nachdem er getrunken,
und eh er noch in Schlaf gesunken,
rieb er die Schale mit Brotrinde blank.

Im Schlafe regte der Traum seine Zweige
und schattete schwer auf den elenden Wicht:
Der Acker war schwarz und der Tag war zur Neige,
der Krug auf dem Tisch und das Brot, das er bricht –
dann schritt er zur Kammer und hörte es lachen
aus tiefem Bett, und er wusste die Zeit,
die Magd nahm ihn auf, und beim Morgenerwachen
stand Pflug und Pferd und Essen bereit.
Das war der Traum und war nicht der Tag,
der regenverdunkelt die Zelte durchdrang.
Er setzte sich auf und dachte nicht lang.

Wind kam vom Gipfel mit Lärm und Schlag,
und ehe der Regen am Abend versackte,
fiel er stumm in das Schweigen hinaus.
Und der seinen Leib in die Grube verpackte,
zog ihm die Stiefel und Kleider aus

Siebenbürgische Großbauern

In Fingern, die sich am Pfluge krümmten,
schwanken die Gläser wie gelbe Korallen,
ewig erhoben und niedergestoßen,
Schlägel, die hart auf die Trommel fallen.

Gevatter mit sechzehn Ochsen im Stalle,
Nachbar mit Hunderten Morgen voll Weizen –
sie schmeißen den Knechten den Lohn vor die Füße
und können die Stube mit Roggenmehl heizen.

Die Fäuste sind prall von Schinken und Speck.
Sie klatschen dem Schankweib am schwankenden Hintern. –
Doch hinter ihnen erscheint an dem Fenster
der Werwolf bereift von Wettern und Wintern.

Den Brüllenden brechen die Worte vom Munde.
Die Augen schwären hervor. Aus den Lippen
hängen die Zungen wie nasse Fetzen,
die breit in die Bärte hinunter wippen.

Hauch wird zum Flüstern. – Der jüdische Wirt
schraubt an der Lampe. Sie sehn sich nicht um.
Es heult wer im Ofen. Es tropft von den Stirnen.
Ein Schatten steht quer an den Wänden und stumm.

Bis einer denkt an die sechzehn Ochsen,
die Morgen voll Weizen – da brüllt er nach Wein! –
Zur Fütterung hebt sich nach Stunden ein Alter
und stapft durch die Tür in die Frühe hinein.

Hermann Klöss

Revolutionslieder

I.
In herbstlich-schweres Blätterfallen
und Abschiedsruf des letzten Vogelzugs,
der geisterhaft beschwingten Flugs
nun südwärts streicht, – mengt sich ein Lallen;

wie wenn die Seele frühverwester Helden
aus Grabesenge wieder Ausgang sucht
und sich entringt zu neuen Sonnenwelten –
so stammelt jetzt und schluchzt und flucht
die Menschheit sich empor aus Hassessorgen
zur Brüderlichkeit, zum Völkerfreiheitsmorgen.

II.
Das Blut verraucht auf leerem Schlachtgefild;
die Heere wälzen sich in breiten Massen
landeinwärts, singend, brausend, wild
in jedes Tal, in alle Bergesgassen
sich drängend, wie der angeschwoll'ne Fluss
die Uferbuchten tief mit Fluten füllt,
nach seiner Meeresheimat brüllt,
so lechzen sie nach Braut- und Bruderkuss …

Und unsre Arme langen bebend aus
nach euch: „Wie ihr kann niemand lieben;
ihr kehrt aus fremden Nächten nun nach Haus,
wart bitter lang uns fern geblieben!"

Die ersten Schollen trommeln dumpf …

Die ersten Schollen trommeln dumpf
wie Schlachtalarm auf seines Sarges Bretter;
schon türmt sich wüst ein nackter Hügelstumpf.

Dann Stille; ob nicht Krähn in gieriger Hast
durchs Buschwerk schwärmen, letzte welke Blätter
ihm abstreifend mit dunkler Flügel Last;
ob nicht der Wolf weit wo im Nebel kreist,
der Leiche Duft mit durstigen Nüstern
aufsaugend, zäh am eignen Fell sich reißt,
nach leckerm Schmaus den Krähn gleich lüstern …

Und jemand klagt – um ihn; dass Wehelaut
heraufirrt langgezogen durch die Stille;
der nicht verstummt, bis Morgendämmrung graut,
bald leis durchdringend, gleich dem Lied der Grille,
bald wie die Nachtigall durchbrechend blind
in wilder Klänge Sturz des Schweigens Hülle –
als schluchzt' die Erde mit um ihn, ihr Kind.

Fast ins freie Feld gestoßen …

Fast ins freie Feld gestoßen
knapp an der Friedhofsgrenze reiht
sein Grab sich eng mit andern schmalen, bloßen
wie schlafende Soldaten im Marschkleid.

Und flicht der Tag aus ersten Dämmerhauchen
sein blasses Flammennetz um Wies und Welt,
siehst jene Hügel du ins Licht auftauchen,
weil hier nicht Baum noch Denkstein Schatten hält;

als gält es ewige Ziele zu erfliegen
für die im Friedhofs-Armenwinkel noch, –
wo rings viel prunkverhängte Gräber liegen
gedrückt von ihrer Stein' und Kränze Joch …

Wie der Soldat sich aus dem Schlaf ins Drängen
der Schlacht gleich siegestrunken stellt,
mit starkem Flügelrauschen aus den Fängen –
der Erde aufsteigt und der Herrn im Zelt.

Neue Psalmen

I.
Aus Kampf mit Lichtspeer, Glutschwert,
hinter fluchtgelöst abstürmender Nebel
zerschelltem Nachtross
rückst du auf, Sonne; Siegshallo, Huldigungsschrei'n
vom Tanngezweig, meines Walds Kehle,
dir zu, Zapfenfallen auf nadelgehäuftes Erdreich
wie Trommelgeklinge.

Mir zuckt ins Knie Demutszwang:
nicht stolz mehr, kreuzsteif mitschreiten
in Hochmuts-Reih und Glied der Ichbesessenen,
Sterne zertretend, Weltweite engend;
nicht hocken, breitgesäßig, in Lehnbänken
als Ratsherr, Pfaff, Arzt, Lebensklügler,
der Unheil aufrührt statt Friedegeister,
gottscheu Volk –
sondern hinsinken wie der Tannenzapfen
aus höchstem Astwerk, Brüderkranz,
grüner Wipfel Lichtschaukel
ins Moos, rufen, alle Lieder aussingen,
dass sich's ins Waldständchen fein fügt,
früh heut beim Geigenmitjauchzen.

So siehst du mich knien,
Arme um die Wette gereckt mit dem Baumgeäst,
gleich dem Erdgewächs, himmelüberdacht,
aus Nebelflucht ins Blau klar greifend
mit Betergeste, der allein ewigen,
zum Sonnenrand.

II.

Trab dumpfer Schritte vom Waldhang. Ich schau
Stämme kreuz-quer; wie Spechtflug
huscht mein Blick, Zweige streifend,
um Astwinkel, Felsecke
Schluchten hinab, tagentlegene …
Wer kommt, sucht mich?

Bote aus Stadt-Marktgetriebe
hastet herwärts, Rockschöße gebauscht,
mit hartgestopfter Ledertasche die Baumrinde schürfend,
Reisig knickt wie von Holzsammlerschar
sein wüst-rau Getrete – :
Leis doch, mehr Andacht, Scheu
vor des Walds Heimlichkeiten,
Abendlichtnetz, durchs Gehölz gespannt
goldmaschig, meine Seele drein verfangen!
Siehst nicht, wie sich Hirsch, Eber
hufeumwickelt, gedämpften Laufs
nur traut ins Dickicht hier, Sonne gestreckt liegt
zwischen die Stämme, langbeinig, vor dem Einschlafen
wie ein wegruhender Ritter,
ins Erdmoos gelagertes Stück Himmel,
Welteinklang;
niemand stört, scheucht's auf; rehleicht schreiten wir
gottsüchtig Waldvolk?!

Doch er, botengeschäftig, breitet aus
seinen Ledertascheninhalt, Briefe, Gesetze, Kaufangebote,
eintaggeborene, Menschenhirnwust vor uns,
Lärm des Stadt-Marktgetriebes in die Busch- und Baumstille,
Blätterflüstern, Waldatemwehn:
Siehst nicht, wie Moosschatten und Sonnenlichtströme,
Gestrüppwirrwarr, Wipfelklarheit
der Erde Kleid weben, – Spechtflug, meiner Seele
Traumverfangenheit,
Hirschbrunst, Eberwutdrang, dein Schritt
Schöpfergeheiß ist, Weltbefehl?!…
Horch ihm, ohrengespitzt wie's Häschen!

Oscar Walter Cisek

Bruder!

Was sinkt deine blutende Hand?
Mensch, Bruder, ich werde gepeinigt,
Gequält, ich leide,
Reichst du mir heut nicht in ihr als Pfand
Deinen urtiefsten Lebenswillen, vereinigt
Mit frischem Wahn, der, vom Lehm gereinigt,
Das Schweben durch Wirrsal zum Höchsten nicht meide.

Mensch, Bruder, was zauderst du?
Du atmest nicht für lastende Ruh,
Bist da, um ans Niedrigste Flügel zu binden,
In Stürmen zu deuten des Ewigen Sinn,
Auf, Bruder, wir woll'n unsre Herzen entzünden,
Der Menschheit zu leuchten zu neuem Gewinn.

Mensch, Bruder, was zauderst du?
Das Dunkel deckt heut unser Blut noch nicht zu,
Im Geiste werden uns wachsen Schwingen,
Die zu den Grenzen des Menschlichen leiten,
Das wird dann ein unsichtbares Ringen,
Das Blinden sogar öffnet neue Weiten –

Mein Bruder, für neue Lebenssprüche!
Für neue, Kleinheit zermalmende Flüche!
Für ein neues Gewissen der alten Erde!
Dass Weltsinn und Zeitschicksal Eine werde!

Verheißung

Zahnräder greifen kreischend ineinander, drehn sich.
An Hämmern schlagen sich Schwielen gerötete Hände.
Beim Lastschleppen Müde durch Ächzen verstehn sich.
Und nichts, nichts wollen begreifen die glotzenden Wände.
Und für sie wird Jammer und Aufschrei zeitferne Legende.
Klage und Muskeln lähmende Plage
Wird am Sonntag auf Straßen zu lispelnder Sage,
Denn es wollen heut nicht die dunklen Gramesgrimassen,
Träge Seelen zerreißend, zerfetzend, erbärmlich hassen,
Doch morgen schon muss eine morsche Mauer bersten,
Umarmung gilt dann dem bangenden Letzten, dem lächelnden Ersten.
Und hinaus in den Tag musst du schleudern aus dir die blutigen Scherben!
Zerbrechen musst du dich erst, ehe dich Heilsaft durchtränkt!
O Gutsein! O Freundsein! O stockendes Seelenverderben!
O Wandlung, die jubelnd und sterbend sich schenkt!

Grau

Im Aas beißen sich fest die Krähen,
Ziehn ihm ein Trauerkleid an,
Wolkenaugen in kranke Sümpfe spähen,
Und faule Dünste heben sich dann,

Recken sich träge, im Nebel verschwimmend,
Der traumschwer hügelauf schlendert
Und, fünf Baumwipfel erklimmend,
Mein Bild wieder verändert.

Der Felder Öde kennt keine Maße,
Ganz schemenhaft ein Bach sich rührt,
Und nur ich bin auf der Straße,
Die grau ins grauenvolle Grau mich führt.

Rückblick

Träume hab ich verpfändet,
Frühling, deinem Gesicht, das nun fern –
Und Verzückungen verschwendet, leicht verschwendet,
Einem unsichtbaren Stern.

Abgrundtiefe Augenblicke
Einem müden Gott ich reichte,
Schreitend über eine Brücke, über eine schmale Brücke,
Als der Mond die Wolken bleichte.

Der Brücke letzter Pfeiler stand,
Visionen erkennbar, im All –
Da stutzte ich – der Widerhall
Von Menschenstimmen mein Fühlen band
Und riss es zu Gras und Wurzeln nieder
Und machte es bluten, stöhnen und schrein
Und ließ es jubeln und glanzfroh sein
Wieder und wieder und wieder!

Nervöser Abend

In den teergetränkten grauen
Himmel greifen nackte Bäume –
wenn ich doch nur nicht versäume,
was ich Lichtes könnte schauen!

Schatten kriechen durch die Gassen,
nirgend sich der Blick mir weitet –
ach, wenn mir nur nicht entgleitet,
was mich könnte leben lassen!

Wintertag

Durch nackter Bäume klappernde Skelette
Haschen spottend weiße Sonnenflecke,
Über der gebückten Hügelkette
Liegt die Müdigkeit wie eine Decke.

Kaum bewegt, zerbricht die Schimmerfläche
Eines Sees das stumpfe Braun der Erde,
Die, verstummt, als ob ein Dämon spräche,
Unbewusst sich hingibt der Beschwerde.

Nebelstreifen hängen fern im Schilfe,
Schweben, wanken durch den Strom des Windes,
Kniend fleht am Weg ein Haus um Hilfe;
Mich durchschwingt das Ahnen eines Kindes.

Verzweiflung

Viele, die heute tot sind,
Gingen schmerzstumm durch diese Gassen,
Die Züge verzerrt zu Grimassen;
Feuer, die längst verloht sind,
Huschen durch dumpfe Gesichter wieder,
Brennen das Wirkliche nieder.

Meine Hände, ihr tastet
Über Steine und Eisen
Wie Kinderstimmen auf fremden Weisen;
Schwüle Tage, ihr hastet
Durch flüchtiges Lachen und Verachten
Und lasst mich verschmachten …

Großstadtgram

Es schweben wie zage Seelen
Laternenlichter im Nebel,
Wie glänzende Türkensäbel
Schienenkurven ihr Dasein verhehlen.

Das Regennetz zerreißt ein Dröhnen:
Eine Trambahn gleitet in den Schacht
Des Dunkels, den wie ein Höhnen
Vor sie hinstellt die Nacht.

Atembange Autohupen ächzen,
Einem kleinen Knaben tun sie leid,
Straßenecken wechseln mit der Zeit,
Dirnen trillernd nach Vergnügen lechzen.

Hinter Fenstern kleben braune Klumpen:
Matte Frauen warten, warten, warten …
Wie bei ewig vollen Humpen
Abflussstellen trüb im Trunk entarten.

Der Asphalt fängt spärliche Reflexe,
Wirft sie weiter auf ein nahes Haus,
Das, vergrämt wie eine alte Hexe,
Lauernd blickt nach neuem Unheil aus.

Ein Gelächter keilt sich durch die Luft,
Das nun plötzlich ferne Bilder ruft,
Bis dann wieder Schienen sich im Nebel
Winden wie geschliffne Türkensäbel.

Wüstenei

Baumgesichter starren in der Furchen Leere,
Die wie Aussatz in den Himmel schwillt;
Brücken, ächzend wehverdrossne Schwere,
Wanken: müde Tiere; schleppen sich in graues Licht.
Ich bin nicht der Heiland, der dies Leiden stillt,
Ich bin nicht der Pilger, den der Weg zerbricht.

Hunger schleppen Menschen in den Knochen,
Mein Stammeln ist nicht wahnstarkes Gebet.
An kahlen Ufern sind flehende Arme zerbrochen,
Wie Vogelscheuchen wehend im Sturm, der letzte Öllämpchen hat erdrückt.
Durch die Öde ein fremder Abend geht,
Gebückt und unnahbar entrückt.

Gestalten schleichen durch das Tor der Weite,
Wo nur Verzagen schlürft der Schritte Klang,
Ich bin nicht der Stein, den ihr Tritt erfreute,
Mein Schauen muss, im Dunkel kriechend, stocken,
Zerbröckeln stumm! Vergessne Vögel krächzen hart und bang,
Und viele Hunde bellen wie geborstne Glocken.

Bald fühlst du die kleine Seele nicht mehr.
Schwarze Stoppelfelder schwemmen fort die Spur
Armer Wünsche. Und kein Wagnis spricht mehr.
Ich bin nicht der Sommer für dies Land,
Ich bin nicht der Same für die matte Flur,
Und mein Herz ist Spröde, Unverstand.

Aber morgen, wer weiß, blüht ein Feuer auf,
Morgen vielleicht stürzen Sterne nieder,
Gießen großes Licht in aller Straßen Lauf,
Wachsen riesig, sprühen helle Flut:
Brot wird Geist, Verzückung hüllt erwachte Glieder!
Und ich sterbe nicht, ich sterbe nicht! Bin Gottes Blut.

Die wache Nacht

In die schlaflose Stadt sinken Sterne:
Vögel auf müdegeleuchteten Flügeln.
Aus dem wunderfarbenen Gewand des Düsters
Taucht die kalte Stirn der Nacht.

Spiel vergeht hinter Dämmen des Harmes.
Frauen tragen die Last fremder Liebe,
Und Lichter fließen auf singendes Volk,
Und alle Tiere rufen, überwach.

Verzückung strahlt aus dem wachsenden Fluss,
Vor Unfassbarem knien die Wälder nieder,
In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen,
Und Täler heben die lechzenden Arme zu Gott.

Die jungen Hände sind so bleich und frösteln.
Und Tau umgleißt der Himmelsöffnung Helle.
Einsamkeit, ein bangender Hirt,
Erwartet die Verkündigung.

Die Gebirgsstraße

Stückweis zerfetzt der Straße dünne Gerte
Des Waldes Kleid, atemgehobnes Grün,
Die Wiesenflächen glänzen wie Gallerte,
Kraftwagen, keuchend, müd, bergauf sich mühn.

Und bellen laut wie alte Schäferhunde,
Die irgendwo ein froher Tagdieb neckt,
Wenn weich das Zittern warmer Mittagsstunde
Augenblicklang die Tannengreise weckt.

Drei Gäule trotten schwer vor vollem Wagen
Und sind sich selber, Säcken gleich, zuviel,
Auf krummen Schultern Bauern Sensen tragen,
Verschwimmen bald in eines Lichtflecks Spiel.

Verjüngt, umfängt des Weges Feierschleife
Den Berghals leicht als weißes Ordensband,
Ein Himbeerstrauch protzt laut mit seiner Reife,
Und Wolken werden Sonnensegeln Strand.

Meeraufruhr

Schaumrümpfe türmen wutwuchtenden Mut,
Wolken zerfallen: brennende Hütten.
Auf Auerochsstirnen klotziger Felsen schütten
Verletzte Wogenpranken Eiter und Blut.

Grünspanflächen kollern trommelnd einher,
Bohren Schächte: schleimige Mäuler von Ungeheuern,
Windpuffer Verzweiflung an Wassergebäuden scheuern,
Und weit dampfen Wälder, teerstrotzend, schwer.

Wellenwände splittern, Luftfäuste bäumen Hass,
Balgen sich ein: rasend verzückungsheiße Kämpfer,
Schreie, Begeisterungen, spottend aller Dämpfer,
Erdrücken Niederungen mit ihres Schweißes Nass.

Kettenwege und Brücken Gischt zerreißen, gliederschwach,
Notstrudel schwären: Himmel öffnende Wunden,
Verlassenheit bricht wie aus sterbenden Hunden.
Meergeist brüllt faule Küsten wach.

Die Gewitterwolke

Ihren Schuppenpanzer pfercht sie mächtig
Durch der Berge unheilvolle Risse,
Wird um jede Schwellung dunkelträchtig
Und erdrückt das Gras als Bleikulisse.

Aufgedunsen, streckt sie lässig Arme,
Wankt wie eine Barke, sturmverschollen,
Nur verführt von zähem Wirbelschwarme,
Meidet Felsen, die sie fangen wollen.

Sie zerquirlt kindliche Flaumgestalten,
Schiebt sich vor und frisst die arme Beute,
Wirft sich satt auf talverebbte Spalten,
Niederhetzend eine Donnermeute.

Und zersetzt dann, vag und lichtverdrossen,
Wie durch Säure ihre Stahlgewandung,
Blitzzickzacke feuernd in die Gossen,
Köpfend einen Baum in Waldliedbrandung.

Hei!

Trambahnscheiben stürmen ekstatisch durch tanzende Sonne,
Hohl auf rasselndem Wagen grölt eine Tonne,
Muskelquellende Pferdeschenkel auf Steinen erzittern,
Und tausend Autoradsprossen Leben umgittern,
An Haltestellen Gesichtermeere sich stauen,
Blanke Kastanienblütenfackeln leuchten im Blauen,
Entsetzen stottert krank aus krummen Altweibermündern,
Staub spritzt aus strahlenden Haaren von spielenden Kindern,
Plakate schreien, und Kleider foppen, und Leiber bedrängen
Alternde Mauern, die dunkle Löcher in Frühlingsluft sprengen – :
Erleben krächzt, heult, posaunt, verblutet und johlt! –
Und ich schwebe, verfließe im Braus, bis der Teufel mich holt!!

Gang im Alleinsein

Sterne sickern kalt durch schlaffe Zweige,
Die, gebannt, nach Unsäglichem langen,
Weich in ihrer Schatten leichter Neige
Schwacher Vögel Rasten sich verfangen.

Mädchenhaft das Tuch des Wegs sich breitet,
Weiße Pfosten wandeln sich zu Gliedern,
Und die Frische junge Gräser weitet,
Die, verherrlicht, ihren Sang erwidern.

In mir wachsend, von Verhaltnem schwankend,
Schwenkt die Nacht ins Feld die trunknen Schritte,
Und gewaltig, schwer um mich sich rankend,
Nimmt die Landschaft mich in ihre Mitte.

Der Trasimenische See

An Theodor Däubler!

Ufergras ist Lächeln
Um des Sees schimmernden Mund,
Weiße Vögel Sonnenfunken fächeln,
Schwanken voll Wundern zum Hügelgrund,

Himmel wölbt glimmende Fluchten,
Wolken sind Storchzüge weit,
In warm lagernden Buchten
Liegt blühende Zeit.

An Pinien verebben Schauer,
Die Tiere gehn heilig und schlicht,
Gewelle schwärmt blauer
In göttlich eröffnetem Licht.

Gesichte tragen in Kähnen
Herbstfrucht in entfremdetes Leid,
Vor Spuren wie silberne Sehnen.
Die Brust des Tages schwillt breit.

Rumänischer Oktober

Die dunklen Gehänge der Gelände
Klingen auf im Tau,
Der Himmel brennt blau
Durch der Bäume verlassene Hände.

Erde flaggt empor aus der Kühle,
Laubglut erwärmt das Feld,
In die Weite, die sanft ein Wolkentuch wellt,
Flattert die singende Mühle.

Auf Wegen fließt das Blinken
Der Weiher. Ihr Schaum erstarrt,
Von den irrenden Tieren lang genarrt,
Bis Schatten wie Mönche vorüberhinken.

Verschollene Träume findet der Dämmer
Dann in der Hüttenohnmacht weißem Rauch,
Unter des Abends Blütenstrauch
Die Hügel weiden Sterne wie Lämmer.

Hingabe

Die Bäume schwelen in die Zeit.
Wohin langt die Hand? Wohin schwankt der Schritt?
Die Sonne ist Süße und Seligkeit,
Die weiß nicht, wie viel dir entglitt.

Lass die Herden wehen empor,
Die Täler warten keusch im weiten Land,
Die Kranken kauern vor jedem Tor,
Ihre Wunden blühen im weißen Verband.

Auch die Gefangenen blühen auf in Zellen:
Noch einmal sind sie Unschuld und wie Schnee.
Die Felder tönen in sanften Wellen,
Und das Blau verscheucht meines Traumes Reh.

Mit deinen Tränen versink im Geheiß,
Lass dein Gebet die arme Krume küssen,
Lass dich tragen seraphisch und leis
Wie Wasser zu schwärmenden Flüssen.

Erinnerung an Italien

I.
An Theodor Däubler
Dank und Gruß!

Olivenhaine taumeln an die Küste,
Ein letztes Lodern auf verzückten Schwingen,
An Hängen schweben Reben wie Gerüste,
Die jedes Gold des Tags in Trauben singen.

Die müden Wege an den Felsen lehnen
Und stürzen dann in blauerfüllte Buchten,
Indes der Abend auf beladnen Kähnen
Schon samtne Schätze bringt von fremden Fluchten.

Im Dämmer starren noch der Berge Schläfen,
In ihrem Schauen ruht verklärte Gnade,
Die göttlich sanft umhüllt die armen Häfen
Und Kühle schenkt verklingendem Gestade.

Und in der Inseln Hut das Meer sich bettet,
Schläft ein, auf Lidern die erblühten Sterne,
Im Traum ein Engelschwarm die Zeit verkettet
Und windet Brücken nach erlöster Ferne.

II.
An Theodor Däubler
Dank und Gruß!

Des Tages Lichtgezweige Wege säumen,
In deren Staub die weißen Herden schwanken,
Getrieben munter von Olivenbäumen,
Die dürre Arme recken, schwingen Ranken.

Breit ruht der Mittag auf dem Moos der Dächer;
Er blinzelt müde dann beim Lärm der Ställe
Und hebt den Flaum der sanften Wolkenfächer
Empor ins maßlos volle Blau der Helle.

Zwei Inseln in der Bucht verankert rasten.
Sie bringen aus der Weite nur Geschmeide
Und Flammenvögel auf den grünen Masten,
Indes die Häfen flaggen laute Freude.

Die Zeit verkündet himmelnahe Klänge,
Und leis ein Traum die leichten Küsten schichtet,
In das entrückte Laub der Pinienhänge
Sich die Verschwiegenheit des Sommers flüchtet.

Erwin Neustädter

Föhnnacht

Der Baum erwacht,
und seines Lebens Wärme
taut dunklen Kreis um sich im Schnee;
verwehend rauschen Flügelschwärme
im Wanderflug über den See.

Wie dumpf er rauscht!
Wie seine bleichen Schollen
unheimlich er auf dunkler Tiefe dreht –
ratlos vor dem Geheimnisvollen,
das mächt'gen Schwungs die Nacht durchweht.

Vorfrühling

Duft aus dunklen Ackerschollen
brodelt rauschhaft zu den Sinnen;
goldne Netze ziehn die Spinnen,
spinnen am Geheimnisvollen.

In des Windes lindes Fächeln
schmiegen traumhaft sich die Bäume,
streben nackt ins Blau der Räume,
scheinen still in sich zu lächeln.

Kinder sonnen sich und Greise,
Leben quillt und schwindet leise;
Gruft und Keimgrund allem Sollen,
trächtig vom Geheimnisvollen
lagern stumm die dunklen Schollen.

Regentag

Tränend trieft's von allen Zweigen
schwankt in fahlen Nebelbändern
von den Berg- und Waldesrändern –
schwermutvoll sich alle neigen.

Alle Straßen halten Spiegel,
fragend zu verweiln im Hasten;
müde staunt ein Gaul im Rasten,
schwer gesenkt den Kopf im Zügel.

Stumm versunken stehn die Dinge,
dulden sanft, was auch verhängt;
Regen rauscht und Sonne sengt –
wer begreift, was jedes bringe?

Nimmer lässt sich Antwort zwingen –
Freud des einen, Leid des andern;
beide, sich verwandelnd, wandern –
regenschwer rauschen die Schwingen.

Jugend im Panzer

1918

Des Helmes Schatten im Kindergesicht,
die Schultern zerdrückt von der Rüstung Gewicht,
die Hände, die zarten, besudelt von Blut,
so hielt sie die Brust in selbstlosem Mut
vor das Heiligtum, an das sie geglaubt,
und das ihr Verblendung und Ichsucht geraubt.

Als hingebrochen, was sie beschützt,
da war auch ihr Glaube abgenützt.
Vorm Tod, da stoben die Worte dahin,
die Maße wandelten ihren Sinn. –
Und unter das Wanken und Bersten der Welt
waren *sie* mit den schwachen Schultern gestellt.

Sie wurden geglüht wie ein irdener Krug –
die Glut war zu jäh, die Härte ein Trug,
denn innen blieb formbar weich der Ton
und Zwiespalt die Frucht zu früher Fron.
Ihr Blick sah den Menschen über Kimme und Korn –
sie hatten die Unschuld des Schauens verlorn.

Der Hammer von Stahl, er hämmerte hart,
er schlug einen Panzer ums Herz so zart;
die Lippen so weich, er schmiedet' sie schmal
und grub in die Stirn die Runen der Qual.
So stehn sie fürs Auge gerüstet und stark –
doch kinderzart verwundbar blieb ihr Mark.

Der Heimkehrer Sang

1918

Durch glühenden Sand,
durch eisigen Schlamm
auf blutenden Sohlen
geht unser Gang
seit Jahren –
So wie es befohlen!

Durchwachen die Nächte,
durchwachen den Tag,
denn allzufrüh packt uns
der ewige Schlaf –
An Jahren
ward viel uns gestohlen.

Wir kannten einst Tage
mit eignem Gesicht,
mit Liebe und Freiheit –
längst gibt es die nicht.
Seit Jahren
ward anderes befohlen!

Versunken, was war,
im namlosen Heer –
Ein blutender Leib
in Sturm und Wehr
seit Jahren –
denn so wards befohlen!

Wir stehen dem Hunger,
den Frösten, der Glut,
wir kämpfen mit Sehnsucht
und Feindes Wut
seit Jahren –
Denn so wars befohlen.

Zum Trunk die Pfütze,
den Grind als Hemd,
als Heimat den Graben –
Wir sind verfemt
seit Jahren –
Ward solches befohlen?

Und wenn uns zerfetzt
Leib und Seele in Pein:
Entpestet der Feldscher
mit Kalk das Gebein
seit Jahren –
So wie es befohlen!

Wir litten und starben
für Heimat und Recht.
Nun kehren wir heim –
doch der Willkomm ist schlecht!
Wir schweigen –
und dieses hat niemand befohlen!

Kriegerfriedhof

Blumenumwucherte Stätten,
friedenumsäumt –
alles Stürmen verschäumt
in euren schlaftiefen Betten.

Endlose Reihn und Gevierte
ordnen das Heer –
Längst ward es Mär,
dass dieses einst kämpft' und marschierte.

Namen und Regimenter
künden von dem, was war –
doch längst zerfalln ist die Schar,
Gebein und Kampfgewänder.

Denen der Name zu Häupten
und jenen ein „Unbekannt" –
es hat ein tief Gedenken
wie Brüder sie gleich benannt.

Wenn sie auch still und vergessen
jahrüber ruhn –
feierlich ehrend Tun
begeht *ein* Tag, ihnen zugemessen.

Reden und klingend Gepränge
zieht über sie hin –
Ganz andere, heimliche Sänge
blühen aus ihrem Dahin. –

Wind und Wanderer

Südkarpaten 1916 und 1936

Wanderer: Wind, Wind –
nur wir beiden
streifen noch über die Weiden
dieser Höhen;
wohin ward der Schafe Gewimmel?

Wind: Dort, wo die Buchen purpurn prunken
und wo der Holzschlag gehallt,
tief unten im Wald
ist ihrer Glocken Gebimmel
ertrunken.
Lang, lang schon ist's her;
die Hürden stehn leer,
keinen Laut, keinen Rauch
weckt mein Hauch –
Niemand mehr lauscht meinen Sagen …

Wanderer: Ach, Wind –
wie müsste ich dann verzagen!
Auf meinen Gängen,
in meinen Sängen
bin ich doch ganz allein!
Hörst du nicht, wie das Berggras sirrt
und die Zikade dir Antwort schwirrt?
Möchte noch schwärmen,
kann sich nicht wärmen
in dem kühlen Schein,
den die Sonne trügt;
wie Greisenlächeln,
das nichts mehr will,
fern und still
liegt er über den Hängen und Höhen.
Schwichte dein Fächeln,
Wind, stille dein Spiel!
Sieh, wie lang schon die Schatten
über die Matten
sich breiten!

Und kühl, kühl
hauchst du schon, Wind!

Wind: Wehe nicht aus mir allein –
muss dienstbar sein.
Dienstbar, Mensch,
anders, als du es wohl denkst!
Nicht, wenn du in Segel mich fängst
und wenn ich Mühlsteine drehe –
das ist Spiel
meiner Kraft,
die lächelnd für euch schafft.
Aber aller Stummen Stimme bin ich,
und aller schlummernden Seelen
Erwecker und Künder!
Alle die tausend Münder
von Meer und Wald
und der leise Gesang
der Blumen und Saaten
und der Berge schweigend Urgewalt:
Alles ersingt durch mich!
Und alles singt nur – sich!
Immer nur sich
und nie, niemals mich!
Keine Antwort, die mich meint,
kein Spiegel, der mich scheint –
jeder verwirrt sich, in den ich schaue!
Einzig in meinem Tun kann ich lesen –
das aber *ist* nicht mein ganzes Wesen!

Wanderer: Nein, Wind, nein!
Im Tun allein
sind wir nimmer zu fassen;
ist nicht öfter im Lassen
unser wahres Sein versteckt?

Wind: Die Meisten sehn nur, was man treibt,
doch nicht, was man leibt!
Mich freilich fasst dieses Wort
nicht ein;

nicht Form noch Ort
gibt mir das Sein,
nur Wehen und Wirken –
in sich gestaltlos
und sich entfaltend
nur in des Stoffes Bezirken,
an Fremdem,
und doch nicht gehaltlos –
Rätsel mir selbst und andern.

Wanderer: Wind, o Wind!
Dass ich meiner Seele Erläuterung
hie oben fände,
in diesem Gelände,
wohin ein Anderes zu suchen ich kam –
auf Spuren des längst Vergangenen
Enthüllung fände des in mir Verhangenen,
ist wie ein Traum.

Wind: Kein Traum!
Wir träumen immer nur, was wir sind,
Menschenkind. –
Ich sah dich in jenen Mulden lehnen,
vor Knöchlein und Moder kauern,
die allein noch dauern
von jenem Sturm,
der seine Wogen einst
bis hier herauf gewühlt.

Wanderer: War auch ein Tröpflein der Flut,
die in jenen Tagen
bis hier herauf geschlagen.
Doch immer dünkt mich,
mir sei hier entglitten,
dessen ich keine Acht
inmitten
des wilden Dranges und Zwanges gehabt.
Wars doch wie Nacht,
ahnungsvoll seltsame Nacht,
damals vor meinem Angesicht:

Brandendes, schwankendes Dunkel
und zwischendurch fern,
ganz selten und fern,
ein blinkendes, winkendes Licht –
Ich habe es unten
nicht wieder gefunden –
doch innen erlosch sein Schimmer nicht.

Wind: Des Ewigen lichte, stille Mahnung
verblasst im Gewühl
zu ferner Ahnung.
Hier oben aber,
wo aller Braus des Tages
weitab gesunken,
sprüht es Funken
wie einst und zu Anbeginn,
und der geläuterte Sinn
begreift seinen Atem und Hauch. –
Siehst du die goldnen Rosse tauchen
zur Abendflut;
die Schluchten rauchen,
es lischt die Glut –
Muss kühler nun hauchen.
Komm, kauere dich ein!
Diese Mulde hat manchem schon Schutz gebracht
vorm Tod und meiner Macht –
Du weißt es ja.

Wanderer: Ja, Wind, ja!
Lasse mich wieder nah
der bergenden, hüllenden Erde sein!
Ganz klein
in ihrem Schoß –
wie damals, als groß
der Tod hier die Hänge noch mähte.
Und nun spinn
dein summend Genetz
über mich hin –
Ich lausche, Wind!

Wind: Ich webe und weh' –
webe und weh'
über Hänge und Höhn –
Hänge und Höhn
ruhlose Gänge,
ewige Sänge –
Sänger der Wandlung im ewig Gleichen. –
Sommer ist talab verschwunden,
Herbst zieht talauf
mit stöbernden Hunden;
muss ihm die Wege richten
wie Jahr um Jahr,
Busch und Baum lichten
und seinem Schreiten
den rauschenden Teppich bereiten.
Bald ist es soweit.
Doch bis er dort oben im Felsengestühl
sich thronend entfaltet
und der Wolkenpfühl
zu seinen Füßen erkaltet,
darf ich noch sanfter atmen. –
Will dir erzählen
von den Mären,
die aus diesen Gruben schwälen –
andre, als du wohl daraus vernimmst.
Sah, wie du zu jenem Helm dich beugtest,
durch dessen Löcher ich manchmal pfeife;
sah, wie du in die Runde äugtest,
geführt von den Spuren
derer, die einst hier fuhren
mit mächtigem Schwall und Hall.
Längst ist er verhallt –
und es herrschen die Gleichen
in diesen Bereichen
wie einst.
Waldumgürtet
und schweigengekrönt,
hoch ob dem gierigen Treiben,
das in den Tälern dem Tage frönt,
ruhte die Würdegestalt der Gebirge.

Und es war, als entschliefe
das Brausen der Tiefe
in diesen Höhen;
am Rande der Ewigkeit
herrschte Frieden! –
Doch es geschah,
dass von seltsamem Sturm
aufgewühlt ward der Menschheit Tiefe –
und bis herauf in das Reich des Schweigens
warf ihre Wogen
die brüllende Brandung!
Wo nur die Wolken lautlos gesegelt,
einsame Adler Kreise gezogen,
wölbte nun heulende, tosende Wogen –
Brücken vom Leben zum Tode –
der Stahl.
Und die Wälder erächzten,
die Felsen erknirschten
unter seinem Schlag!
Um stille Quellen und einsame Grate
keuchte der Kampf,
troff blutiger Brei.
In ewige Stirnen
rammte sich Runen
der sterbliche Mensch:
Verlorener Ehrfurcht
und wilder Empörung
zum währenden Mal!
Doch vor dem Ewigen
gilt keine Zerstörung!
Sanft ist das Wachstum,
und Schweigen sein Siegel. –
Wo der Sturm gewühlt und gebraust
durch Dickicht und Klippen,
über Stümpfen und Splittern
und verschollnen Gerippen
zog wieder Schweigen ein.
Verbraust war die Flut,
alles Toben war fortgespült,
alle Feuerstellen ausgekühlt –

Ruhe senkte sich wieder
hernieder –
Im öden Gefilde
modert das Strandgut.

Wanderer: Wind, Wind –
vor euch Ewigen
mag unser Mühn und Beginnen
von Sinnen,
töricht und voll Frevels sein –
allein …
weißt du, warum du wehst?
Von wannen und wohin du gehst?
Wehst du zu deiner Lust?
Du wehst, weil du musst!
Weil eine Macht dich von dannen reißt
eh' du um Warum und Wohinaus weißt!
Und also riss es uns empor!
Riss uns zu Höhen,
riss uns zu Tiefen,
ließ uns erbrausen in mächtigem Chor,
wie die Pfeifen vom Hauch ertönen,
unsere Vielfalt zum Sang zu versöhnen;
Ton wurden wir, weil *er* uns blies,
Klang wurden wir, wie *er* uns wies –
und hüben wie drüben derselbe Hauch,
das Lied das gleiche, der Meister auch!
Wir hörten nur *uns*, doch die drüben nicht;
wir *lebten* das Lied, doch verstanden es nicht.
Wir alle waren und sind
nur Töne, nur Hauch,
nur Getriebene …
Bruder Wind! –
Schau, was ich da in Händen halte,
was ich fand
in dem verfallenen Unterstand:
Diese gelblich-fahle,
länglich gewölbte Schale
mit dem gezahnten Rand.
Wie zierlich und stark

war das gefügt,
was einmal ein menschlich Hirn barg.
Und nun – ein Druck genügt,
und es zerfällt!
Eine Welt
diese Schale einst hegte –
wenn sie auch bloß
eines Hirten einfaches Hirn umspannte,
so war sie doch groß, so groß,
dass Sonne, Mond und Sterne,
der Heimat Nähe, des Himmels Ferne
in ihm sich spiegelte und regte!
und wenn auch *ein* Funke nur
jener Kraft,
die Berge versetzen kann
und Opfer schafft,
in ihm brannte:
Ist er enthoben jeder Haft
von Mulm und Moder!
Wer sein Leben
dahingegeben
willig im großen Brand:
Eint sich der ewigen Flamme Geloder,
und so wird Vergängliches
mehr als Gleichnis –
Haltend die Schale in meinen Händen
ist mir, als hätte ich Leben zu spenden …
Leben, über den Tod hinaus!

Wind: Kühnen Trost
spinnst du, Sterblicher,
dir aus dem Totenhaupt.
Wenn euch auch andres gelost:
Selig, wer glaubt!
Nichts ist erblicher
als der Wahn!
Schlagt ihn als Brücke,
braucht ihn als Krücke,
ziehet die kurze Bahn,
die euch verhängt.

Ob eure oder der Ameisen Spur –
uns gilt es gleich;
die Großen schweigen nur
und schauen gelassen
auf ihr Verblassen.
Und ich – ich streich
über Helm und Totengebein,
des Berggrases dichtes Haar –
Und Nesselbusch und Brombeerstrauch
und die felsigen Häupter im Höhenrauch,
sie raunen und lispeln
in meinem Hauch:
Es war … es war …

Wanderer: Ich aber banne
den Hauch der Vergänglichkeit
durch des Menschen Wort!
Unseres Daseins winzige Spanne
wirkt durch die Zeiten fort,
denn nichts, was in der Seele geboren,
geht verloren!
In des Wortes Kristall
bleibt es im All!
Und über deiner Gräser Geschwanke
und der Gebirge eisstolze Flanke
klingt und dringt weit hinaus
der Gedanke!
Und wirkt aus
„Es war“
ein neues „Werde!“
Und dieses ist,
wie der Erde
steinern oder grünes Kleid,
auch – *Ewigkeit!*

Prosa

Alfred Margul-Sperber

Die Tscherigowna

Es waren Augen, aus denen unmäßig Verachtung und Kühle in leichten Wellen zu ihr herüberspülten.

Sie stand, in gefasster Gebärde, verloren in den sensitiven Verästelungen des Spiels. Die fremden Augen folgten der weichen Linie, vor- und rückgleitend, hefteten sich an Mienenspiel und vielfache Schattierung der Schminke und blieben teilnehmend an starrem Glanz der Pupillen hängen.

Der Blick ließ sie nicht los. Legte schlangenglatte Fangarme: Wesen spaltete sich. Hälfte glitt aus der Schale des Spiels, mädchenhaft und hingegeben der unendlichen Festigkeit dieser Augen; die andere steigerte sich in nieerlebtem Erfühlen des Augenblicks zu schreiender Ekstase.

Publikum lauerte.

Die Augen in der Gouverneursloge, die in Wahrheit das Spiel lenkten, schienen einzig unbeeinflusst vom rätselhaften Bann und verharrten unbeweglich in ihrer Richtung.

Vorhang fiel. Applaus, rasend, entspannend …

In der Garderobe kamen die Augen wieder.

Traumhaft sah sie: große Gestalt. Sah kräuselndes Lächeln Überlegenheit verdecken. Verbindlichkeit wehte kühl herüber.

Die Knie, von plötzlicher Schwäche befallen, knickten vor, zu diesem lächelnden Warten.

„Grigoriew …“

Der Name fiel in Leere. Nur die Akzentuierung des „ew“ stieß mit schneidender Kälte in ihr Bewusstsein.

Sie sagte monoton etwas, im furchtbaren Schreck der Erkenntnis: es verlasse sie in Gegenwart dieses Mannes die Fassung…

Seine Sprache tönte kurz; mit schwacher Verhüllung des Herrischen in ihrer Abgerissenheit; sie endlosen Pausen überlassend. Während unfassbar Fremdheit aus seinem Körper in den ihren rann, schrie unbändig in ihr Hingabe auf … –

Der Gouverneur war nicht jung; aber es sprang zuweilen Knabenhaftes gegen die festgewordenen Linien in seinem Gesichte an. Sein Körper, wunderbar in sich gesammelt, trat nie heraus. Ihr gab er sich nie. Und keine Straffheit der Muskel, kein Quellen des Fleisches, – das ihr galt.

Wenn sie neben ihm lag – hingegossener Trieb –, spielte er gerne mit ihrem Halskettchen. Selten, dass seine Hände weich waren. Ihre Lippen aber überströmten von Traurigem und Süßem; Mädchenlachen trieb Knospen in ihr Gesicht.

Er lächelte sein kräuselndes, zerrinnendes Lächeln. Es tat ihr weh …

Sie kam ihm entgegen, wenn er die schmale dunkle Allee herabritt. Seine Gestalt bewegte tiefe und schwere Silhouetten gegen den abendblassen Himmel. Er gab ihr leichten Gruß; Straffheit und Gesteiltsein.

Wenn sie dann beide den Weg kamen, die Hufe des Pferdes den Kies stäubten, fühlte sie deutlicher als sonst mit bohrender Qual: wie klein sie war neben ihm und dass er ihrer nicht achtete. Zugleich atmete sie seltsame Süßigkeit! sich vor seinen unfassbaren Stärken zu demütigen … –

Im Theater trat sie nur mehr selten auf. Ihr Spiel war wie gelähmt durch die Erkenntnis von einem jähen Wendepunkte in ihrem Leben. Treibendes ihrer Kunst: sich nie mit endlicher Gebärde abzufinden, in maßloser Steigerung aufzugehen, zerstäubte. Blut, das sonst Erregung in die feinsten Spitzen des Empfindens pulste, verblühte. Sie fühlte langsam, dass ihr nicht kleinster Teil dessen gehörte, was sie früher verkörpert hatte.

Die grenzenlose Zurückweisung ihres Schenkens machte sie welk. Lange berührte sie Grigoriew nicht. Sie empfand es als Schändung ihrer Wünsche. Als es aber geschah und ungeheuer entfesselte Triebe aufflammten, prallte Taumel der Dankbarkeit ab an stählerner Mauer: der Selbstverständlichkeit, mit der er sie nahm, sich auf die Seite legte und schlief. Sie lag in fiebernder Gequältheit. Ihr Körper siedete, das Haar, verloren in den Tälern und Mulden des zerwühlten Kissens, schmerzte unerträglich. (Atemtöne spannen ruhig und regelmäßig herüber; sie lauschte eine Weile, fast hingerissen …)

Das Dunkel wurde Qual. Puls hielt stetig rasenden Takt.

Gegen Morgen überfiel sie erlösend Müdigkeit. Tiefer See schloss sich über sie der Schlaf.

Als sie erwachte, saß er im Sonnenlicht beim Fenster und las in einem Buche … –

In ihrem Verhältnisse änderte sich weniges. Manchmal sickerte dünn Zärtlichkeit durch in seinem Tun. In solchen Momenten schien die Hilflosigkeit, mit der sie sich an ihn verlor: das Verbrennen aller Brücken, leise an ihn zu rühren. Aber von alledem, was ihn innerlich beschäftigte (zu quälen schien ihn weniges), gab er ihr nichts.

Sie kannte nur seinen Körper.

Selten griff er nach ihr …

An einem Herbstabend gingen sie im Garten. Die Luft war gepresst von welkem Geruche und Feuchtigkeit; von der Straße her stachen Bogen-

lampen – Monde in aufdringlicher Helligkeit – durch das Geäst. Rascheln einer Kröte im Grase brach Schweigen, das sich hinzog. Sie gingen über Bosketts und Rasenbeete, dunkle Allee verschlang sie minutenlang. Der Wind trug abgerissene Menschenlaute und Blätterfall. Trostloses säte sich wie Dunst auf alles herab.

Er trug eine Reitgerte, die er dann und wann zwischen den Händen spielend bog.

Sie sah es empfindungslos und sah kaum als Neues, dass er willkürlich Wege wählte, einlenkte und stehen blieb, ging, ging … Sie folgte nur. Frösteln überkam sie. Aber sie schlug nicht vor, ins Zimmer zu gehen. Eine Bank, die in tiefstem Schatten stand, sog beide auf. Atem wurde leicht hörbar.

Als sie so lange gesessen waren, quollen unerklärlich aus dem Dunkel Weichheit und Schmerz. Fassten in ihr Wurzel, umspülten Verhärtetes in ihr und pulsten mit dem Blute durch den Körper, ihn ausfüllend. Ihre Hand suchte seine und fand sie. Er wandte fragend den Kopf. Nun wollte die Stimme etwas fragen, Schrei tun um das, was sie quälte und heimsuchte. Aber sie fand den Weg nicht durch die ausgedörrte Kehle. Nur ein kleines Weinen tat die tiefen Augen auf und fragte mit seltsam veränderter, fremder Stimme …

„Warum bist du so hart?…“

Die Worte zerrannen im Dunkel. Nicht einmal Widerhall wurde hörbar. Er verharrte unbewegt und schweigend.

„Du …“ Die Hand bat.

Da stand er jäh und unvermittelt auf, trat ein paar Schritte vor. Die Gerte pfiff schneidend durch das Dunkel, Abwehr und Verscheuchung. Dann ging er fort.

Ihr Kopf taumelte zurück und stieß hart an die Rückenlehne, als hätte der Hieb ihn getroffen. Alle Auslösung, die sprungbereit gekauert hatte, versank … –

Frühling …

Geruch der ausatmenden Erde drang in die Stadt und betäubte bis zur Bewusstlosigkeit. Silbernes, Gleitendes lag in der Luft. Bäume überschäumten grün von aufsteigendem jungem Leben. Es war Lockung in allen Dingen. Junges Blut geriet in Gärung und erlag …

Das Leben der Schauspielerin Tscherigowna war eingeschlafen. Kein Verwundern war mehr und kein Betasten der Worte, die von ihm kamen. Es hatte sich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen ausgebildet, die etwas von der Wärme hatte, die unter dem Eise brütet.

Aber dies alles war nur scheinbar. In den Nächten träumte sie: Flucht … Ganzes Bewusstsein hatte sich krampfartig auf die Bedingungen eines Verhältnisses eingestellt, das sich mit jedem Tage schmerzlos, alle Vergangenheit weglöschend, lösen konnte.

Eines Abends brachte ein Beamter dringende Dienstpost. Grigoriew erbrach das Schreiben und las. Für einen Augenblick übermalte großes Erstaunen sein Gesicht. Er sagte: „Revolution“. Und nach einer Weile gedehnt und mit seltsamer Bewegtheit: „Sie ist stark und jung: gut! Aber ich weiß nicht …“

Da sie ihn starr und fassungslos ansah, nahm er, jäh abbrechend, Wendung zum Nebensächlichen …

Sturm der neuen Bewegung brach über das erstarrte Land, pflügte es tief und erschütternd auf. Strom der Befreiung überbrauste die Ufer, riss Zögernde, Ungefasste mit. Lebendigbegrabene, von Kerkerlöchern ausgespieen, wälzten sich weinend auf duftender Erde und küssten sie. Alle Türen flogen auf vor den Windstößen der Freude. Jugend scharte sich in Wachheit und frenetischem Geschwelltsein und übervölkerte die Stadt. Führerrufe erbrausten.

In den Straßen verschenkten die Läden ihren Inhalt an das Volk. Restaurants und Cafés hielten Tausende frei. Alle Stände wirbelten durcheinander, Chaos der Brüderlichkeit erstand. Junge Bürgerstöchter und Studentinnen gaben sich in den Parken derber Brunst hin.

Erde sang.

In die Verwaltung fegte der Sturm. Der Gouverneur, als einer der Liberalsten, Sprungbereiten, blieb. Straff fasste er die Zügel. Übereiltes, Ausartendes wurde in Schranken gewiesen. Noch lag viel Gefahr im Rausche der neuen Bildung. Aber seine Kräfte waren verdoppelt, viel Blühen schien ihn zu verjüngen.

Einmal sagte er: „Es ist noch *Halbheit* in dieser Freiheit.“ Sie verstand ihn nicht.

Frühling und Sommer flossen dahin im langsamen Sicheingewöhnen in das Neugegebene, Abebben des ersten Rausches. Dann tauchten neue Forderungen auf. Die Letzten, noch Unbefriedigten, begannen auf Erfüllung verstiegenster Wünsche zu dringen. Groß wuchs Freizügigkeit, da und dort loderten schon Plünderung und Raub.

Alles Gegenströmende ballte sich zur Partei. Bald stand Kampf bis zur Vernichtung auf den Bannern der Gegner. Maschinengewehre, rasend getragen von Autos durch die Straßen, säten Tod. Der Aneinanderprall der Massen zersplitterte in Kleinkämpfe, die an allen Ecken der Stadt tobten.

Gouverneur Grigoriew stand fest im Wirbel. Ließ die Dinge prüfend an sich herankommen, gewann an Festigkeit mit jeder neuen Wendung. Kaum, dass ihm in den Kreisen der Umstürzler Gegnerschaft erwuchs …

Er stand am Fenster. Draußen klopfte Gewehrfeuer. Er sah dem zu. Plötzlich lachte er auf, hell und übermäßig.

„Tscherigowna …, Tscherigowna …“

Sie kam aus dem Nebenzimmer. Ihr Gesicht war Frage und Erstaunen. Er rief sie zum ersten Male bei ihrem Namen.

Grigoriew deutete hinaus, wo sich eine kleine Schar hinter einer steinernen Stiege verschanzt hatte und mit irgendeinem Gegner Feuer wechselte. Einige lagen am Boden. Einer stand breitspurig, schoss und biss abwechselnd in eine Wurst, die er jedes Mal der Manteltasche entnahm. Sein ganzes Tun war unbekümmert und erfüllt von Gemächlichkeit. Andere rauchten. Einer fiel, noch einer, mehrere plötzlich. Jener aber stand und schoss und aß.

Grigoriew fand sich aus dem Lachen nicht heraus. Er warf halbverständliche Worte zwischendurch „Volk … Erde …“ und wieder: „Volk … Erde …“ Sein Gesicht war Meer von Falten und Bewegung.

Sie sah irre und unfassend empor zu ihm. Undeutbares stieg in ihr auf. Sie suchte, es niederzuhalten. Er hatte mit unerklärlichem Instinkt die Losung erfasst und nahm gereizt das Widerspiel auf. Sein Gesicht zog sich zu Glattheit der Gleichgiltigkeit, die Augen dehnten sich mandelförmig; Fremdheit und Kampf der Rasse lagen ausholend zum Sprunge in ihrem Ausdrucke. Mund, geringschätzend, sprach:

„O, ihr Frauen könnt so etwas nicht verstehen. Ihr wollt den Mann gar nicht stark sehen gegen den Tod … Es genügt, wenn er es zur Befriedigung eurer Lüste ist …“

Sie verstand nicht. Da fragte er, in verwirrender Einfachheit und fast harmlos:

„Warum werfet ihr euch uns an den Hals?“

Die Worte fielen schwer und betäubend auf sie und hakten sich, Anker einer mit ungeheuerer Bewusstheit vorspringenden Absicht, fest. Blut zischte in entsetzlichem Schmerze auf. Aber die rasende Erschütterung entäußerte sich nur in einer schwachen Geste.

Sie nahm ihren Hut und ging, aufgebäumt vom Stachel aufquellender Vergangenheiten. Häuserreihen stürzten über sie zusammen, Parke verschlangen sie. Dampf des Asphalts schlug ihr ins Gesicht. Schüsse, die in rasender Folge auf den Straßen fielen, klangen gedämpft durch den Nebel ihrer Besinnungslosigkeit, wie Stakkatos dessen, was in ihr vorging.

Endlich, nach langem Umherirren, wo Taumel sie unaufhörlich niederwarf und Verzweiflung wieder aufriss, landete sie in der Leere ihrer längst entwöhnten Wohnung. Es roch nach Moder.

Erinnerung erwachte. Saß ihr hohläugig gegenüber. Sehnsucht nach ihm schrie auf …

Nächtelang trieb sie um seine Wohnung, presste das Gesicht gegen die Stäbe des Parkgitters, bis es rot anlief in Striemen.

Einmal überfiel sie der Entschluss: sich Einem auf der Straße in die Arme zu werfen; aber sie fand sich feige, da es geschehen sollte. Auch das Berau-

schende ferner Länder leuchtete für Momente in ihren Vorstellungen auf. Sie verwarf es. Da winkte Zuflucht: Theater …

Die Tscherigowna trat wieder auf. Verschleuderte Gebärde und Verzweiflungsschrei in das irre Herz der Menge, blühte in fremde Seelen hinein, verströmte in den letzten Zumutungen des Spiels. Ihre Triebkraft erschöpfte sich nicht an diesen Sensationen. Die Wucht des Sichgebenkönnens an Leidenschaften, fremde, schwemmte das Rasende nicht aus ihrer Seele. Maß des Leidens schwoll nur an. Der Gouverneur kam nie.

Eines Tages wurden die Theater dem Volke geöffnet. Masse strömte in die Räume. Stumpfe Gesichter mühten sich, das Neue zu erfassen. Es war schwer, den an grobe Genüsse Gewöhnten Angemessenes zu bieten.

Wenn die Tscherigowna erwog, vor wem sie ihre Kunst zeigte, empfand sie Ekel und Grauen. Nur der Gedanke an die Stacheln, welche die Einsamkeit nicht gespielter Abende in sich barg, hielt sie am Theater.

Eines Abends – ihre Rolle war: einen Liebhaber zu erwarten, sich zu entkleiden –, harrte sie voll Unruhe hinter der Bühne. Nur schwer konnte sie sich entschließen.

Als sie hinaustrat, quollen Ausdünstungen von Schweiß und Alkohol unerträglich zur Rampe empor. Sie taumelte. Für einen Augenblick stand sie, Brennpunkt aller Blicke, in der Schwebe zwischen Aufgabe und Besinnungslosigkeit treibend; Atem stockte. Da brach ungeheuerlicher Entschluss in ihr auf. Jähe. Sieghaft. Augen weitöffnend. Was sie seit Monaten zerfleischte, verströmte, und – ungeheuere Stichflammen – schlugen Empfindungen über sie, wirbelten sie in einem rasenden Trichter, ließen sie tief, tief fallen …

Sie tat, der Rolle gemäß, mit müder Dehnung der Arme die Oberkleider von sich, ließ sie nachlässig auf den Boden fallen. Ihre Hände waren schön, wie sie es ruhig taten. Dann wurden sie wilder, kamen ins Jagen; Stück um Stück entblätterte sich der Körper. Und, sich zur entscheidendsten Ekstase ihres Lebens aufraffend, tat sie die letzte Hülle ab.

Nackt stand sie da.

Sie trat an die Rampe. Grellstes Licht. Aufflammte der Leib und in den verdunkelten Raum hinein.

Lähmende Stille … Augen … Nacktheit … Gesichter derer, die zunächst saßen, waren ganz weiß geworden und entstellt von Gier.

Hinter ihr fiel der Vorhang. Sie hörte nicht. Spannung sprungbereiten Raubtieres strahlte aus ihr. Und leise, fast wie trauriger Gesang schwebte ihre Stimme auf:

„Brüder, ich kann nicht spielen vor euch. Brüder, wie könnt ihr euch vergnügen, wo Tausende unerhört in Kerkern leiden …“

Ihr Kopf war gesenkt. Die Hände hielt sie sanft gesteilt, undeutliche Abwehr. Die Geste war wunderbare Einfachheit.

Dann brach die Stimme jäh vor. Schreie flatterten auf, überschlugen sich, fielen zischend nieder: „…Gouverneur … Bluthund … Freiheit … Sterben … Hilfe …“ und klagend: „…Körper geschändet …“ (Lüge! durchbrannte es sie, aber die Empfindung des Augenblickes verschlang alles). Die Hände streichelten den Leib mit weher Liebkosung.

Nur ihre Stimme war da. Sie schwebte irre und zerschlug sich an den Wänden. Der Raum und alles in ihm war in Ferne entrückt, wie durch umgekehrtes Binokel gesehen. Dann drehte sich alles rasend im Kreise …

Plötzlich brach die Stimme.

Sturm der Stimmen widerhallte. Schreie blutunterlaufener Wildheit prallten gegeneinander. Das Parterre pferchte sich zum Ersticken. Woge wälzte gegen die Bühne, kam mitten im Rollen, wie von fremden Willen zurückgerissen, zu Stillstand, flutete zurück. Ausgangstüren barsten, spieen die Masse hinaus. Alles sekundenlang. Still wurde es und leer.

Die Tscherigowna, jäh erhellt, ganz wach, kam ins Rasen. Bühne …, Gesichter …, ein Kleid …, Nacht.

Rettung!

Die Erde brauste. Fast körperlos sie, laufend, an Dinge prallend, überrennend, überrannt, aufgerissen, Türen seines Hauses, Licht …

Großes Lächeln empfing sie, sie, die sich über ihn warf, erzählte, schrie, weinte, Verständnis suchend: Flucht! In den Köstlichkeiten seines Körpers wühlte, bat, weinte, weinte, schrie …

Schläge gegen das Haus. Dumpf Brüllen. Straffen der Muskeln durch seinen Körper. Das Weib, fortgeschleudert, fiel in einer Ecke, stöhnend …

Aufgerichtet stand er, wollte an die Wand greifen. Menge brach herein. Er einen Augenblick stumm, reglos. Dann quoll es über ihn.

Sie lag wie zerbrochen. Glieder unbeweglich. Entsetzen würgend Kehle hinauf, würgend aus einem Brunnen verschütteter Schreie.

Nur Atem fand Weg, röchelnd, zerhackt. Oh, oh …

Das Dunkle fiel rasch und lärmend auseinander. Nachzitternde Glasglocken … Blutgeruch.

Rissen sich Schreie los … Wimmern … Öde. Unendliche Öde … – – –

Wühlender Hunger stieß sie hinaus. Sie traf einen Soldaten. Er erkannte sie. Nahm sie mit sich. Ein Haus …, Stufen, Stiegen …, Korridore …, ein Saal, hellerleuchtet.

Viele Menschen waren da. Einer sprach. Schrie. Sie wurde dicht an ihn geführt.

Sie wurde sitzend gemacht. Wie durch Wand hörte sie Worte. Ihren Namen. Seinen. Sie wurde wach, gewappnet. Wieder war in ihr Effekt des Spiels. Sie schrie:

„Wer Tyrann? Er, den ihr zerfleischt habt? Schweine! Schweine!“

Und, den Kopf weit zurückwerfend, spie sie Einem ins Gesicht.

Hart stieß sie ein Breiter vor die Brust. Sie taumelte, schlug hin. Ihr Kleid flatterte auf und die Beine spreizten sich, dirnenhaft, hässlich …

Jemand lachte frech und lüstern.

Sie lag reglos.

Erwin Neustädter

Karstschlacht

In flimmernder Glut fiebert das Ödland, verwittert, zerfurcht, wie vor entsetzlichem Grausen im Todeskrampf erstarrt.

Zitternd, summend tanzt die Luft über dem bläulichgrauen Fels, über dem Gewirr lehmgelber Sandsäcke, dem greulichen Wust zerschmetterter, verbogener Holz- und Eisentrümmer, Hindernisse, Balken, Traversen, Draht, verrenkten Gliedern gleich, in stummem Aufbäumen erstarrt ringsum.

Was soll die plötzliche Stille?! Noch gellt in allen Ohren das Schrillen, Schmettern, Krachen und Tosen des Trommelfeuers und jetzt diese Stille – ?!

Lähmend, atemraubend presst sie die Kehlen zu, drückt den Magen in den Hals hinauf, gibt den aufgepeitschten Nerven einen Stoß: „Auf!!!"

Und allenthalben taucht es empor aus Schutt und Blut, Trümmern und Leichen; einzeln hier, und dort in Gruppen, geduckt, verkrümmt, fahlgrau – die Überlebenden.

Weitaufgerissen spähen die übernächtigen, fiebrigen Augen über die Trümmer der Brustwehr, durch die Spalte des Schutzschildes – feindwärts, glotzen, starren, spähen.

Und gelb, grün, dunkelgrau, schwarz, in dichten Schwaden, wälzt es sich über die Stellung. Rauchkronen schweben, Qualmbäume ballen sich, schieben sich, wallen, wogen, zerflattern, zerfließen. Zerpulverter Stein, herb wie Bittermandel, glimmende Balken, Schwefel, Ekrasit hauchen ihren giftigen Atem in die Gesichter, kitzeln die Nase, würgen den Hals, krallen sich in die Augen.

Und die Augen quellen und starren und spähen in die glühenden, flimmernden Schleier.

Und die Hitze schwingt.

Dunkle Rinnen gräbt der Schweiß durch die grauweißen, staub- und schmutzverklebten, glühenden Gesichter.

Die Faust umklammert das Gewehr, lockert den Dolch, die Handgranate.

Und die Augen spähen und spähen.

„Will ‚Er' denn n o c h nicht kommen – der Hund – der – ?!" so quält es sich in dumpfer Wut über die trocknen, lechzenden Lippen, die lange schon den letzten Tropfen warmen Wassers aufgesogen.

Da – was ist das – dort – halb rechts am Hang?! – Graue Helme – lange Bajonette?!

Und schon gellt es die schüttere Linie entlang: „Jönnek: Jön a digo – Schiießen!!!“

Und knatternd peitschen die Schüsse die Front entlang.

Und da heult's heran und über unsere Köpfe hin – zischt und kreischt – wie wenn man Seide zerreißt – und wühlt sich drüben knirschend, berstend, schmetternd in den Fels. Körper, Blöcke, Balken wirbeln in die Luft in qualmender Fontäne.

Hurra! Unsere Artillerie! Das Sperrfeuer kommt zu rechter Zeit, denn drüben quillt es jetzt hervor in dichten Schwärmen; geduckt hasten sie vorwärts, in langen Sätzen. Da heult's heran Zzzjüuuuu – Brumm!!! Blitz, Krach, Schlag!!! Sie taumeln, fallen, stocken – ein blutig Chaos wälzt sich wimmernd zwischen Felsen, Drähten, Trümmern.

Und weiter – Schlag auf Schlag; wuchtig, zermalmend, ein ungeheurer Hammer auf dröhnender Eisenplatte.

Die Ohren gellen; die Fetzen fliegen; der Kopf duckt sich zwischen die Schultern, presst sich an den Gewehrkolben – und Schuss auf Schuss in die graue Masse dort, in bebender Lust und Wut. Nur hinein, schnell, schneller! Der Lauf glüht, der Verschluss klemmt sich, ein Fluch! und weiter – schneller, schneller – und da rast es los, kichernd, meckernd, höhnisch, grässlich – die Maschinengewehre! Und da flutet die graue Woge zurück – zerschlagen, zerschossen, blutend, zerfetzt. –

Und wieder senkt sich Stille nieder.

Man sinkt zusammen, wo man steht; die Augen starren rot und gequollen ins Leere. Das Gewehr zwischen den Knien, fingern die Hände dran herum, streichen über den Verschluss, führen einen neuen Rahmen ein, mechanisch, geistesabwesend. Und man sitzt und wartet, wartet.

Und ein ekler, fad süßlich-schwindelnder Geruch legt sich beklemmend auf die Lungen. Und hier und dort ein langgezogener, grausiggreller Schrei, dass einem der Rücken kalt hinunter friert; und allenthalben Stöhnen, Ächzen, kindisch-unverständlich Lallen. Und man wartet, wartet, wartet.

Und da wankt es durch den Graben heran, was noch gehen kann, zurück – dem Hilfsplatz zu.

Auf blutigem Stumpf humpelt da einer vorbei; einer Schlange gleich zuckt die entrollte Wickelgamasche dem Stolpernden nach und zerrt den Fuß im Bergschuh hinter sich.

Und da, mit eingekniffener Unterlippe, käsbleich, doch bolzengrad wie immer, schiebt sich der alte Pánity heran. Mit seiner Linken hält er die Rechte am Handgelenk gefasst und schlenkert so, ohne ein Wort zu sagen, den zerschmetterten Ellbogen vor meinen Augen hin und her. Die Splitter starren durch den Ärmel – grässlich!

Und hier stolpert der Molnár heran; kaut mit zufrieden-blödem Grinsen an einer Zitrone, und in dünnem Strahl pumpt aus seiner linken Schläfe das Blut.

Ich frage ihn, wie es steht, dort drüben am rechten Flügel, woher er kommt. Er glotzt mich an, verständnislos. Ich frage noch einmal; er grinst, zieht die Zitrone aus dem Mund, besieht sie sich genau von allen Seiten, lächelt zufrieden, steckt sie an ihren alten Platz und – taumelt weiter.

Und der Dóczy kommt, und der Böngyik und der Makai, und alle frag ich und immer dasselbe: Sie sehn mich an aus Grauen-tiefen Augen, zucken die Achseln, müde, verloren, und taumeln wortlos weiter.

Teufel! Das rüttelt mich doch auf! Was ich zuerst nur so gedankenlos gefragt, nur eben um zu fragen, meine Stimme zu hören, das steht jetzt quälend auf: Was ist denn nur dort los, am rechten Flügel?! Und langsam dämmert's auf: Ich bin doch hier verantwortlich! bin Führer, muss das wissen! Muss!! Und das reißt mich hoch.

„Wer kommt auf Patrouille?"

Stumpfsinnig-verlegenes Schweigen.

Na, – zu verstehen ist's ja; aber da hilft nichts – es muss sein!

„Also dann kommt ihr drei da! Jeder drei Handgranaten in den Brotsack und Patronen so viel als möglich! Korporal Lázár übernimmt hier das Kommando und unterstützt uns, falls was passiert! Verstanden? – Na also! – Vorwärts!"

Und fort schleichen wir, einer hinter dem andern, in dem um- und umgewühlten Graben. Schutt, Trümmer, Leichen; kaum erkaltet sind sie oft und schon von Fliegenschwärmen umsummt. Aber anschmiegen heißt's, wenn's Leben lieb ist, denn knapp ½ m tief ist oft der Graben, und drüber hin – zischt wieder der Tod! Langsam nur geht's voran, unendlich langsam, die Hände, Knie, Ellbogen sind zerschunden, blutig und schmerzen. Die Kleider kleben am Leib – man ist wie in einem Dampfbad. Das Blut hämmert in Hals und Schläfen zum wahnsinnig werden.

Aber langsam geht's weiter, den Graben entlang.

An jeder Traverse ein kurzer Halt, ein vorsichtiges Spähen um die Ecke – Nichts! Nichts – nur Tote, Tote und Trümmer. Und hier – ein Volltreffer in ein Maschinengewehr-Nest. Fünf-sechs Leichen übereinander, darunter, durch ihre Leiber wie geschützt und fast verdeckt – das Gewehr. Und über sie verstreut der Inhalt einer Brieftasche: Feldpost- und Ansichtskarten; solche bunte, glänzende, mit einem Krieger drauf und seinem Schatz, und einem Verschen in der Ecke, wie sie eben unsere Bakas lieben; und hier – „Húsvéti üdvözletek" – ein Küchlein vor einer roten Eierschale.

Ein furchtbar würgendes Gefühl steigt mir den Hals hinauf; vor den Augen beginnt's zu flimmern, sich zu drehen, schnell und schneller, der Boden hebt

sich – ich sinke tief, schwebe, ohne Kopf, die Füße in der Höh, da tönt es plötzlich wie aus weiter, weiter Ferne: „Kadét úr – digok!“ „Hól?“ reißt's mich empor, ins Leben zurück, und ich reiß die Augen auf, „itt!“

Ach so! Tote nur – na, was ist denn weiter dabei?! Aber halt – dort jenem an der Brust baucht sich etwas – eine Flasche, aus Holz, rund wie ein Fässchen – vielleicht – ein gieriger Griff – es gluckst! Herrgott! die zitternden Finger bringen kaum den Stopfen heraus; aber dann! – ah – das ist neues Leben! Wie Feuer rinnt's den ausgedörrten Schlund hinab – Rotwein – Chianti! Oh, das tut gut! Und die Flasche geht von Mund zu Mund und wird geleert bis zum letzten Tropfen. Ah! „Most hadd jöjjön“! – und die Augen funkeln.

Doch da – wir wollen eben um die nächste Ecke biegen, da reißt mich mein Bursch zurück: „Nézze, ott jönnek!“ Und richtig! Keine 100 Schritt von uns bewegt es sich in unserem Graben – eine Schlange grau-runder Helme, überstachelt von langen Bajonetten.

Donnerwetter! 50–60 Mann zum mindesten – und wir – zu viert!

Da werd ich lebendig:

„Paarweise zurück“, zisch ich, „Laczi bleibt, ihr zwei – marsch! Und schon knallen wir los, Laczi und ich. Die zwei anderen springen zurück bis zur nächsten Traverse. Kaum kracht es hinter uns, schnellen schon wir empor und zurück, geduckt, in langen Sätzen. Rings um uns schwirren und pfeifen die Kugeln, stäuben in die Sandsäcke, knirschen in den Fels. Ekelhaft, so den Rücken als Ziel bieten müssen.

Aber weiter! Denn der Feind, der unsere Minderzahl erkannt, schwärmt aus, links und rechts aus dem Graben, um uns abzufangen.

Schießend, springend, keuchen wir zurück. „Himmel noch mal! Noch immer kein End?! Wo sind denn die Unseren?!“ Da – Höll und Teufel – aus unserem eigenen Graben kracht es uns entgegen! Das müssen ja die Unseren sein!

„Feuer einstellen!! Wir sind's doch!“ Und schon springen wir in die Doline. Sechs schreckverzerrte, aschgraue Gesichter prallen zurück, wollen davon – da spring ich dem nächsten an die Kehle, reiß die Pistole hoch: „Was – fliehen?! zurück und Schnellfeuer!“

Das wirkt. Sie hasten zurück, und ein rasendes Feuer aus zehn Gewehren peitscht los.

Der Feind stutzt, zaudert, wirft sich nieder; er überschätzt uns augenscheinlich.

Wenn er wüsste!

Doch kurz ist die Freude.

Helm an Helm taucht drüben auf, im Laufgraben und zwischen den Felsen. Er bekommt Verstärkung?! O weh! Und wo bleiben die Unseren?!

Und schon schnellen sie drüben auf, springen an in weitem Halbkreis – näher und näher – die Verschlüsse knirschen und klemmen sich, die fliegenden Finger bringen den Rahmen nicht schnell genug hinein – Herrgott! Und der Lauf glüht – und näher, immer näher schnellen sie, 50 – 40 – 30 Schritt! „Handgranaten her! Und drauf!"

Blitz, Krach, Schwirren und Sprühen! „Gott sei Dank!" Das war die Rettung! Er stockt abermals. – Zwanzig Schritte trennen uns noch.

Da krachen auch schon s e i n e Handgranaten zwischen uns. Krach auf Krach! Splittern und Sprühen rings um uns.

Und da – da gellt es auf: Avanti! Schatten fahren auf, dunkle Fratzen, weiße Augen – „Die Handgranaten! Was?! Keine mehr –?! Nichts?!"

Eisiger Schreck!

Und da sind sie auch schon heran, mit heiserem Gebrüll, Bestien – und – meine Leute versagen, stürzen zurück, hinab – ich ihnen entgegen; die Wut flammt auf, glühend: „Zurück, Hund!" und die Pistole kracht in ein grauenverzerrtes Gesicht. Aber schon sind sie oben, die Helme, am Rand der Doline und rollen herunter – ein toller Wirbel, Leiber, Bajonette, Füße, Gesichter, Aufschrei, Brüllen, tierisch, Blut, Qualm, Schweiß, Knirschen und Wumm!!! Blitz, Krach, Schlag! – eine glühende Faust im Rücken, ein Stoß – ich taumel vornüber, will wieder hoch – was ist denn los?! Die Hölle wirbelt um mich in roten Kreisen. Etwas stolpert über mich, ein dröhnendes „Hurra!" dicht über mir – Himmel, was ist denn nur – ich muss doch auf – und ich reiß die Augen auf – gewaltsam – sie sind so schwer. Zwei Beine über mir – ein Kolben kracht knirschend nieder – mein Zugsführer – ein paar Teufel, keuchend, brüllend – Füße treten. Alles durcheinander blutrot, schwefelgelb, schwarz – schwarz – unendliche Tiefe – etwas packt mich unter den Achseln und zieht mich hinab – sausend, schwindelnd, in bodenlose, dunkle Tiefen, und aus unermesslichen Fernen klingt's nach: Kadét ur – az Istenért – mi baja van?!

– –

II.

Oh – wie das brennt im Rücken! Oh – jetzt weiß ich, warum das arme Vieh so brüllt, wenn man es zeichnet mit glühendem Eisen! Nie wieder soll man das tun! – nie – ich erschlag den, der's wagt! und Schmerz und Wut knirscht auf.

Wie unerträglich dick und schwül die Luft stockt in diesem eklen Grabendarm! Kein Hauch bewegt sie – alles dünstet Glut – der Stein, die Säcke, das Wellblech.

Schweiß der Hitze und Schwäche dampft quälend, klebend aus dem ganzen Menschen.

Eine wahnwitzige Wut wallt hoch: Warum steht dieses Brett da heraus?! Damit ausgerechnet ich das Knie mir jetzt darein schlage?!

Und was will dieser verfl… Telefondraht, der sich da schlangengleich um meine Beine windet?! Will er mich fesseln, halten – h i e r ?! dass ich verblute?! Oh – wie das brennt und rieselt!

Und Dolch und Zähne zerren, beißen, wüten gegen den stumm-tückischen Draht, der mein Verderben will. Da – endlich! – gell auflachende Genugtuung – frei!!!

Und weiter, zwischen glühenden Wänden, – doch da sind sie plötzlich zu Ende – Leere rechts und links. Man taucht empor – eine Straßenbreite – frei, hell, staubig-weiß, von eingebreschten Steinmauern eingefasst, ein halbzersplitterter Wegweiser sticht schief in die Luft, und – ß – ß-sssttt peitscht es bösartig zischend das Ausgestorbensein des Weges.

Durchschnitten ist der Grabendarm und windet sich nun jenseits weiter, dort wo ein paar Gesichter zögern, mit sprungmessenden, flitzenden Augen; dann werden sie plötzlich schmal und scharf, der Mund klemmt sich in dünne Linie, ein: „Vorwärts!“ schleudert zwei Gestalten heraus, ein Munitionsverschlag zwischen ihnen – zwei geduckte Sprünge – plötzlich fahren des Hintermannes Arme in die Höhe, er dreht sich, kreuzhohl: „Jaiiii – !!!“ und schlägt rücklings nieder mit dumpfem Krach. Der Vordermann stolpert vornüber, lässt die Lade nicht los, rafft sich hoch, schleift sie knirschend hinter sich, plumpst aufkeuchend vor mir in den Graben!

Drüben fahren zwei Arme, ein Oberkörper aus dem Graben, packen den sackigen Leib, zerren ihn an den Beinen hinein.

Ein zweiter Munitionsverschlag wird herausgeschoben; zwei Gestalten springen nach, hasten über die freie, durchzischte Weiße, poltern herein – auf meinen Fuß. Plötzlich schmerzt wieder der Rücken, die Wut wallt wieder hoch, reißt mich aus dem Graben heraus und zwingt mich in trotzig-langsamem Hinkeschritt über die Straße: Will doch sehen, ob „sie“ mich zu treffen wagen!!

Und der Graben verschluckt mich wieder und schlingt mich weiter in seiner gelben Hitze.

Und die Schwäche dunkelt in meine Augen. Da – sssjiuu Krengg!!! Kopf ein! Srrrr!! Sprühregen und Stäuben rings und Klirr! auf meinen Helm – und eine Riesenohrfeige dröhnt mich um eine Ecke – Graben weitet sich zu dämmrigem Rund – Stolperschritt über zeltblattverdeckte, länglich-steife Höckermassen, über eine Bahre, eine Kiste, in ein viereckig dunkles Loch.

Dunkel, Stickluft, Blutdunst, Karbol, Körper, weichzuckende, stöhnende, ächzende, Inferno! Einen Augenblick erstarrtes Stehen, dann Händetappen,

Augengewöhnen, und dann sickert aus der Tiefe ein Lichtschein über eine Stiege, und Bahren und Körper – ach – da wär ich ja! Endlich!

Und immer mehr schluckt das dunkle Loch herein, zieht der Schmerz hinab zum Lichtschimmer. Flehen, Beten, Fluchen und Ächzen und Wimmern und starr-stummes Brüten. Blut, Schweiß, Elend in Knäueln und Haufen und langgestreckt in zuckenden Schatten.

Und im kalt-bläulichen Grelllicht einer Azetylenflamme ein Tisch, darauf etwas Gelb-Weißes, lang und röchelnd, und darüber zwei Hände, kurz, sommersprossig, und rötlich behaarte Arme aus einer Billrot-Schürze tauchend, und jetzt etwas Aufblitzendes – kurz – ein Aufschrei sticht in die Luft „Jaiii!" – gell, fürchterlich, verwimmert – und die Hände und Arme glühen über und über in herrlichstem Rot.

Und die Hitze schwingt im Raum, und der Blutdunst und das Karbol – und alles beginnt zu wallen, zu wogen, sich zu drehen – langsam – Lampe, Messer, Arm, weiße Schlangen-Binden – wirrend, noch langsam und jetzt schneller, immer schneller und man sinkt und taumelt kopfüber in rasende Wirbel, rote – dunkle Tiefen – – und man brennt ein Tier mit heißem Eisen – und das brüllt auf – grässlich – man darf ja nicht! Nein! Nein!! Erschlagen muss man ihn – alle! Er – schl – a – gen –
– –

Die Schlacht verblutet. Sie zuckt noch auf um die qualmenden Höhen, überrieselt sie mit ihrer Röte, krallt sich hier fest und dort, brüllt auf – verwimmert. Und die Nacht schleicht aus der schwarzen Schlucht hervor und wischt mit ihrem Schattenfinger über des Tags staubverschweißtes, verglühendes Antlitz; wischt das Blut daraus, drückt das brechende Sonnenauge zu und zieht gelb-grüne, grauverdämmernde Schleier darüber.

Und ein langer Zug hinkt durch die Schlangengräben, stolpernd, stoßend, sich duckend, denn es kreischt und heult aus den Fernen heran, suchend, gierig, und schlägt zu mit malmender Pranke, dass Flammenbäume wachsen und Donner rollen. Aber ihr sausender Sprung wird kürzer und kürzer, und müder, und vergrollt im knurrenden Dunkel.

Und man taucht heraus aus der Enge des Grabens in die windkühle, augenweite Freiheit der Straße.

Von den zerrissenen, zerwetterten Dämmer-Höhen windet sie sich qualvoll, ein grell-weißer Arm, herab, verschränkt sich mit ihrer Schwester Geradheit, die lang sich ins Dunkel dehnt, und schleicht an ihrer Seite müde talwärts.

Und dunkel pulst auf ihrer matten Weiße die Ader hin, und wälzt in langem Zug das Blut der Schlacht – hin zur Schlacht – und zurück.

Es strebt und knarrt und mahlt im dichten Staube, stumm und düster, ohn Ende, hinan zu jenen Höhen, denen noch letztes Leben entglüht in erstickenden, schweren Wellen. Er rollt und klirrt, rasselt und trabt, und wandert auf hunderttausend schleppenden Sohlen, keuchend, gebeugt, unter lastschweren Schultern vorwärts – nur vorwärts – dorthin, wo es noch immer grollt und mahlt mit knirschendem Kiefer und malmender Pranke, das schlingende Ungeheuer. Und Küchen und Zugtiere, Karren und Geschütze, Bataillone, Regimenter, Menschen, denkende, fühlende, lebende Menschen schieben sich stumpf und stier in seinen Rachen – ohn Ende – Blut der Schlacht!

Und da – taumelnd, stützend-gestützt, langsam, ächzend wankt es zurück; mit weiß-roten Binden, tiefleeren Augen; schiebt sich und torkelt und sinkt zusammen, verröchelt im Graben – es perlt, rieselt, quillt, versickert, betaut staubweiße Felsen und Straßen mit roten Schmerz-Perlen.

Blut der Schlacht, davon sie lebt und sich mästet, sich immer neu gebiert!

Helene Burmaz

Russen

Ein Mord erreget nicht die zarten Wellen
in dem Meer der Seele,
das ein feistes Lächeln in den Tiefen aufwühlt.

Als der 124. Schutzmann Sergej Teodorovitsch Tschakow gegen 2 Uhr nachts, während seines dienstlichen Rundganges zum dreiundzwanzigstenmal diesen Teil der Ulitza Wlassawna betrat, hörte er aus dem vierten Stock eines Hauses den Ruf:

„Gerechtigkeit!"

Sergej Teodorovitsch hatte im Laufe seiner neunjährigen Praxis bei der hauptstädtischen Polizei gelernt, sich allzu heftiges Erschrecken abzugewöhnen: Es war höchstwahrscheinlich ein Witz, den sich Studenten der nahe gelegenen technischen Hochschule geleistet hatten. Außerdem hatte der Ruf ganz bestimmt nicht „Hilfe" oder „Mord" gelautet. So knurrte er nur leise, wie ein aus tiefstem Schlafe aufgestörter Wachhund und ging bedächtig weiter.

Kaum war er hundertfünfzig Schritt entfernt – manchmal übte er sich derart im Zählen – klang hinter ihm, von einer gellenden Frauenstimme gerufen, abermals:

„Gerechtigkeit!"

Sergej Teodorovitsch drehte sich auf dem breiten Absatz seiner ochsenledernen Stiefel um, mit der bestimmten Absicht, nun dennoch, wegen nächtlicher Ruhestörung, einzuschreiten.

Er machte vor dem bewussten Hause halt und sah hinauf. Ein Fenster des obersten Stockwerkes war matt erleuchtet und trotz des schneidenden Aprilwindes geöffnet. Er zog, um den Hausmeister nicht zu wecken, seine Dietriche aus der Tasche, öffnete das Haustor und ging hinauf. Um ihn rannten einige entsetzte Gestalten frierend und mit gesträubtem Haar, wie fliehende große weiße Katzen. Er trat ein, und in dem matten Kerzenschein bot sich ein selbst für seine bewährten Nerven durchaus aufpeitschend grauenvoller Anblick. Es war ein typisches Studentenzimmer. Auf dem breiten Diwanbett lag ein nackter Mann, in dessen zerschnittner Kehle dolchartig eine spitze Spiegelscherbe stak. Das Blut der Halsschlagader musste in starkem Strahl hochauf gespritzt sein, denn von der weiß getünchten Zimmerdecke rieselte in Schlangenlinien frisches, rotes Blut die Wände hinab. Blut färbte Pölster und Laken und sicker-

te noch immerzu aus der Wunde. Der brave Sergej musterte schreckensbleich und dennoch polizeilich sachlich die Gelegenheit und trat vorsichtig auf, um nichts zu verrücken und sich die Stiefel nicht blutig zu machen.

Da sah er das mit Fieberaugen in einer Ecke kauernde Weib. Er zerrte sie rauh am Handgelenk hervor.

– –

Ein wolkig grauer Aprilmorgen dämmerte in die Wachstube, einer von jenen, die übellaunig und unbegrüßt eben nur als Arbeitstage hingenommen werden. Auf der Pritsche lag ein braunes gefesseltes Weib von wunderbarer Schönheit. Die Zöpfe fielen halb gelöst vornüber, und auf dem bleichen Gesicht jagten sich Abbilder schrecklicher Traumgesichte, manchmal schrie sie auf unter wildpfeifendem Atem. „Ist er endlich fort – – ?“ klang es furchtbar gequält und mit schneidendem Atlasglanz in der Stimme, „komm, ich führ dich fort, dein Anblick soll meine Augen nicht mehr beleidigen!“ und erstickt, alle Fibern der schmalen Hände in Abwehr gespreizt „du Hund, mach dich fort!“

Nachdem der Wachmann geruhsam sein Frühstück beendigt hatte, rüttelte er die Gefangene wach, die sich durch eine jähe Bewegung die Stricke um die Gelenke fester zog und gepeinigt aufschrie.

„Wach endlich auf, Tatjana Milsurowna!“ sagte er hart.

Die schlug klar und groß die herrlichen braunen Augen auf. Sergej Teodorovitsch sah sie verwundert an, denn er suchte vergebens die Ruhe und das Erstaunen ihrer Augen mit dem Vorgefallenen in Einklang zu bringen. So sagte er gleichsam erklärend:

„Es ist traurig genug, dass Ihr hier seid und noch dazu so. – – Heiliger Sebastian, wenn das Eure selige Mutter geahnt hätte. Was war sie für eine milde Frau, ich hab sie gut gekannt. Wie ich ein Kind war, haben wir drei Jahre im selben Hause gewohnt. – – – Alle Heiligen noch einmal, was habt Ihr getan, Tatjana Milsurowna? Das Herz wird Eurer Mutter noch einmal zerspringen, wenn sie aus dem Himmel herunterschaut!“

In den Augen des Weibes rollte jähes Erinnern, Schrecken, Ekel, schließlich flammte Zorn auf, und in ihre Augen traten Tränen der Wut.

„Lasst mich in Ruhe mit Euren Ermahnungen, Schutzmann, und meine Mutter lasst aus dem Spiel, sie kann stolz sein auf mich, dass nur ein Tropfen meines Blutes von ihr stammt. Was wisst Ihr von mir? Lasst mich allein. Ich werde vor meinen Richtern sprechen und ganz Russland wird meiner Rede lauschen!“

Sergej Teodorovitsch wurde grob und wetterte los: „Was ich von Euch weiß, Tatjana Milsurowna? Alles weiß ich. Alles weiß ich, was jetzt noch wichtig für Euch ist. Oder habe nicht ich Euch heute Nacht gegen zwei Uhr hier-

her gebracht? Oder habt Ihr das ganz vergessen? Beißen und kratzen könnt Ihr, wie eine Katze, die man ertränken will, und nach Gerechtigkeit könnt Ihr schreien. Hier fängt die Gerechtigkeit an, dass Ihr's nur wisst!"

Das braune Mädchen kehrte sich mit großer Anstrengung herum, so dass sie auf den Bauch zu liegen kam, und polterte ungestüm mit den Beinen, als ob sie kein anderes Mittel hätte, ihren Abscheu kundzutun. Sergej stopfte sich seine Pfeife.

Da stellte ein Diener vier Sessel herein. Dann schoben sich vier Polizeibeamte in den engen Raum. Sie begannen kühl und geschäftsmäßig. Einer schrieb nach. Einer verlas: Tatjana Milsurowna, Studentin der Philosophie, gebürtig, Religion, ledig, geimpft, braune Haare und Augen, mittelgroß, besondere Merkmale: Muttermal auf der linken Schulter, steht im dringenden Verdacht, den Studenten der technischen Hochschule, vierter Jahrgang, Alexej Korobatschew, heute, 5. April 19… etwa 1 Uhr nachts, ermordet zu haben. Folgt kurze Beschreibung der Situation, soweit aus dem Berichte des Schutzmanns Sergej Teodorovitsch ersichtlich. Tatjana nickte jedes Mal zustimmend mit dem Kopf. Darauf fragte ein Kommissär, ob sie die Tat vorsätzlich begangen habe. Sie antwortete sofort fanatisiert:

„Nein, nicht vorsätzlich. Ich hatte es mir ganz anders gedacht. Hatte auch keine Waffe zu Hause. Ich musste meinen Spiegel zerbrechen und zerschnitt ihm mit einer Scherbe den Hals."

„So haben Sie aus Notwehr gehandelt?"

„Ja – – – und nein. Wenn ich eine Stachelkeule gehabt hätte, alle Knochen hätte ich ihm zerschlagen. Dieses Vieh aus der Welt zu schaffen!"

„Wir machen Sie aufmerksam, Tatjana Milsurowna, dass es für die Beurteilung, die Sie durch die Gerichte erfahren werden, von besonderer Wichtigkeit ist, ob Sie sich mäßigen oder ob Sie Ihr Verbrechen noch durch Verstocktheit und Rohheit vergrößern."

Da lachte sie heiser und unbändig: „Verbrechen? Vergrößern? Zusammenschließen werden sich alle Frauen der Stadt, die noch einen Funken Stolz in sich haben, und eine Mauer werden sie bilden, mich zu schützen, erfahren sie erst, wie es war!"

Zwei der Beamten sahen sich bedeutungsvoll an, flüsterten kurz, dann ging das Verhör weiter: „Sie sollen uns ruhig und überlegt sagen, Tatjana Milsurowna, was bewog Sie zu der grässlichen Tat?"

Sie verzog erst kampfbereit den Mund, doch dann begannen ihre Lippen gleichsam wider ihren Willen zu flüstern:

„O – – – er war solch ein Vieh – – – ein zottiges, geiles, täppisches. Doch ich wusste es nicht. Denn er kam leise herbeigeschlichen, wenn mein Herz ausgeflogen war und nur die muskulöse Pumpe aufgeregtes Blut in der Brust

umherjagte. Er füllte die Lücken meines Tages mit seinen lockenden Reden aus. Immer war er da, wenn die guten Stunden der Kraft zur Neige gegangen waren, wenn die schwachen Stunden müder Empfängnis begannen. Und doch hatten ihn meine Träume mit allem Zauber des Mannes umwoben. Die Krone meiner Gedanken bekränzte sein Haupt. Ich bekleidete ihn mit dem Gürtel kraftvoller Wahrheiten. Wenn ich auf ihn wartete, schlug ich mir die Brust wund, weil das Herz dennoch nicht voll Freude klopfen wollte. Ich schrie in Verzweiflung, wie in Ahnung irgend einer Unfähigkeit in mir, die mich toll machte: „Vielleicht kann ich überhaupt nicht lieben." Und dieser Stachel schürfte meine Seele wund. Da antwortete eine Stimme. Sie schien mir wie ein Trost: „Heute Nacht noch werde ich lieben!" Und er kam, wie immer. Er flötete in allen Tönen der Verführung – wie immer. – – Ich sagte einmal nicht nein.

Da hat er sich nackt gemacht! – – Er war so hässlich, dass meine Augen die Schmach nicht mehr ertragen konnten. Er hat sich nackt gemacht. – – Er war ekelhaft zottig von Leib. Und auch seine Seele stand entblößt vor mir, schmutzig und niederträchtig. Wie hätte ich ihn da nicht töten sollen? Was hatte ich noch zu verlieren, da mein Stolz geschändet, mir meine Reinheit geraubt und meine Liebe vergiftet war? Dennoch hätte ich's vielleicht nicht getan, wenn dies Ungeheuer nicht eingeschlafen wäre. Nie hätte ich gedacht, dass ein Schlafender s o aussehen könne. Wie die Gemeinheit in diesem Gesicht erstarrte! Wie er „nach wohlgetaner Arbeit" zufrieden und selbstgefällig schnarchte. Und wie er halberwachend, als ich den Spiegel zerbrach, blöde lächelte. Keine Person, die meiner Achtung wert ist, hätte nicht ebenso gehandelt an meiner Stelle. – – – – Doch könnte es auch jemanden geben, der fände, es wäre besser gewesen, wenn ich mich selber getötet hätte. – – Auch daran dachte ich einen Augenblick. – Doch wäre das zu viel der Ehre gewesen für diesen … – – Den Gefallen wollte ich der Welt nicht tun und der Gesellschaft auch nicht, die solche Gestalten erzeugt und duldet."

„Aber warum haben Sie dann um Gerechtigkeit geschrieen, Tatjana Milsurowna?" fiel einer der Beamten ein.

„Damals war ich mit mir und meinem Gott ins Reine gekommen", antwortete sie. „Ich wusste, dass ich nun die Räume, wo nur die klare Glocke meines Gewissens spricht, verlassen muss. In meinem Innern war nun Gerechtigkeit! Ich war froh und befreit, doch wusste ich, dass nun die Rache der Welt, der Gesetze und der öffentlichen Ordnung kommt. Ich wusste, dass die Gesellschaft nur auf die Gelegenheit lauert, um mich zu strafen, dass ich anders bin als sie, – – – somit das beginnt, was ihr Gerechtigkeit nennt. – – Und nun, meine Herren, möchte ich Sie bitten, dass ich mit weiteren Verhören in Ruhe

gelassen werde. Vor dem großen Tribunal, da will ich Red und Antwort stehen. Somit verzichte ich auch darauf, was Sie Milderungsgründe nennen."

Die letzten Worte klangen kalt und stolz. Sie drehte sich zum Erstaunen der Beamten wieder in ihre Abwehrstellung. Es war kein weiteres Wort aus ihr herauszubringen. So schlossen sie notgedrungen das Protokoll.

Zu derselben Stunde erzählte ein Mann, der ein schmutziges nächtliches Gewerbe betrieb, einem andern Manne desselben Berufs, dass er gestern Nacht etwa halb zwei Uhr von ferne aus der Ulitza Wlassawna den Ruf vernommen habe:

„Gerechtigkeit!"

Dabei grölte er, weibische Fistel nachahmend.

Petersburg lag noch in Morgennebeln, und der geschändete, aus unflätigen Lippen vergewaltigte Ruf gellte bis zur nächsten Straßenecke, brach sich dort und flackerte vergehend die steilen Häuser hinan.

Oskar Kraemer

Profeta

Als der Adressenschreiber Profeta in das Adressenbüro trat, sah er auf seinem schmutzigen Arbeitstisch einen Brief liegen. Er öffnete ihn und erfuhr, dass Franz, sein einziger Freund, gestorben sei.

Noch hatte Profeta den Brief nicht ganz zu Ende gelesen, als Herr Grünwald kam und ihm mitteilte, „dass die Zeiten teuer seien" und er in Zukunft weniger für das Hundert geschriebener Adressen zahlen werde als bisher. Profeta berechnete sein vermindertes Tageseinkommen. Stirnrunzelnd begann er zu schreiben: Herrn Siegmund Kohn, Miskolc, Herrn Jonas Kardos, Hajdunanas, Herrn …

Er hatte etwa zweihundert Adressen geschrieben, da hieß ihn Herr Grünwald unterbrechen und mit einem Bündel schmutziger Kragen und Manschetten in eine Wäscherei gehen. Zurückgekehrt, machte sich Profeta wieder an die Arbeit – und schrieb. Dann aß er in Gesellschaft eines verkommenen Gerichtsschreibers in der Volksküche sein Mittagbrot. Der Schreiber ärgerte ihn durch eine Behauptung, für die er keinen Beweis erbringen konnte. Profeta nannte ihn ein Rindvieh und ging: ohne Gruß.

Herr Grünwald empfing ihn mit Vorwürfen: er habe heute „schrecklich geschmiert". Was er denn glaube? Ob er etwa glaube, dass er, Grünwald, sein Geld gestohlen habe? Für sein gutes Geld dürfe er anständige Arbeit verlangen.

Profeta schrieb bis spät in den Abend hinein. Er erhielt dann seinen Tagesverdienst. Mit dem Gelde in der Hosentasche verließ er das Adressenbüro.

Auf der Straße fröstelte ihn. Er griff sich an den Rücken und merkte, dass er sich in Schweiß gearbeitet hatte. An einer Straßenecke rannte ihn ein Herr an und schimpfte ihn einen Tölpel. Bevor Profeta, zu Hause angelangt, seine Kammer betrat, fragte ihn seine Hausfrau, Frau Nowotny, wann er endlich die rückständige Miete bezahlen werde. „In den nächsten Tagen ganz bestimmt", sagte Profeta.

Endlich saß er in seiner Kammer vor seinem Tisch. Er zündete eine Kerze an, verzehrte sein Abendbrot, streckte die Beine von sich. Und saß so und sah in die flackernde weißgelbe Kerzenflamme. Der Brief fiel ihm ein, den er heute erhalten hatte.

Er zog ihn aus der Tasche und las ihn nochmals.

„Also Franz ist gestorben … Ich habe den ganzen Tag keine Zeit gehabt, daran zu denken … Keine Zeit. Wahrhaftig, ich kann mir keine Trauergefühle leisten, so vermögend bin ich nicht. Franz, Guter, ich kann dich nicht in allen Ehren sterben lassen …“

In diesem Augenblick kroch ein Tierchen über den Briefbogen. Behutsam ging Profeta zum Fenster, öffnete es und schüttelte das Tierchen ab. Er verweilte und steckte seinen Kopf hinaus in das Mondlicht. Und Gott war ihm zum erstenmal gnädig, machte den Adressenschreiber zu seinem Schreiber, machte seine Seele frei von allem Schmutz und ließ sie ein Gedicht erleben. Mit bebenden Fingern schrieb Profeta: „Unsterblichkeit“.

– –

Lange konnte sich Profeta nicht beruhigen. Endlich aber schlief er ein. An die Tür seines Traumes pochte sein Freund Franz. „Bist du es, Franz? Tritt ein, tritt ein! Was für schöne, weiße Zähne du noch immer hast! Sie pflegte zu sagen: „An Franz gefallen mir nur die Zähne, am Propheten nur die weichen Haare.“ Wir gefielen ihr nur ‚teilweise‘, sie uns ganz … Sie wurde eine Dirne … Ich ein Adressenschreiber … Du, Franz, ein Toter … Laut schluchzte Profeta im Traume. Im Traume endlich gab ihm ein gütiger Gott Muße, den Tod seines Freundes zu beweinen.

Der Traum

Das Lärmen des Weckers auf dem abgescheuerten Stuhl neben seinem Bett konnte die ungeheure Freude, der Josef Ärmel in seinem Traume hingegeben war, nicht wandeln. Sein Gesicht blieb, während er die Hose und ein Kleidungsstück nach dem andern von der Stuhllehne nahm, bis unter das noch ungekämmte dürftige Haar von innen heraus erleuchtet. Die Wangen brannten, als er eilig mit dem Rasierpinsel über ihre Höcker und Furchen fuhr.

Die Frage stellte er sich nicht, was ihn an seinem Traume so erfreue. Er war ihm Wirklichkeit, die er noch immer lebte.

Es änderte sich nichts daran, als er durch die noch menschenleeren Straßen der Vorstadt auf dem Gleis der Straßenbahn, ohne Hast und auch nicht zögernd, seiner Arbeitsstelle zustrebte. Es blieb dabei, auch als er über die Brücke schritt. Auf dem trägen Wasser des Flusses spiegelte sich frühe Röte. Aus dem Kellerfenster eines Hauses vor dem Aufgang in die Oberstadt drangen Klagetöne wohl eines Dutzends von Lämmern, die ein Schlächter angesammelt hatte. Ein Bäckerlehrling trug in hohem Korbe duftendes und in dem heraufziehenden Morgen weingelb schimmerndes Gebäck an ihm vorbei. Vor

der Bank auf dem Hauptplatze kehrte der Hausbesorger Unrat, in den er zeitweilig spuckte, über die Randsteine des Gehsteiges. In dem Kaffeehause an der letzten Straßenecke brannten noch die Lampen, und ein rumänisches Dienstmädchen mit gelbem Kopftuch fuhr eilig mit dem Wischlappen über Tische und Sessel. Ärmel nahm es wahr, ohne es zu überdenken, ohne zu widersprechen oder sich zu unterwerfen.

In der Kanzlei war der Buchhalter noch nicht anwesend. Die Bücher waren in der eisernen Kasse versperrt. Die Arbeit konnte noch nicht angefangen werden.

Über seinen Tisch gebeugt, in der Haltung, die er beim Schreiben einzunehmen pflegte, konnte Ärmel weiter das Bild sehen, das ihm in unerhörter Lebendigkeit vor die Seele gestellt worden war, und von dem warmen Glück erfüllt bleiben, das ihm sein Traum gegeben hatte.

Er ging wieder auf der schmalen, unabsehbar langen Straße, rechts und links umsäumt von Bretterzäunen. In unwahrscheinlicher Ferne regte sich etwas, von dem Fußgänger erwartet und gefürchtet, und näherte sich in scharfer Eile. Ein Wagen mit zwei Pferden bespannt, die größer und größer wurden. In straffer Haltung überragte sie ein Mann. Ein Gesicht, ein oft gesehenes, ein gehasstes und, was der Mann auf der Straße noch nicht wusste, auch ein geliebtes Menschengesicht.

Aber die Augen über dem zusammengepressten Mund wollten den Mann auf der Straße nicht sehen. Und dieser wusste mit einem Male, dass es sich jetzt entscheiden müsse. Entsetzliches werde geschehen. In der Straßenmitte, die Augen starr auf den Mann im Wagen gerichtet, blieb er stehen.

Der Mann im Wagen bewegte sich nicht.

Plötzlich aber steht er aufgerichtet da, hebt die Peitsche hoch.

Seine Bewegung löst die Starrheit des Mannes unten. Er springt zur Seite und reckt die Arme. Die niedersausende Peitsche brennt in seinen ausgestreckten Händen, die sich fest um sie schließen und sie dem Manne auf dem Wagen entreißen. Der Wagen rast vorüber. Mit einem Ruck bleibt er stehen.

Langsam steigt der Mann, der ihn zum Stehen brachte, vom Bock herunter und langsam und mit unhörbarem, aber doch hartem Gang kommt er näher. Seine Mienen wollen Verachtung ausdrücken. Aber es ist doch Hass. Die Augen scheinen geschlossen, aber der Mann am Straßenrand fühlt ihre Blicke in den seinen brennen. Ruhe erfüllt ihn, die doch nichts anderes ist als gebändigte Raserei.

Und nun stehen sich die beiden Männer gegenüber. Jetzt wird geschehen, was einen von ihnen oder beide vernichtet.

Aber es geschieht eine gute Weile nichts. Und dann das völlig Unerwartete.

Die Augen des Mannes vom Wagen öffnen sich weit. Seine Züge glätten sich. Glanz ist über sie gebreitet. „Nein“, sagt er, „so wollen wir es nicht weitertreiben. Komm, lass uns in Ruhe darüber reden.“ Er legt den Arm um den Mann, der die Peitsche des anderen noch immer in den Händen hält, nun aber in überwältigend in ihn einströmender Freude erschauert. Alles Gewesene ist ausgelöscht, und es bleibt nur Befreiung, Versöhnung, etwas erschütternd Großes und Warmes.

Diesem gibt sich Josef Ärmel, über seinen Schreibtisch gebückt, noch immer hin. Dieses hält er fest. Was ihn aus seinem Leben, das ihm zum Traum geworden ist, zu diesem Traum geführt haben könnte, der ihm Wirklichkeit ist: es wird von ihm noch nicht erwogen. Noch regt sich auch keine Furcht in ihm, dass sich diese Wirklichkeit verlieren könnte in seinem Leben, das ja gemündet ist in seinen Traum.

Er schreckt nicht auf, als der Buchhalter den Raum betritt und die Bücher vor ihm ausbreitet, in die er seine Zahlen schreiben soll. Er bemerkt den Blick nicht, der ihn fragen will, warum er sich nicht, wie sonst, von seinem Sessel erhebe. Er hebt nur den Kopf und blickt in das Gesicht vor ihm: das Gesicht des Buchalters. Aber es ist ihm, wie alles um ihn, eins mit dem Gesicht seines Traumes.

Die Schlacht bei Moskau

Es ist ein Zufall, dass die Schlacht bei Moskau in dem Kaffeehaus einer Balkanstadt geschlagen wird. Sie könnte ebenso gut irgendwo sonst geliefert werden. Auch an anderen Orten gibt es Freunde, die allabendlich zusammenkommen, um sich innige Feindschaft zu bekunden. Der eine verteidigt sein Leben; der zweite tut das Gleiche, indem er das Leben des ersten angreift. Und ein dritter, wenn noch einer dabei ist, lebt ganz einfach.

Als erster betritt der „Komponist“ das Kaffeehaus. An seinem Wintermantel fehlen vorne die Knöpfe. Auf der Straße pflegt er die Mantelenden mit dem Daumen der linken Hand übereinander zu halten. Das ist jetzt nicht mehr nötig. Er lässt den Mantel auseinander klaffen und geht auf den Fußspitzen zu dem gewohnten Ecktisch. Da er noch nicht weiß, wer die heutige Zeche bezahlen wird, hat er noch nicht den gehobenen Gang späterer Stunden. Kein Lächeln umspielt den über den Zahnlücken eingefallenen Mund. Seine Finger zittern nervös, während er sich eine Zigarette aus dem schwarzen Tabak dreht und in eine lange Spitze aus Weichselholz steckt.

Düstere Gedanken befallen ihn. Einen schweren Kampf wird es heute kosten. Der spärlich behaarte Kopf senkt sich tief auf den Tisch herab.

In dieser Stellung findet ihn der Eisenbahnbeamte. Die gedrückte Stimmung seines Freundes entgeht ihm nicht. Schlecht verborgene Freude spricht aus seinem vorher noch mürrischen Gesicht.

„Ich habe die Schlacht bei Moskau verloren", sagt der Komponist.

„Die Schlacht bei Moskau?" wiederholt der Eisenbahnbeamte. Er lacht in sich hinein.

Der Komponist legt den Zeigefinger um den Henkel des Bierglases und fragt:

„Zahlst du mir dieses?"

„Meinetwegen", sagt der Eisenhahnbeamte, „mehr aber nicht."

„*Was* hast du verloren …?" fragt der Eisenbahnbeamte. „Die Schlacht bei Moskau?"

In diesem Augenblick tritt der Dritte an den Tisch. Besonders herzlich drückt ihm der Komponist die Hand. Seine Aussichten bessern sich mit jedem neuen Tischgenossen.

„Du ärgerst dich über die Schlacht bei Moskau?" fragt der Komponist den Eisenbahnbeamten.

„Nein, ich freue mich über sie", behauptet dieser. Und wirklich, er lacht.

„So oder so, mir ist das ganz egal. Ich weiß, was mit mir los ist. Ich bin aufs Ganze gegangen. Gut: ich bin unterlegen … Zahlst du mir ein Glas Bier?" fragt der Komponist den Dritten. Und dieser nickt.

„Ob du es nun haben willst oder nicht. Ich habe ein Recht, mich mit Napoleon zu vergleichen. Nur Napoleon konnte die Schlacht bei Moskau verlieren. Meine Schlacht konnte auch nur von mir verloren werden."

Noch immer lacht der Eisenbahnbeamte. Auch der Dritte lächelt.

Der Komponist hält die Zigarettenspitze weit von sich ab und lässt dem breiten Mund eine dichte Rauchwolke entweichen und dem zugespitzten eine langgestreckte dünne. Nicht nur mit Napoleon kann er sich jetzt vergleichen. Man bringt eben das zweite Glas Bier.

„Weißt du?" sagt er, „ich habe eine neue Kunsttheorie fertig im Kopf. Ich überhebe mich nicht. Mein Buch wird für die Musiktheorie dasselbe bedeuten wie Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' für die Philosophie."

Nun gibt es nichts mehr zu lachen. Es wird blutiger Ernst.

Der Komponist entwickelt, worin seine umwälzende Entdeckung besteht. Er glaubt an seine Sache. Alles ist klar und wirklich großartig. Nur hier und dort müsse das eine und andere noch besser verankert, besser gestützt werden können. Alles Kleinigkeiten neben dem großen Wurf. Kein Marschallstab im Korporalstornister, keine Taube auf dem Dach. Etwas Handfestes, etwas unerschütterlich hier, in diesem Kopf, schon Vorhandenes. Nur wenige Tage ungestörter Arbeit, und alles ist für ewige Zeit fix und fertig.

Während der Komponist spricht, blickt er bald dem einen, bald dem anderen seiner Tischgenossen starr in die Augen. Beide halten unbewegt stand. Sie nicken abwechselnd zum dritten und vierten, fünften und sechsten Glas Bier. Man darf jetzt nicht unterbrechen.

„Solchen Gedanken", sagt der Komponist, „gehe ich nach. Alles andere ist mir daneben …" Er hebt die Hand und bläst sie an, als ob er eine Flaumfeder hochfliegen lassen möchte. „Ich pfeife auf Stellung und dickes Gehalt. Ich lasse mich nicht unterjochen wie andere. Ich bleibe frei. Wenn ich mich mit anderen vergleiche, die sich verkauft haben" – er wagt es hier beinahe mit Fingern auf den Eisenbahnbeamten zu deuten – „ist es noch wenig, wenn ich sage, dass ich die Schlacht bei Moskau verloren habe …"

Hier erwacht der Eisenbahnbeamte aus dem Starrkrampf, von dem er bewältigt [!] worden war. Nur der Komponist weiß, dass sich der Kassierer der Eisenbahnstation für einen großen Dichter hält, der seiner Berufung nur nicht nachgeben kann, weil er tagaus tagein Eisenbahnfahrkarten verkaufen muss. Es war unvorsichtig, unvorsichtig in höchstem Grad, an dieses Geheimnis zu rühren.

„Was denn noch kannst du sagen?" fragt der Eisenbahnbeamte stirnrunzelnd. Auch in den Dritten kommt einige Bewegung.

„Ich könnte sogar sagen, dass ich die Schlacht bei Moskau gewonnen habe."

Kein Wort spricht der Eisenbahnbeamte.

Dann aber streicht er sich mit unvermuteter Hast über die Stirn und weiter über das Haar. Sein Gesicht rötet sich. Er blickt zornig. Mit seiner zugespitzten Nase sticht er geradezu auf den Komponisten los.

„Wenn du die Schlacht bei Moskau nicht verloren, sondern gewonnen hast", sagt er brutal, „dann kannst du dir auch dein Bier selber bezahlen."

Der Dritte kreischt auf vor Vergnügen.

„Das ist billig", sagt der Komponist. Statt eines vollen Zuges aus dem siebenten Glas tut er aber nur einen halben Schluck.

Nein, fair war das nicht. Aber der Eisenbahnbeamte nimmt nichts zurück.

„Du hast", sagt er, „die Schlacht bei Moskau also nicht nur verloren. Wenn du dich mit anderen vergleichst, die sich verkauft haben, hast du sie sogar gewonnen. Gut. Wenn du dich aber mit dir selber vergleichst, hast du sie auch dann gewonnen?"

Übertrieben langsam pflanzt der Komponist eine neue Zigarette in die Weichselspitze.

„Wie meinst du das?" fragt er.

„So meine ich das."

Der Eisenbahnbeamte lässt alle Rücksicht. Er sitzt aufrecht auf seinem Sessel und behauptet, dass in dem Komponisten *zwei* Menschen stecken. Der *eine*

ist der große Künstler und Denker, der aufs Ganze geht. Der *andere* führt ein faules Leben, macht auf der lieben Herrgottswelt nichts, verschläft die Tage und fällt in der Nacht seinen Mitmenschen zur Last.

Wenn sich der zweite mit dem ersten vergleicht, hat er auch dann noch die Schlacht bei Moskau gewonnen?

Der Eisenbahnbeamte ist ein roher, rachsüchtiger Mensch. Der Komponist hat eigentlich nichts mehr mit ihm zu tun. Er schweigt.

Es wäre vielleicht zu überlegen, ob sich die Unterhaltung nicht einem anderen Gegenstand zuzuwenden hätte.

Aber der Eisenbahnbeamte fühlt sich heute besonders gut in Form. Er holt zu neuem Angriff aus:

„Ich könnte eine Frage an dich richten."

Der Komponist hat den Kopf tief auf sein Glas herabgebeugt. Der Zeigefinger seiner rechten Hand bewegt sich langsam, als ob er ein Fragezeichen auf das Tischtuch malen wollte.

„Ich weiß nicht, ob du diese Frage vertragen würdest", sagt der Eisenbahnbeamte.

Der Komponist hebt den Kopf. Es scheint, dass er sich als mutig erweisen will.

„Die Frage wäre auch an mich selbst gerichtet", sagt der Eisenbahnbeamte großmütig.

„Vernichten wird sie aber nur mich", meint ironisch der Komponist.

„Was könnten wir auf die Frage antworten: warum nicht das aus uns geworden ist, was wir eigentlich sind", fragt nun der Eisenbahnbeamte, „du zum Beispiel: ein großer Künstler?"

Es erweist sich, dass der Komponist noch nicht wieder ganz auf der Höhe ist. Er antwortet:

„Ich würde sagen, dass mich verschiedene Umstände daran gehindert haben." Er schickt sich an, diese verschiedenen Umstände darzulegen.

„Nein", unterbricht ihn der Eisenbahnbeamte, „du darfst gar nichts sagen. Du und wir alle" – er deutet nacheinander auf den Komponisten, auf sich und den Dritten – „können nur den Kopf senken und schweigen. Es gibt keine Antwort auf diese Frage. Jeder weiß sich vor seinem Gewissen und vor Gott für sein Schicksal verantwortlich. Jeder weiß, dass er selber an allem schuld ist."

„Ich bin an gar nichts schuld", sagt plötzlich der Dritte. „Ich würde antworten: Ich bin von Anfang an gewesen, was ich bin."

Der Eisenbahnbeamte hat nicht erwartet, dass man auch dieses antworten könne. Er war siegessicher, und nun hat er mit einem Mal viel von seiner Sicherheit wieder verloren.

Aber der Komponist bekommt einen roten Kopf. Er wendet sich erregt dem Dritten zu und ruft:

„An dich wird die Frage gar nicht gerichtet. Weißt du, was Berufung ist? Du bist und bleibst, wozu du geboren wurdest, ein …“

Ungeheuer grob geht der Komponist mit dem Dritten um. Er ist ehrlich entrüstet.

Der Eisenbahnbeamte lebt wieder auf.

Er trinkt dem Komponisten zu, bestellt ihm ein neues Glas Bier.

Die Feindseligkeiten sind eingestellt. Für heute.

Morgen erst wird in dem gleichen Kaffeehaus der Kampf wieder aufgenommen und eine neue Schlacht bei Moskau geschlagen werden.

Die Front wird sich aber gegen den Dritten wenden.

Wenn ein Dritter dabei sein wird.

Durch wirklich treue Feindschaft miteinander verbunden sind nur der Komponist, der kein Eisenbahnbeamter und der Eisenbahnbeamte, der ein Dichter werden wollte.

Ikon

Auf der Straße, jener, die ich sehe, wenn ich die Augen schließe, geschah dieses:

Ein Mensch – männlichen Geschlechts, vielleicht – ein Mann, geht langsam bergan. Er trägt, kein Zweifel, schwer an einer Last, die nicht zu sehen ist, ihn aber fast zu Boden drückt.

Nein, bestimmt, er ist ein armer, unglücklicher Mensch; wer es wollte, könnte das sofort erkennen.

Wer aber kümmert sich schon darum?

Wie nun aber der Mann die Straße hinaufgeht, müde und verdrossen, wird oben ein anderer Mann sichtbar und kommt die Straße herab. Keine besondere Sache ist das und kann jederzeit geschehen.

Viel bedeutet es auch nicht, dass der zweite Mann kein Auge haben will für das, was auf der Straße geschieht. Er sieht nicht nach rechts, nicht nach links, und geht, tapp, tapp, seinen Weg.

Nun aber bleibt der zweite Mann, ganz und gar nicht erwartet, bleibt er vor dem ersten Mann stehen und wendet ihm voll das Auge zu. Das Auge, sage ich, denn er hat nur eines. Das aber ist groß, licht und blickt freundlich.

Voll richtet der zweite Mann das Auge auf den ersten und sagt: „Wer bist du? Wie heißt du? Was macht dich unglücklich?“

Wäre es Wirklichkeit, was sich so zu begeben scheint, so würden die Fragen den Mann, der die Straße hinaufgeht, erschrecken, taumeln würde er und erzittern.

„Wie?“ würde er fragen, „wie? hier kümmert sich ein Mensch um das Leid eines anderen? Was, um Himmels willen, ist geschehen?“

Nun sind wir aber in dem Augenblick, in dem der zweite Mann für uns sichtbar wurde und begann, die Straße herabzukommen, in die Unwirklichkeit eingetreten. Und in ihr gibt es nicht dieses Erschrecken und Erzittern.

Es geschieht bloß, dass der Mann, der gebeugt die Straße hinaufging, nun ebenfalls anhält, aufschaut und Rede steht.

Als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, gehen nun beide den Weg nach oben. Im plötzlich helleren Licht ist auf der Hand des zweiten, für einen Augenblick, ein Wundmal sichtbar geworden.

Karl Bernhard Capesius

Fragoda

Ohne Umschweife trat er ein.

Lässig ruhten die Leiber der Weiber in samtenen Logen, über denen rote Baldachine flammten.

Irgendwie sprach das Lächeln eines rothaarigen Dirnleins zu seinem Herzen, und das früh müde gewordene hüpfte in lächerlichen Sprüngen. Er stillte es durch sanftes zärtliches Streicheln über perlmutterschimmernde Haut zu blauer Spiegelflut. Kleine Schaumkrönchen vergessener süßer Stunden zierten ihren Glanz. Fragodas Worte klingelten und klirrten in das Tohuwabohu der Töne um sie her wie Weihnachtsglöckchen und gläserne Tannenzapfen des Christbaums. Sie sprach wie ein Kind, komisch und süß, halbe Sätze. Sie verdrehte Worte, schmeichelte mit den Armen um seinen Hals, trotzte mit den Lippen gegen seinen Mund. Der Dunst des heißen Somm-Punsches, den sie alle hier tranken, schwelte um seine Sinne, er wurde wirr und heiß, und Fragoda lachte und lockte immer mehr.

Plötzlich stand ein großer Kerl vor ihnen.

Er hatte nur ein Trikothemd mit kurzen Ärmeln an, aus denen die braunen, tätowierten Arme mit Muskelwülsten und schwellenden Adern hervordrohten. Sein geduckter Stiernacken ließ den Gedanken an himmelhoch aufgetürmte Kaffeesäcke entstehen. Seine kleinen Augen waren wütende Heimtücke und jammernde Hilflosigkeit zugleich.

Fragodas Blick wurde kühl und hart wie venezianisches Glas. Ihr flinkes Zünglein jagte fremde Laute gleich flüchtigen Rosseherden über die Lippen, und der Kerl duckte den Kopf immer tiefer. Zum Schluss kniete er nieder und leckte mit seiner Zunge den Staub von den eleganten Stiefeln des Fremden. Dann legte er sich zu Fragodas Füßen, und während sie den Kopf des Herrn in ihre Brüste vergrub, spielte die goldlederne Sandale mit der stahlharten Spitze im Ohr des braunen Burschen, der stumm und fanatisch den peinigenden Schmerz verbiss.

Von der kleinen Bühne wurde ein schmutzigseidener Vorhang zurückgeschoben. Bajazzo trat auf und sang seinen Prolog in jämmerlichem Französisch. Seine Tragik kollerte verloren durch das wüste Treiben, kaum dass ein paar Dirnenaugen sich nach der geschminkten Fratze wandten. Dann lief das leichtfertige Gespiele Kolombinens über die Bretter. Fragodas Augen füllten sich mit Tränen. Plötzlich zischte sie auf. Ihr brauner Menschenschemel be-

kam einen Tritt ins Genick, dass er verhalten stöhnte. Schon federte ihr kleines Persönchen vor die Bühne und spie endlose Kaskaden schmutziger Worte auf das verworfene Weibsbild, das den treuen Bajazzo so maßlos quälte. Das Spiel taumelte stumpf weiter. Dergleichen Zwischenfälle war man hier schon gewöhnt.

Aber dicht an der Bühne saßen in einer Loge Europäer, die sich über Fragoda belustigten. Sie hörte ihr mokantes Lachen. Und nun sprühte ihr Giftregen auf sie nieder. Einer von ihnen hatte die Unvorsichtigkeit, ihr die Zunge zu zeigen.

Da pfiff Fragoda durchdringend, und es ward totenstill im Gemach. Bajazzo und Kolombine blickten stumpf erstaunt von ihrer Bühne herab.

Mit einem Mal schoss der elastische Muskelberg zwischen stürzenden Tischen durch auf den lästerlichen Jüngling los. Er packte ihn am Hals und zwischen den Beinen, und über die Köpfe vor Angst irrsinnig Gestikulierender weg segelte ein schlotternder Körper hinaus ins Freie.

Aber die Dirne des Jünglings belferte gegen Fragoda los, und schrittweis gedrängt von vibrierenden Fäusten wich sie in den Schutz des Fremden zurück.

Kolombinens Spiel ging weiter, aber niemand achtete darauf. Was wird er tun? fragten hundert Augen, die vor dem Blicke des wie Träumenden zu hundert Polypenarmen anwuchsen. Sie lehnte sich gläubig, vertrauend an seine Brust. Die Drohung der Blicke wuchs ins Ungeheuere. Er wagte nicht „ja“ und nicht „nein“ zu sagen. Atemlose Schwüle hing in dem Raum. Da erschien der tadellos elegant europäisch gekleidete Geschäftsführer und peitschte Fragoda mit einem einzigen Worte von ihm weg, so dass sie geduckt hinausschlich.

Der Erwachende strich sich die Stirne und fragte nach seiner Rechnung.

„Zwei Somm macht sechs fünfzig“, rechnete der schmutzige Kellner, während der Geschäftsführer bemerkte: „Wissen Sie, so ist die Fragoda immer. Aber sie ist doch unsere beste Nummer.“

Die anderen saßen wieder auf ihren Plätzen. Der hinausbugsierte Europäer war etwas zerknittert zurückgekehrt. Bajazzos hohl geheultes Französisch schwankte ohne Widerhall durch das Gemach …

Als er hinausging, sah er im Hofe den Muskelberg neben einer Art Hundehütte kauern. Er trug Ketten an Händen und Füßen. Fragoda kniete vor ihm. Sie gab ihm mit madonnenhafter Liebe im Ausdruck ihres Gesichtchens aus einem zerbrochenen Napf zu essen.

Franz Xaver Kappus

Die Armbanduhr

Ihre Ziffern leuchteten phosphorgelb durch Tag und Traum. Habichlers Handgelenk darunter war blass und zart. So von blauen Dünnadern durchzogen wie das schlechte Kanzleipapier, das der schmale Kanzlist emsiger als alle anderen mit seiner gefälligen Schrift füllte.

Selten sah er nach der Uhr und bemerkte die vorrückenden Stunden nicht. Die Zeit lief – und seine Arbeit rannte um die Wette mit ihr.

Und der Chef, der eine Perücke trug, nickte und nickte.

„Bravo, lieber Freund", klang es regelmäßig mit der Feder zugleich, die unter die Konzepte die kratzende Unterschrift setzte.

Da lachte Habichler immer gleich submissest. Er war ein verlässlicher, wohldisziplinierter Beamter.

Die Armbanduhr tickte dazu, ohne dass er es hörte. Tickte auch auf der Straße, unter den Menschen, in der Trambahn. Und tickte des Nachts auf der Marmorplatte neben dem Bett und zeigte das Ziffernrund in der Finsternis wie gelbe Zähne eines drohenden Mundes – so offen, so bös.

Der Kanzlist wand sich im Schlaf wie taub und blind.

Einmal aber reckte sich sein Oberleib senkrecht in die Höhe. Sein Blick spaltete das Dunkel und biss in die Uhr.

Die Erinnerung dreier Jahre überschüttete ihn zwischen zwei Pulsschlägen. Klatschend und malmend rasten Schlachten und Stürme durch das kleine Zimmer. Die Luft roch brandig von giftigen Gasen und verwesenden Toten. Roch auch vom Schweiß letzter Entschlossenheit, vom Dunst und Durst, Blut zu trinken und zu verströmen.

Der Mann im Nachtgewand schüttelte sich und lauschte.

Trug und Traum alles; kein Laut, der sich regte. Doch, auf dem Nachttisch die Uhr – die lag da und war Wirklichkeit. Hatte den Mund mit den gelben, leuchtenden Zähnen aufgesperrt, verspottete die Dunkelheit ringsum und tickte. Tat überhaupt, als ob nichts vorgefallen wäre seit den Tagen, da sie an Habichlers Handgelenk alles Grauen der Welt geschaut.

Und eine Feindschaft wuchs zwischen dem Kanzlisten und dem kleinen, pochenden Ding.

Habichler trug einen Riss in sich herum. Das streitbare, mordwütige Einst und das duselige, friedfertige Jetzt – die zwei standen an den Ufern seines

Lebenswässerchens, bespieen einander und stritten sich gegenseitig das Dasein ab.

Er sann und grübelte. Dass beide Raum hatten in ihm – das konnte er nicht glauben. Dass eins nach dem andern kam, so mir nichts, dir nichts, wie man Hemden wechselt, das ging ihm nicht ein.

Eine Woche lang leugnete er die Vergangenheit. Er war nie Soldat gewesen, hatte nie an das Züngel eines Gewehrs gedrückt, das irgendwo in der unsichtbaren Ferne Menschen tötete. Er konnte sich mit bestem Willen nicht entsinnen, wie ein Gewehr überhaupt aussah, wie schwer es wog, wie man es trug und schussbereit machte.

Doch – da war ja die Uhr, die alles wusste. Die alles miterlebt hatte: das Sterben ringsum und das gespannte Lauern im finsteren Schützengraben. Wie sie sich brüstete mit ihrer Weisheit! Wie sie phosphoreszierend die Augen rollte, Grimassen schnitt – sich freute an seinem Zwiespalt!

Wut schäumte in Habichler hoch. Und er kämpfte. Versperrte die Uhr in die entfernteste Lade und ballte sich Kissen um die Ohren. Aber aus dem Gefängnis schollen noch höhnische Rufe, als das Räderwerk längst schon stillstand.

Da sagte er sich eines Tages: „Die Uhr hat recht." Und nahm sie hervor, setzte sie in Gang und band sie mit dem Riemen um das Handgelenk.

Jetzt stockte er öfter, wenn im Amt das schlechte Kanzleipapier vor ihm lag. Und der Chef, der seine Unterschrift unter die fertigen Konzepte kratzte, bekam dabei einen gehässigen Blick ab.

Denn so lebte Habichler nun seine Tage: vertraut der Vergangenheit und der Gegenwart fremd. Da er fühlte, wie fleischecht sein Kriegerdasein war, verspottete er den Friedensmenschen, der sich krümmte.

Und er lächelte nicht mehr submissest. Ging stapfend und klotzig an Bekannten vorüber und rückte erst hinterdrein nachlässig den Hut.

Trotzdem: Die Kollegen und der Vorstand im Amt merkten nichts. Der schmale Kanzlist erfüllte seine Pflicht – und auf Nuancen waren sie nicht eingestellt.

Habichler liebte seine Uhr und tat ihr jeden Gefallen. Seine Zärtlichkeit strich über das Glas und bettete sie nachts mit der Rückseite auf Samt. Alles, weil sie die Zeugin seiner wirklichen Art war, pochende Bestätigung seines eigentlichen Wesens. Aber nach weiteren Wochen begann s i e zu zweifeln.

Von der Marmorplatte herab hielt sie tickende Reden an den unruhigen Schläfer. Und des Morgens lag sie neben dem Samtfleck. Wer hatte sie weggerückt?

Wieder bohrten tausend Messer in dem Kanzlisten.

Am Ende betrog sie ihn doch. – –

Und er lief in den Laden, wo er die Uhr erstanden hatte. Der Angestellte besah die Nummer, blätterte in Büchern.

„Ganz richtig, hier gekauft.“ Und dann: „August 1915“.

Die Auskunft besagte nichts. Er konnte die Jahre seither auch hier verbracht haben, so angeschmiedet an den Schreibtisch wie heute.

Und die Uhr tobte.

Wie Feuer brannte sie tagsüber an seiner Haut, wie besessen schrie sie in der Finsternis. Ihre Ziffern schossen Gift.

Habichler flog aus allen Fugen. Wer war er, wo stand er? Nicht dort, wo gemordet wurde, nicht hier, wo man sich duckte und Akten schrieb? Dazwischen vielleicht, im Nichts, in der ewigen Leere?

Schon steckten die Kollegen die Köpfe zusammen.

Und der Chef mit der Perücke sah bei der Unterschrift einmal zu ihm auf, weil er einen Fehler entdeckt hatte. Und räusperte sich beim zweiten Male. Und sagte endlich:

„Entschuldigen Sie, lieber Freund …“ Sagte das wohlwollend, nur mit einem leisen, ganz leisen Beiklang von Vorwurf.

Habichler stand daneben, die Backen rot wie Zinnober, die Finger gespreizt. Er spürte, wie die Uhr an sein linkes Handgelenk schlug, wie ihr Leib sich blähte unter dem Dröhnen ihrer Stimme:

„Bist du’s, alter Kumpan? Was zögerst du?“

Da ging in seinen Ohren die Schlacht los, das Totmachen und Totwerden all der vielen, die sich nicht kannten, keine Feindschaft gegeneinander trugen, das Besessensein der Namenlosen gegen Namenlose.

Der krumme Finger des Vorstands lag auf dem Blatt:

„Sollte doch ‚wäre‘ heißen, lieber Freund, ‚wäre‘ statt ‚war‘, wenn ich nicht irre …“

Mit einem Ruck beugte sich der Kanzlist nieder, sah nicht den Fehler, sah nur die Uhr am Handgelenk, gelb und krötig geschwollen, fühlte ihren Brand, vernahm ihr Donnerwort:

„Pack ihn, den Feind, der dein Leben zerreibt, Tag um Tag, Tag um Tag …“

„Ganz richtig, ‚wäre‘, bestätigte Habichler heiser. Und seine Rechte flitzte vor, ergriff die Papierschere und stieß sie dem Sitzenden mit weitem Schwung in den Rücken.

Die Wand

Aus dem Spinnengewebe der rechten oberen Ecke sprang ein Glanz. Lief zweimal auf und ab, durchdrang das zarte Gegitter, flirrte, klirrte an den Fäden, als ob sie aus Glas gesponnen wären, dehnte sich ins Endlose – und erlosch.

Witassers Blick stak in der weißen Mauer. Acht Uhr früh, dachte er, die Sonne. Aufgang, Mittag und Untergang: alles ein Atemzug. Mein Tag.

Der Raum blieb grau zurück. Tisch, Sessel, Schlafpritsche und der Häftling selbst – grau und eins mit den Wänden ringsum, eins mit dem fremden Haus. Alles gehörte hier zueinander. Sogar das quadratisch gemusterte Stück Himmel über der Fensterverschalung war längst nicht mehr Weite. Gesellte sich zu Stein und Holz als Grenze und nächste Nähe.

Zehn Monate Untersuchungshaft – und Witasser lernte Sanskrit. Geist und Seele blähte ein Flämmchen nur: Wenn er wach wurde, leckten sie über die Seiten der Grammatik hin, füllten Vokabelhefte, bewegten Lippen. Wenn er schlief, hingen sie zusammengefaltet mit Rock und Hose über dem Stuhl – wie Fledermäuse am Tage.

Aber heute –

Witasser klammte die Finger wie Eisen um den Stift. Und doch – sie schlenkerten in den Gelenken. Und er starrte die Wand vor sich an, von der er wusste, dass sie dünn und brüchig war. Für Gäste mit Ehrgefühl schien das alte Spital gut genug.

Vor kurzem noch sprach daneben einer stundenlang Monologe. Wenn Witasser genau hinhorchte, konnte er ganze Sätze verstehen. Trotzdem: An eine Zwiesprache war nicht zu denken. Die Aufsichtssoldaten hatten strenge Befehle.

Dann blieb es wochenlang still, bis heute morgens ein Stich durch die Mauer – und Witasser mitten in das Herz fuhr.

Er hatte eine Frauenstimme gehört.

Von da an war es nur mehr ein Gehen auf Zehenspitzen in seinem Zimmer. Er legte das Ohr an die Wand – drüben klang Weinen. Es war kein Weinen für ihn. War nicht Ausdruck für Schmerz, Scham, Verzweiflung. War nicht entblößte Seele – war Leib.

Weit öffnete sich Witassers Mund, um das Gehör zu schärfen. Die Wange an den Kalk der Mauer, gespreizte Finger, wie Spinnen umherlaufend auf dem Weiß, hämmernde Adern gegen den Stein – alles lauschte nach der Nachbarin.

So gingen die Stunden hin, so brannten die Tage, so zerfleischten ihn die Nächte.

Des Abends besonders, wenn die kärglichen Dinge zu Ungetümen schwollen, überfiel Witasser die Not. Einmal, am ersten Tage war es, ächzte die Pritsche nebenan, als sie sich zur Ruhe legte. Ein Laut, kurz aufknarrend und dennoch hinschwingend durch die Endlosigkeit der Nacht, ließ ihn nicht mehr aus seinen Krallen. Durch die Poren der Wand drang vertausendfachte Weiblichkeit: Die Vorstellung weicher Linien, der Duft jungen Fleisches, die Wärme des schlafenden Tieres.

Witasser machte sich kein bestimmtes Bild von ihr.

Da versuchte er, zu rufen.

Drei Tage währte der Kampf. Am vierten kam endlich ein Hauch über seinen Mund. Ein Hauch, so fein, um kein Rosenblatt zu wölben, und doch so laut, dass er erschauerte.

Aber im Schlafe schrie er einmal: „Weib!“

Kreischend gellte das Wort aus seinem Zimmer die Korridore entlang. Eine Wärterlaterne blinkte. Ein Grölen dahinter und unwilliges Murren, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte.

Witassers Anwalt kam.

Er fand einen veränderten Menschen vor. Fragen fielen vor ihm zu Boden und Antworten flogen in die Rätsel alter Kinderbücher. Der Mann lief zum Kommandanten und verlangte den Arzt für seinen Klienten.

Aber vor dem Arzt setzte Witasser seine heiterste Miene auf. Wie ihn das Sanskrit freue, erzählte er, und wie zufrieden er mit der Kost sei. Das Geheimnis gab er nicht preis. Riss es ihn auch in Stücke – es füllte den kahlen Raum, trieb ihn auf wie Fäulnis, wirbelte ihn durch den Äther.

Befriedigt durch das Ergebnis, sagte der Arzt beim Gehen: „Sie haben ja eine Nachbarin jetzt. Adieu. Will mal nach ihr sehen –.“

Wie ein Stein prallte Witasser an die Wand. Hingebreitet über den Kalkanstrich, hörte er, wie die Tür nebenan aufgeschlossen wurde, eine Silbe von Lippen sprang, ein Mann fragte, ein Weib antwortete, selber Fragen stellte, Sätze sprudelte – sah durch die Wand Bewegungen, weiße Hände sich heben, Wangen sich erröten – fühlte einen Herzschlag in seinem Innern dröhnen, Nerven sich spannen, Hoffnungen sich türmen – –.

Ein Klotz – fiel er auf den Sessel, als der Arzt gegangen war.

Es gab jetzt ein Gefühl in Witasser: Hass gegen diesen, der eingedrungen war bei ihr, eindringen durfte zu ihr. Denn: Sie gehörte ihm. Ihres Lagers Nähe an derselben Wand, ihr Weibsein da neben ihm, ihr Blutrauschen durch die Wand hinein in sein Blut: Tiefer verstrickt seinem Wesen war sie als ihrem eigenen vielleicht.

Witassers Augen wurden groß und leuchtend und giftig zugleich in den nächsten Tagen. Er ahnte immer noch nichts von ihrem äußern Sein, aber ihre Nähe peitschte ihn wie einen Tiger den schmalen Weg vom Fenster zur Tür auf und ab, ab und auf. Und je stiller sie sich verhielt, um so weiter reichte sein Wissen. Er wusste, wie sie ging, wie sie saß, wie sie schlief. Ihr Antlitz trug tausend Züge und schwamm in ewiger Bewegung.

Kein Mann hatte seine Geliebte noch so besessen wie Witasser die Fremde von nebenan.

Es kamen Wochen und Monate, die Witasser wie ein Wunder durch Stille und Einsamkeit trugen. Jeder Augenblick des Tages häufte neue Beziehungen

zu der Vertrauten. Jetzt sprach er stundenlang mit ihr im Wachen und im Traum. Ihr Leben, sein Leben, aller Leben – für ihn gab es keine Grenzen mehr. Was einer, was eine irgendwo litt, wo sich etwas bäumte unter Hieben oder sich in Ketten ergab, wo unerhörte Liebe winselte oder Erfüllung aus Dornen schoss – sein Puls lebte es.

Den Arzt sah er nicht wieder. Übermenschliche Kraft machte seine Muskeln straff, wenn jemand in sein Zimmer trat. Speise und Trank schlang er widerwillig in sich, um stark zu bleiben.

Auch nebenan Stille.

Aber eines Morgens geschah es, dass der Anwalt zu ihm hereinstürmte.

Eine feuchte Hand schnellte ihm entgegen.

„Gratuliere! Untersuchung eingestellt."

Witassers Kehlkopf stieg zweimal auf und ab, ohne dass er einen Ton hervorbringen konnte.

„Frei!" machte des Anwalts geschäftsmäßiger Jubelbariton.

„Frei …" wiederholte der Häftling und kaute an dem Wort wie an einer unverdaulichen Schwarte. „Also frei …" Das klang blechern, enttäuscht, unwirklich.

Draußen auf dem Korridor hüpfte Witasser blitzschnell zu der Tür, dahinter die Nachbarin verriegelt war. Glut aller Adern trieb ihn, das Plättchen vor dem Guckloch beiseite zu schieben und sie anzusehen.

Doch eine Stimme hinter ihm kicherte:

„Leer. Vor vier Monaten ausgeflogen."

Die Peitsche im Antlitz

Zwei Fragmente

Jetzt hatte die Nacht schon alle ihre Wunder gesponnen. Summend und orgelnd in der Ferne, war das Meer der Bäume eine Unendlichkeit, aller Beziehungen voll. Grund, Stamm, Krone – alles hatte seine Eigenheit abgelegt, war nicht dies und das, war schwellendes, weiches, weites Gefühl, war Seele zweier Menschen.

Maria spähte nach den Sternen. Dicht wölbte sich Laub über ihrem Blick, dass sie nicht einen sehen konnte. Und dennoch schritt sie sicher dahin, den Geliebten an der Seite, dass ihre nahe Gegenwart genügte, ihn durch die Undurchdringlichkeit zu führen.

Wieder lagerten sie im Moos.

Kamüklers Erregung lebte wie unirdischer Sang in ihm. Längst hatte er die Empfindung, dass Unerhörtes geschah, dass sich aus Welten, die keines Man-

nes Fuß noch betreten hatte, Allmächtiges löste. Darum sprach er nach einer Weile der Stille:

„Maria – du bist es nicht. Die ich sah, war eine andere. Die ich hier fühle, in der Finsternis atme, im Dunkel brennen spüre: sie fiel mir in den Schoß."

„Ich bin es doch", sagte sie, und er hörte, wie sie dabei lächelte. „Nimm mal."

Sie führte seine Fingerspitzen über ihr Gesicht. Legte die Wange in seine Hand, schmiegte seinen Puls an Hals und Schulteransatz.

„Du und auch nicht du –"

Und da bog er ihren Oberleib zurück und ging den Linien ihres Körpers nach – vom Hals hinab bis zum steilen Rund ihrer jungen Brüste. Darauf legte er den Kopf, bettete dann das Antlitz in die Mitte und sog in langen Zügen ihren Duft ein.

„Dein Herz – –", stammelte er. Denn es strömte rotes, leuchtendes Blut aus dem zuckenden Fleisch hinüber in seinen Leib, breitete Netze voll Trunkenheit über sein Hirn, brauste die Nerven entlang und klirrte in den Fußspitzen als schriller, langgezogener Ton.

„Du, du – –"

Mit flirrenden Fingern wühlte Maria in seinem Haar. Ihre lachenden Lippen stießen kleine, unverständliche Laute aus, dass es klang, als wimmere fern im Walde einer Mandoline heißestes Lied.

„Kind, du, Weib – –"

Mählich erstarben die Worte.

Aber aus der Stille, die sekundenlang schwoll, brach mit glühend kreisenden Augen der Wahn, eins zu werden, eins für immer. Riss beider Körper in jähem Anprall aneinander, gurgelte einen Jauchzer, der von beider Lippen zugleich in die Äste stieg – vermählte eins dem anderen in Wonnen und Schmerzen.

Und die Nacht wälzte Block um Block neue Verschwiegenheit herbei.

Stunden kamen und gingen, Stunden, Stunden.

Maria schlief in Kamüklers Arm. Der lag dicht an ihr: die Pupillen rund und brennend im Undurchdringlichen.

Manchmal regte sie sich. Vorsichtig zog er das Tuch fester um ihren Leib, schmiegte sich inniger an sie.

Noch stand alles schwarz und stumm – da entfloh ihrem Mund ein Laut, ein kurzer, zager, leiser Ton. Und ihr Atem ging rascher, als ob sie lebhaft träumen würde.

Kamükler lauschte, die Muskel unter ihrem Haupt unwillkürlich gespannt.

Ihre Stimme, jetzt nur ein Stimmchen wie das eines Kindes, formte Worte.

„Lieb hab ich dich – – so lieb – –"

Im Traum ist alles neu, alles ein Erstes, dachte der Mann und lächelte. Und strich ihr behutsam über die Wange.

„Liebhaben, Vertrauen haben – –“ Und es war, als ob sie seufze. Darob erwachte sie.

„Bist du da?“

„Da, Liebling.“

„Gehst nicht fort?“

„Nein, nie.“

Flüsternd, seine ganze Seele in jeder Silbe sprach er die Antwort. Und Maria nahm beruhigt wieder Atem und schlief ein. Lallte nur dann und wann ein Wort, zwei Worte:

„Dir glauben – – glaub dir – – – glaub fest – – –“

Kamükler horchte in sie hinein, gespannt, atemlos. Ganz um sie versammelt, selbst nichts mehr als Träger der Liebe, die den Wald bis zu den letzten Bäumen füllte, verlor er das Bewusstsein seiner selbst. Hatte nicht Körper, nicht Glieder, nicht Antlitz – so entrückt aller irdischen Gewissheit wachte er neben Maria.

Doch der Tag rührte endlich an Moos und Stamm.

Kamükler bemerkte es nicht, sah die Nebel nicht, wie sie aus blauem Schwarz sickerten. Und die Nebel gerannen allmählich, immer dünner und durchsichtiger werdend, hinschwingend um Busch und Strauch wie silberweiße Seidenschleier.

Schräg sprang der erste Sonnenstrahl in perlendes Grün.

Maria wurde unruhig. In kurzer Drehung wandte sie Gesicht und Körper zur Seite und glitt ihm aus dem Arm.

Nun lag er allein auf dem feuchten Grund, verschlang die Hände unterm Kopf, den Blick in die Blätter voll Vogelsang gerichtet – und sann und sann seinem Glück nach.

Wohlig kroch die Sonne über ihn: das Leben, das neue Leben.

Und er träumte hinüber in seligen Schlaf.

Bis er auf einmal Laute hörte, emporschrak, sich aufrichtete.

Marias Gesicht stand über dem seinen: eine Spanne entfernt, suchend, forschend, bohrend. Ihre Augen – so groß und dunkel wie noch nie – fragten, eine Falte zwischen den Brauen zuckte.

Er wollte sich aufrichten, wollte sie fassen: doch sie wich Zug um Zug zurück. Dabei blieben ihre Mienen ängstlich gespannt.

„Maria!“ rief er, zu Tode erschrocken. Und noch einmal: „Maria!“

Da flog er, seitlich ausbiegend, neben ihr hoch, bis er auf den Beinen stand. Und erhaschte ihre Gestalt mit einem Sprung, drückte sie an sich, küsste Wangen und Stirne.

Langsam löste sich der Bann. Langsam fühlte er, wie der Körper in seinen Armen willenlos wurde, wie es hochstieg in ihr in süßer Erinnerung an die Nacht, wie sie die Zähne unter seinen drängenden Lippen freigab.

„Hast du mich lieb?“ Erschauernd stellte sie die Frage, erschauernd und dennoch in qualvoller Hast.

Er sagte leise und innig an ihrem Ohr:

„Dich hab ich lieb. Dich, du!“

„Schwöre!“

,,Ich schwör dir's, Liebste!“

Im selben Augenblick – im selben Augenblick riss sie sich los, stemmte die Arme gegen seine Schultern, warf den Kopf zurück, machte die Augen weit, rund, unheimlich flackernd – starrte ihn an, starrte nur, starrte – –

„Maria!“

Entsetzen lief ihm durch die Knochen.

„Kind, Weib!“

Immer noch stand sie so, das Antlitz ohne Blut, die Handteller in seine Schultern gerammt.

Und starrte ihn an.

Dann – auf einmal – sprang ihr Mund auf, weit und eckig, wurde ein Loch: tief, schwarz, unergründlich. Daraus gellte ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei, ein Todesschrei – – ein Wort, ein Satz:

„Du lachst ja!!!“

Hin zog es wie Peitschenknall durch die Stämme, einmal, zweimal, dreimal, hundertmal:

„Du lachst ja!!!“

Verfing sich in jedem Ding, kam als Echo zurück, wuchs aus dem Boden, stieß vom Himmel, war Dolch von rechts und links, Blitz von oben und unten.

Der ganze Wald brüllte:

„Du lachst ja!!!“

Alles rundum war Schrei.

Sonnengeflimmer und Morgenhauch tobten aus voller Kehle, Mückentanz greinte, Vogelgezwitscher höhnte, zeterte, grölte, bellte, heulte: Alles ballte sich um das Wort, alles wurde Lanzenstich, Geißelhieb.

Kamükler war vornüber auf den Boden gesunken, die Arme über den Schädel geworfen, mit den Fingern den Nacken blutig reißend. Aus dem Mund, dicht auf dem bloßen Boden, rann sein Gewimmer in die Erde. So kauerte er, geschüttelt und getreten, verlassen und verflucht auf einem Fleck, weinte, lachte, biss in Gras und Stein, ächzte, stöhnte durch Minuten und Stunden.

Dann, als die Sonne schon hoch stand, raffte er sich auf.

Auf einmal überkam ihn Ruhe – eine Ruhe, so leer und klanglos. Verwundert drehte er den Blick im Kreise: Wen suchte er nur? Was tat er hier? Doch schon gaben seine Lippen Antwort: Maria.

Wieder spähte er rundum: Sie war fort.

Nicht Schmerz, nicht Enttäuschung empfand er. Keine Saite in ihm schwang. Es war, als ob sich etwas aufgetan hätte, darin alle Erinnerung versank. Wohl konnte er die Ereignisse der Nacht hersagen an den Fingern – – aber es waren Erlebnisse eines anderen. Vielleicht hatte er sie vor Jahren gelesen, vielleicht auch erzählen hören irgendwo.

Alles war so gleichgiltig, so gleichgiltig.

Und Kamükler brachte seinen Anzug in Ordnung, so gut es ging. Knipste mit dem Finger sorgfältig Erdkrumen, Zweiglein, Moosstäubchen von Rock und Hose. Und wanderte, bergab steigend, der Stadt zu.

Kein Groll gegen das Schicksal türmte sich in ihm. Und merkwürdig: Er musste sich auch nicht Gewalt antun, um das Ungeheuerliche in seinem Gedächtnis abzudrängen nach einem sicheren Ort. Je weiter er kam, um so fester schritt er auf der Erde, um so bereitwilliger verkroch sich das Erlebte.

Wie das zuging?

Er wusste es nicht. Wusste nur eins: Dass er heute noch abreisen müsse, heute um jeden Preis. Hinter diesem Gebot, das ihm deutlich bewusst war, fühlte er Möglichkeiten, die wie glühendes Blei auf seiner Schädeldecke lasteten. Ihre Einzelheiten waren nicht zu enträtseln, schon der Gedanke daran machte ihn schwindeln, machte die Steine der Stadt wanken unter seinen Füßen.

Abreisen also, sagte er sich.

[…]

Vom Bahnhof zischte es herüber.

Dampf fuhr aus bebenden, keuchenden Leibern, endlich befreiter Dampf.

Unerschütterlich stand das Bild vor Kamüklers Netzhaut: der eiserne Koloss, zuckend, stöhnend vor verhaltener Glut. Und im Leib des Ungetüms der Mann mit dem Hebel, wie hieß er doch: der Gott der Maschine – so hieß er für ewige Zeit. Aber das Bild –

„Weg damit!“ schrie Kamükler aus vollem Hals und wirbelte die Arme durch die Luft.

Der Kutscher riss erschrocken die Zügel an: Der Wagen hielt.

Ganz still wurde es plötzlich, alle Lokomotiven schwiegen wie auf ein Kommando. Und durch die Stille sang es von weither – schwang es sich dünn und warm: die Leierkasten der Volkswiese –

Ringsum stürzte die Welt zusammen.

Kamükler wehrte sich mit gefletschten Zähnen, durchbrach das Chaos, federte ein, zwei Schritte hinab, bis er sicheren Grund spürte, begann zu laufen,

zu rasen – im großen Bogen von der Bahnzeile abschwenkend, der Volkswiese zuschäumend, toll.

Rechts und links flitzten Traumgebilde vorüber: Menschen mit aufgerissenen Mündern, Farbenflecke von Mädchenschürzen, Frauentüchern – daneben Kinder, die strauchelten, in Mutterröcke weinten, Männer da und dort: verdutzt dreinblickend, Hallo schreiend; dazu Gewehrgeknatter, Lachen, Angstschreie, Hilferufe, dazu eines Karussells unbekümmerte Fahrt mit schiefliegenden Pferden, Kamelen, Elefanten; dazu der Leierkasten ächzendes Werben, des Leierkastens blutendes Locken weit draußen – – am Rande der Wiese – –

Eine irrsinnige Jagd – –

Tausend flatternde, fliegende Beine, tausend rasselnde Kehlen fühlte Kamükler hinter sich: alles losgelassen auf ihn, die Arme weit vorgestreckt, die Finger gekrümmt schon nach seinem Hals, damit er liegen bleibe, sie nimmermehr sähe.

Ihren Namen wollte er rufen, mitten im heißesten Lauf. Aber dick geschwollen war ihm die Zunge im Mund, rau wie Sand oben und unten, trocken wie Wüstenstaub.

Dazwischen blitzte es klar und grell durch sein Hirn: Warum lief er so? Was wollte er noch? War nicht alles schon entschieden seit der Morgenstunde, da es weithin gellte:

„Du lachst ja!!!“

Kaum geahnt, schwoll es wieder an, beißend und Messer gegen seinen Leib zückend:

„Du lachst ja!!!“

Ein Riesenfilm rollte ab, wahnwitzig rasch und doch mit einer Deutlichkeit, die schaudern machte: Gesichter um Gesichter. Alle auf ihm ruhend: der Geistliche, den Kelch mit dem Leib des Herrn in der Hand, die alte Frau mit der störrischen Frage ‚Das will ein Sohn sein?‘ – andere dahinter, dichter und dichter, ganze Kolonnen: die Gefährten im Schützengraben, ihn anstaunend und lästernd: ‚Zusammensetzspiel‘ – Männer, Frauen, Mädchen: alle mit dem verwunderten Zug um den Mund, betroffen, bezwungen, lüstern. Und am Ende der Reihe, ganz einsam, ganz Flamme aus sich selbst: Maria – –

Sein Herz tobte: Maria!

Und die Beine trugen ihn.

Wie lange das schon währte: eine Stunde, zehn Stunden? Und die Verfolger immer noch hinter ihm. Ob er sich umwenden sollte? Nein, nein. Sie würden es ihm ja ins Gesicht speien:

„Du lachst ja!!!“

Ha! Dort flogen ja die Schaukeln! Wie stolz sie stiegen, hinauf, immer höher, immer verwegener. Die schlanken, rotleuchtenden Kähne: gefesselte Vö-

gel mit all ihrer Himmelssehnsucht, gezwungen, tagein, tagaus um denselben Punkt zu kreisen, ob die Angeln auch kreischten, angebundene Tiere, immer bestimmt, Geld zu machen: dem Jüngling im Trikotleibchen und dem Bettler am Leierkasten – –

Und Maria!!!

Auf sie lief er zu: auf die hochschwingenden Kähne drüben im Sonnenglanz. Wie sie winkten, wie sie riefen – –

Und die Musik des Leierkastens warb näher und süßer – –

Ein durchfurchtes, zerrissenes Gesicht schwoll – Lortz schüttelte bei jedem Kurbelschwung den Kopf, deutlich war das zu sehen. Nun sagte er etwas, die Hand erlahmte dabei, weit öffnete sich der Mund, die Augen mit ihm.

Maria, wo war sie?

Ein Ruf klang von der Kasse: der Trikotmensch schrie Kamükler nach, hielt ein Billett in der hocherhobenen Rechten, fuchtelte damit in der Luft herum, schnellte hoch.

An allen vorbei raste der Besinnungslose. Direkt auf die Schaukeln zu.

Ein Kahn hing leer, leise nur pendelnd an den eisernen Stangen. Ein Sprung, ein Schwung – und Kamükler stand darin, fasste den Strick, zog und zerrte – einmal, zweimal, immer wilder, immer verzweifelter, bis die Schaukel in Gang kam. Aber dann kriegte sie Flügel: Zischend schnitt sie durch die Luft, klirrend in den Ringen, knarrend im Bretterwerk.

Hei – war das eine Lust!

Kamükler dachte nichts, fühlte nichts mehr. Ganz aufrecht stand er, nur die Knie weich, mit den Beinmuskeln und dem Strick in der Faust arbeitend, immer toller, immer besessener.

Schon überflügelte sein Kahn die anderen.

Klein und wehend wischten Menschen und Dinge unten vorbei – verzerrte, ineinander drängende Linien, bunt rotierende Farbenflecke.

Und sein Herz dröhnte.

Immer rasender riss seine Kraft die Schaukel durch die Luft, heißer tanzten seine Nerven, verwegener stürmte sein Blut.

Unten sammelte sich Volk. Lautfetzen erschollen, bittende, drohende, beschwörende Gebärden rangen sich los – alle Kähne rechts und links standen schon still, nur seiner tobte beiderseits hoch über den Tragbalken, hoch und immer höher, dass das Eisen in den Ringen schrillte, das ganze Gebälke schwankte.

Und er gab nicht nach, gab nicht nach – – flog, flog, flog – stieg, stieg, stieg – dass den Menschen der Atem verging.

Auf einmal brach ein Schrei aus, ein kurzer, heißer Schrei aus tausend Schlünden – . Dann Stille, Grabesstille.

Kamüklers Kahn hatte sich losgerissen. Schoss von der höchsten Stelle wie ein Pfeil davon, schnitt einen Bogen weit über die Wiese – erst mit dem Mann, dann ohne ihn – –

Seinen Weg für sich nahm der Rasende: Ein straffer, gestreckter Körper surrte er durch die Luft, überschlug sich knapp über dem Boden, haute dann draußen hin, blieb liegen – Gesicht und Brust in die Erde gewühlt, lang, regungslos.

Es strömte zu von allen Seiten mit vorgestreckten Hälsen, gekrümmten Rücken, gespreizten Fingern.

Männer machten sich zu schaffen. Hoben, rückten, wendeten den Körper.

Ein zweiter Schrei biss in aller Mark: Kamüklers Antlitz löste sich von dem steindurchsetzten Grund – kein Antlitz mehr: eine rote, blutige, zerfetzte Fleischmasse.

Ob er lebt? ging's von Mund zu Mund als Gemurmel, als Frage, als Heben der Schultern in der Menge.

„Mit dem Gesicht – –" schluchzte eine Frau in ihre Schürze. „Wär besser für ihn, er blieb tot."

Ein Mädchen drängte sich vor: ohne Laut, ohne Träne, ohne Verzweiflung. Nur Weiße unter Wangen, Stirne, Lippen, nur Weiße um die kreisrunden, schwarz brennenden Augen.

Vor ihrer hohen, gebändigten Entschlossenheit wichen alle, bildeten eine Gasse. Die Männer ließen den Leblosen, traten zurück.

Maria sank ins Knie, kauerte zusammen. Hob dann Kamüklers Haupt, bettete es in den Schoß.

Und beugte sich tief nieder und küsste die rote, blutende Fleischmasse rechts und links des verzogenen Loches, wo einst der Peitschenhieb des Hohnes gesessen hatte.

Heinrich Zillich

Der Vater

Die Alte trat aus der Krankenstube.

Weiße Augen richteten sich ihr zu und folgten ihren verhärmtem Schritten. Sie sah der Tochter ins Gesicht und glättete die nasse Schürze: „Ist die Suppe fertig?“

„Gleich“, antwortete das Mädchen und schob sich in die Küche hinaus.

Der Sohn fragte barsch: „Ist er tot?“

Die Mutter horchte nach der Türe, dann flüsterte sie: „Noch nicht.“

Otto saß wie ein Block aus dem Stuhle gewachsen. Die Hand zitterte im Gelenk, als er die Haare hochstrich. Er blickte durch das sechsgeteilte Fenster in die Wand des Hofgebäudes hinein, an dem der Regen stäubte.

Kleine Schritte gingen über die Küchendiele, dann erfüllten sie das Zimmer. Hintennach folgte die Tochter, einen irdenen Topf in Händen. Die Mutter nahm ihn ab und wandte sich der Besucherin zu: „Er stirbt! Jetzt stirbt er.“

Lebhaft wurde sie von der Frau umfasst: „Trag es mit Gott. Er stirbt. – O solch ein schöner und großer Mann, und vor dem wir alle in Respekt versanken.“ Sie deutete in die Mitte des Raumes: „Hier stand er, wie Otto von der Schule kam, und grüßte nicht, und fragte nach dem Zeugnis. Sofort, ohne eine Miene zu rühren, streng nach dem Zeugnis. O ein harter, aber ein guter Mann!“

„Vor dem wir wie Hunde krochen“, dachte der Sohn. Er wandte sich wütend dem Fenster zu.

Die Frau fuhr fort: „Man glaubte, er hielte die Zeit auf, wenn er so dastand und rief. Und alle, auch ich, seinen Worten horchten.“

„Als wenn es Schläge gäbe!“ unterbrach sie Otto.

„Schweig!“ herrschte ihn die Mutter an. „Er kann es hören durch die Türe.“

Aber der Sohn erhob sich und wiederholte lauter: „Und wenn er es hört! Er soll es hören!“ Plötzlich schwieg er. Die Röte der Stirne wurde fahl. Er setzte sich wieder.

Alle standen erstarrt. Die Besucherin nur hastete:

„Sie Undankbarer, Sie vergessen Ihres Vaters, der alles für Sie getan, was menschenmöglich war. Nun kommen Sie her und reißen ihm noch das Totenlaken entzwei – mitten entzwei!“

Er drehte ihr den Rücken zu und stieß die Luft pfeifend aus der Brust.

Zitternd sagte die Mutter: „Seid doch still – er hört es ja – wenn er es nur nicht hört.“ Sie beugte sich zum Sohne: „Otto bitte, sei doch ruhig!“

„Wer hat denn gelärmt?“ entgegnete er verächtlich. „Ihr fürchtet noch sein letztes Röcheln, aber ich –“ Er sprang vom Stuhle: „Ich werde ihm die Kruste vom Antlitz reißen, um zu erkennen, ob dahinter ein Mensch steckt, so wie ich, so wie du Mutter; ob dort Fleisch ist – oh, ehe es zu spät wird und er den Tod so sehr erschreckt, wie er uns entsetzt hat – alle Jahre – zehn – zwanzig – tausend Jahre!“

Er stand mit rasendem Antlitz der Türe zugestemmt und brüllte die letzten Sätze fessellos heraus. Die Frauen schüttelte er von den Armen und wollte hineinstürzen.

Da rief eine Stimme aus dem Nebenraum. Er erschrak und sah unschlüssig zu Boden, dann murmelte er: „Jetzt sage – gerade jetzt sage ich es ihm.“

Die Frauen horchten, und die Mutter versuchte einige Schritte. Vernehmlich heulte die Stimme:

„Wo seid ihr alle? Was lasst ihr mich allein? Wenn ich sterbe, verkriecht ihr euch?“

Die Türe glitt lautlos zu. Noch in der Eile sorgte die Mutter auf die Stille ihrer Schritte. Jetzt wartete sie am Lager des Kranken.

Er sah sie immerfort an und schwieg.

In den Decken verschollen, nur sein Knochenhaupt schwamm auf dem Kissen, geöffnet die Lippen, wie Gummi über gelben Zähnen. Er sah ins Gesicht seines Weibes und hüstelte. Er dachte angestrengt nach und suchte einen Vorwurf, ihn der Alten entgegenzuwerfen.

Die Uhr schlug die Stunde in den Nachmittag. Viermal laut an. Von den Zehen zum Halse klopften ihre Schläge. Das Blut empörte sich und rötete die Totenstirne. Er begann zu husten und spie ins Bett gelblichen Schleim, der grün wurde, als er langsam zu Boden rann.

Die Frau säuberte das Lager.

Plötzlich kreischte die Stimme des Sterbenden: „Otto!“ Dann von sinnloser Hast überholt in harten verwehenden Lauten: „Otto – Otto –.

Der Hochgejagte trat an das Bett des Vaters, seine Hände umfassten die Kommode im Rücken. Er fühlte den Schnitt ihrer Kante. Aber es tat gut.

„Was willst du, Vater?“

„Red, wenn ich dich frage!“ heulte es zurück.

Der Sohn schwieg. Er sah die weiße Faust über die weiße Decke irren, hoch und nieder. „Diese Hand!“ dachte er. Die Adern zogen blaue Röhren zu den Fingern, kaum neigte sich das Betttuch darunter. „Er ist müde“, fühlte Otto

staunend. „Er will reden“, erkannte er erschreckt an dem Zucken der Glieder und hob das Haupt.

Die Anstrengung zu verstärken, schloss der Sterbende die Lider und zerfetzte die Worte:

„Du übernimmst das Geschäft. Du entlässt den neuen Gehilfen. Ich brauche ihn nicht.“ Er öffnete die Augen plötzlich und sah das leblose Gesicht des Sohnes:

„Weshalb hörst du mir nicht zu? Du – du –“

„Ich höre, Vater.“

„Das sagst du so –. Wenn ich sterbe, und du tust nicht nach meinem Willen, so soll dich der Schlag treffen.“

Sie sahen sich an.

Dann sagte der Sohn: „Du willst mir noch etwas mitteilen?“

Der Alte keuchte: „Warten vermagst du nicht – he?“

„Ich wollte dich schonen! Vater.“

„Schonen, schonen!“ Er drückte die Augen zu und schrie lauter: „O du ganz verworfenes Geschöpf. Mein Leben lang hat er mich nicht geschont. Nicht geschont! Wo hab ich das weiße Haar her? Du mein Sohn! Bist du ein ordentlicher Mensch? Kannst du arbeiten? Herumgesessen, im Geschäft gestanden, wie ein Maulaffe! O du Nichts! Du Garnichts!“

„Ich habe gearbeitet wie ein Knecht bei dir“, unterbrach der Sohn, sich vorneigend.

Der Alte schwieg und riss die Lider empor. Er starrte ihm verglast in die Augen, suchte sich aufzusetzen und lachte plötzlich:

„O du Mistkerl. Auf meinem Totenbett!“

„Und auf deinem Totenbett! Jetzt ist das nicht zu spät noch! So und so. Du sollst nicht sterben, ehe du erkannt hast, wie klein du selbst dabei geworden bist. Durch deine Gewalt! Hab ich nicht unter deiner Stimme gezittert? Bin ich nicht geflogen vor deiner Stirne, wenn du aufsahst? Hab ich nicht geschafft wie drei? Ist dir nicht alles mit mir gelungen?

Aber klein bin ich nicht! Wie du es dir dachtest, bin ich nicht! Keine Maschine, kein ordentlicher Mensch, kein Nützlicher, wie du es aus mir noch heute formen willst. Du wolltest morden und hast bloß meine Arbeit eingesteckt. Du Greis du! Du Vater! Du famoser Vater!“

Er stand über ihn geneigt und schrie berauscht in den starren Mund hinein: „Jetzt bin ich doch hier! Auf diesem Fleck! Und nichts von dir! Keine Sehne! Kein Blut! Keinen Gedanken!“

Der Sterbende hob die Faust und schlug ihm ins Gesicht.

Otto lachte: „Fühlst du, wie du dich selbst schlägst?“

Er beugte sich tiefer: „Fühlst du?“

„Otto“, stöhnte es. Die fliegenden Hände zuckten zur Brust: „Otto, ich –“

„Ach, du stirbst? So stirb!“ brüllte der Sohn und lehnte sich an die Kommode: „Stirb nur. Ich sehe zu!“

„Otto ich –“

Da lachte der andere: „Du jammerst? O du altes Weib! Welche Rolle spielst du denn? Wie schlecht du sie spielst! Ich habe dich in der Hand, wie du mich nie hattest. Aber du bittest um Gnade? Sieh, ich gebe sie dir – da – stirb ruhig.“

Er sah weg und wartete. An allen Gliedern fliegend voll Erfülltheit.

Der Vater röchelte. Die Falten des Gesichtes gruben Schatten bis an die Knochen. Über die Lippen quoll der Speichel mit Blut gefleckt. Die Stirne schlug jäh an das Ende des Bettes. Es pochte dumpf.

Otto drehte sich um und wartete. Eine kurze Stille schlug beide in Blei.

Noch einmal öffnete sich der Mund: „Schuft –.“

Der Sohn antwortete: „Du bist doch ehrlich!“ Dann trat er zur Türe und rief: „Er ist tot. Kommt!“

Nach dem Begräbnis schritt Otto durch das Haus. Die durch tausend Gefühle unerträglichen letzten Tage entsanken seinen Schultern.

„Hier stellen wir die Möbel um“, sagte er zur Mutter. „Ich will neue Luft in den Kasten.“

„Ach, lass es, Otto“, entgegnete sie.

„Das muss weg!“ entschied er.

„Wo willst du schlafen? In Vaters Zimmer?“ fragte die vermummte Frau.

Er überlegte. Dieser Schritt schien beängstigend. „Sein Bett“, dachte er, als würde es abfärben. „Ach! Ich lege mich hinein. Ich wälze mich darin.“ Genugtuung bedrängte ihn.

„Ich schlafe dort. Ich sehe es mir an.“

In der Mitte der Stube standen noch zwei schwarze Schemel, auf denen der Sarg gelegen hatte. Das Bett an der Wand, ohne Zeug, nur braunes Holz. „Wir lüften ihn hinaus“, sagte er sich. Die Hausmütze, der Rock, die Pantoffeln aber – es war alles am Platze. „Es ist noch vieles da, was gestorben ist –.“ Er sammelte die Kleider des Toten, um sie hinauszutragen. Ein sanfter Geruch von Medizin entstieg ihnen. Er sog ihn tief und warf den Plunder zu Boden. In den Ecken der Stube faltete der Nachmittag die Schatten.

Otto sah sich leise um und ging aus dem Raume, sich zwingend, langsamer zu schreiten, als es ihn trieb.

„Ich schlafe in meinem alten Bette“, sagte er atemlos.

„Weshalb denn? Willst du ewig in der engen Kammer bleiben? Das schöne Zimmer steht leer.“

„Ich schlafe nicht! Basta!“ Er ging fort.

Und so im Geschäft. Er saß hinter dem Schreibtisch. Der Gehilfe strich lebhaft an den Gestellen herum und bediente die Kunden, von Ottos Blicken verfolgt, der ihn sehr freundlich behandelte. Plötzlich sprang er auf und rückte Sessel und Ballen von den Plätzen. Der Hausknecht musste helfen. In kurzem war der Raum verwandelt.

Der Gehilfe fand sich nicht zurecht.

„Der alte Herr", entschuldigte er sich.

„Ist tot!" entgegnete Otto.

Grenzenlos schien er Herrscher geworden zu sein. Er zog die Schlüssel ab und trug sie in der Tasche. Das Geld zählte er und verschloss es selbst. Im Gruße der Bekannten schwang leise Achtung mit. Er wurde versucht, seinen Gang zu steifen und hob das Haupt, aber die Erinnerung an des Vaters ähnliche Haltung ließ ihn zurücksinken.

„Ich bin frei", empfand er von Schritt zu Schritt und suchte überall den Beweis dieses Gefühles.

„Ich vermag zu tun und zu lassen, was mir beliebt."

Im Rausche ging er.

Über die abendliche Promenade empor eilte er. Den vorlaufenden Schatten betrachtete sein Blick und säumte an den nächtlichen Bäumen stillerer Wege. In der Ferne sog der Himmel die trunkenen Rufe eines Froschtümpels. Die Schwere der Nacht toste in der Runde und taumelte in seine Gedanken. Wacher als der Tag schwoll das Dunkel. Die Schatten der Büsche schienen vor Otto zu fliehen.

Er kehrte um, der Stadt entgegen.

Unerträglich das Gefühl der Ungebundenheit! Früher bis zum Rande erfüllt von Finsternissen, jetzt ein Becher mit drängenden Wünschen. Frauen kannte er nicht. Sie lagen um seine Wut geschart, Wesen, die besser behandelt wurden. Jetzt schritt er durch ihre Mitte und hatte Sinn und Auge für sie.

Er sprach eine Dirne an und ging mit ihr weiter. Neckisch unterhielt er sich. Er fragte verfängliche Dinge. Sie antwortete ungerührt. In erleuchtete Straßen bogen sie ein. Er wünschte gierig, von Bekannten gesehen zu werden, umfasste die weichen Schultern und warf die Füße männlich erregt.

„Was zahle ich dir?" fragte er plötzlich, erstaunt über sein Versäumnis.

Sie nannte den Preis und er erschrak. Aber gleich an die väterliche Sparsamkeit erinnert, zog er ein unwilliges Wort zurück. Doch schien er bedrückt. Langsam fiel seine zärtliche Hand.

„Es ist teuer", dachte er, „der Verdienst eines Tages." Er versuchte, die Summe zu drücken.

Das Mädchen blieb stehen und lächelte: „Ich habe feste Preise."

„Aber etwas billiger könntest du es doch geben. Ich habe wenig Geld", log er.

„Du hast nichts!“ sagte sie höhnisch und wandte sich um.

„Nein, nein, aber du verlangst zu viel“, hastete er ängstlich.

Sie schritt weiter.

„So bleibe doch. Lasse etwas nach!“ schrie er wütend.

Sie drehte sich um, maß ihn und ging fort.

„Hübsch ist sie nicht“, beruhigte er sich. „Ein übles Ding. Tausend ähnliche finde ich. Tausend solche!“

Die Ersparnis freute ihn – aber vergebens – die Beschämung saß zu fest in den Gliedern.

Als er das Haustor aufschloss, dachte er: „Schließlich – diese Art Weiber – für einen anständigen Menschen gehört sich das nicht. Der heiratet. Alles andere ist Schweinerei.“ Er stockte auf der Treppe: „Wer sagte das schon immer?“ Unwillig stieg er hoch. In den Ohren sauste es: Der Vater, der Vater.

Ein Zimmer war beleuchtet. Die Schwester las, über den Tisch gebeugt.

„Zu so später Stunde solltest du das Licht nicht brennen lassen“, meinte er.

„Jetzt ist Vater tot und du setzt alles fort. Fängst du nun an mit Knauserei und Nörgeln? Geh du schlafen!“ entgegnete sie gestört.

„Ach was!“ Er zuckte selbstbewusst die Schulter und trat in die mütterliche Schlafstube.

„Bist du da? Otto“, jammerte es aus dem Dunkel. „Ich habe Angst, wenn du so spät in der Nacht herumläufst.“

„Ja, ja“, brummte er.

„Sie spricht wie früher. So, als hätte sich nichts geändert“, dachte er beschwert.

Die neu gestellten Möbel leuchteten unter dem Streichholz auf. Langsam entkleidete er sich und lag im Bette lange schlaflos.

„Keine Freunde besitze ich. Sie sind alle von mir abgerückt.“ Er überlegte hin und her. Ein Fest würde er veranstalten. Ja, noch ehe die Trauerfrist es erlaube. Sie sollten sehen, wie sehr er auf eigenen Füßen stehe. Koste es, was es wolle. Und wenn es Tausende wären. Na Tausende –? Aber Hunderte sicher. Er kaufe sie. Alle. In diesen Räumen mit Blumen und Wein. Übrigens – auch die Schwester dürfe lesen und Licht brennen, solange sie es wünsche. Er beschäme sie alle. In diesen Zimmern, bei Wein und vielen Gerichten. Er würde lachen, wenn sie ihn ob seiner Verschwendung mahnten. Ha, und sie beschämen. Und viel Wein und gurrende Frauen – so – so – .

Morgens war der Entschluss vergessen. Der Tag ist nüchtern. Im Geschäft fand Otto keine Ruhe. Die Gleichmut des Verkehrs, das Türenschnappen, Tänzeln des Gehilfen, Klimpern der Kasse, an den Spiegelscheiben das Gleiten der Wagen und Menschen – war wie immer. Trotz des neuen Gesichtes des

Raumes spülten die Stunden hin wie jahrelang. Die großen Pläne versanken vor den laufenden Arbeiten. Hand in Hand griffen die Ketten des Geschäftes, überkommen von früher her. Mühselig würde die Richtungsänderung zu erzwingen sein, die außerdem unnütz schien. Bei näherer Betrachtung war alles gut und fruchtbar und ein Eingriff Störung.

Mit dem Gehilfen und Ladendiener allein war das Ufer seiner Geltungssucht zu gering bemessen. Er suchte mit einflussreichen Kunden Gespräche zu knüpfen und warf Phrasen und gelehrte Brocken um sich. Man lächelte über den Eifer des Händlers. Er merkte es tief verletzt, aber schloss sich voll Hingabe an die wenigen, die ihn beachteten. Es gelang ihm, Distanz zu wahren und unter den Getreuen Aufsehen zu erregen.

In diesen Tagen entwuchs er ganz der gewohnten Umgebung. Völlig frei dünkte er sich, als er überlegen in die Ziele eines Vereines eingriff. In Versammlungen sprach er. Gestützt auf den Beifall, ließ er sich vom Rausche der Wirkung hinreißen, einen Vorsitzenden anzugreifen. In der Debatte aber musste er sich geschlagen geben und aus der losbrechenden Heiterkeit entfliehen.

Der Groll lud sich zu Hause ab. Er ging unter den alten Bildern hin und her, den Frauen wild die Lächerlichkeit seiner Bekannten malend.

„Du musst Geduld mit ihnen haben. Sie verstehen dich nicht. Sie brauchen Zeit“, tröstete die Mutter.

„Ach, euere Anteilnahme ist langweilig. Zwingen müsste man sie“, brauste er los.

„Du willst nur schlagen“, sagte die Schwester. „Es ist bei uns schon so –: Gebrochen wird alles!“ Sie neigte das Haupt über die Hände und sah ins Freie: „Man möchte am liebsten fortlaufen –.“

„Wenn es dir hier bei mir nicht gefällt – bitte! Aber merke dir – Schande wirst du –.“ Er stockte und vollendete rasch: „deiner Mutter nicht bereiten!“

Sie lachte doppeldeutig: „Man hört doch alles zweimal im Leben.“

Er ging in seine Stube:

„Ich gleite immer zurück. Ich hasse ihn, ich hasse ihn. Überall steht er in mir herum. Aus dem Kreise, in dem er schaltete, kann ich nicht. Ich finde [mich] nicht zurecht außerhalb der Grenzen.“

In Zerknirschung wand er sich auf dem Lager. Der sinkende Tag war still auf den Wänden. Das Geräusch der Straße ebbte von den Fenstern. Laternen wurden angezündet und flackten ins Gemach. Von der Dämmerung ausgeglichen, erhob er sich. Er glaubte, wo früher Zwang geherrscht, würde die Liebe restlos überwinden. Geld nahm er aus der Tasche; es fiel ihm schwer, doch ballte er die Faust darum. Große Freude trat ihn an. Als er über die Schwelle zur Schwester schritt, lachte er innerlich wie ein Kind. Im letzten Augenblick schien er zu zagen, da sagte er:

„Wenn du zu irgend einer Ausgabe Geld brauchst, zu einem Kleid, einem Buch, Schuhen, einem –." Er stolperte über die Worte und schwieg.

Die Scheine lagen auf der Tischplatte.

Sie sah ihn erstaunt an: „Ich brauche nichts. Nein Otto. Danke sehr. Ich brauche wirklich nichts."

„Nimm es nur –", sagte er leise.

„Wozu? Ich habe doch alles." Sie gab ihm das Geld in die Hand zurück: „Ich danke dir, aber warum gibst du mir ohne Grund? Weshalb?" Sie stand auf und trat nahe an ihn heran: „Du gibst? Hast du zu viel? Willst du mir ein Gutes tun?"

Er steckte das Geld ein, wandte sich und lief hinaus. Nein! So war es nicht getan! Ein Geschenk musste es sein. Nur nicht nachlassen auf dem eingeschlagenen Weg. Wie dumm, mit Geld heilen zu wollen! Geld – Geld – größer wurde dies Wort. Es füllte sein Hirn nach allen Seiten. Geld?

Über die Straße lief er eilig. Eine Stimme lachte hinter ihm her – er frohlockte: „Nicht Geld, nicht Geltung, nicht Druck – Liebe, Güte, Seele –."

Es war gegen sieben Uhr abends. Er trat in den Laden und kaufte ein Buch. An seinem Geschäftslokale schritt er vorbei, er sah nicht hinein. Atemlos über die Treppen empor stand er wieder vor der Schwester.

„Ich habe dir ein Buch mitgebracht!" Er las den Titel jubelnd vom Einband.

„Das ist schön von dir", entgegnete sie staunend.

„Es ist für dich." Er atmete kaum vor Glück.

„Aber ich las es schon", sagte sie schüchtern.

Er schrie auf: „Du kennst es!"

„Ja, aber ich kann es ja umtauschen."

„Haha! Weißt du." Er hauchte ihr ins Gesicht: „Ich schlage immer in die Luft. Gib das Buch!"

Er betrachtete den Band, bog ihn hin und her in den Händen. Lange blickte er vor sich.

„Ich tausche ihn um, Otto."

„Nein", sagte er erwachend. „Ich habe es mir überlegt. Wozu die Bücher? Ich trage das Buch zurück und das Geld gehört dir."

„Und ich kaufe ein neues."

Er schlug die Hand auf den Tisch: „Zum Teufel die Bücher! Erst etwas in die Sparbüchse. Dorthin kommt das Geld. Dorthin!"

Sie sah ihn böse an: „Dann brauche ich es nicht."

Sein Auge fiel auf das große Bild des Vaters an der Wand, er warf das Buch auf den Tisch.

Von Kälte durchzuckt: „Mach, was du willst!"

Hinter dem Schreibtische saß er wieder.

Die Mutter schlurfte durch die Türe und trippelte an den Gestellen herum. „Alles ist neu gerichtet. Dort der Ladentisch und hier die Waage, die Kasse. Ach, man kennt sich gar nicht aus. Standen die Möbel so schlecht? Otto, das hätte Vater sehen sollen.“ Sie blieb stehen: „Aber du musst wissen, wie es gut ist. Doch sieh nur, um hinter das Pult zu gelangen, muss der Gehilfe den Umweg um deinen Tisch machen. Ist das nicht unpraktisch?“

Er antwortete mit großer Überwindung: „Es ist besser so. Ich weiß das ja.“

„Natürlich, wenn du glaubst –.“

„Denn es ist mein Geschäft. Da kann ich machen, was mir beliebt.“

Sie betrachtete ihn ängstlich: „Ich wollte doch nichts einwenden. Bloß wegen des Pultes. Otto, ich habe doch hier nichts anzuordnen –.“

„Ach, ihr mengt euch immer in meine Angelegenheiten.“

„Gar nicht, Otto.“ Sie trat an ihn heran: „Ich gehe auf den Friedhof zu Vaters Grab. Und sei mir nicht böse. Ich wollte dich nicht stören.“

„Ja, ja.“

Er saß finster da. Rief dann hastig nach dem Ladendiener: „Laufen Sie meiner Mutter nach und tragen Sie ihre Pakete. – Übrigens –.“ Ratlos schüttelte er den Kopf: „Lassen Sie es nur. Sie geht nicht weit.“

Der Postbote brachte in einem Brief die Aufforderung seines Vereins, wegen persönlicher Angriffe auf ein wohlbewährtes Mitglied sich entschuldigen zu wollen.

Er lachte wütend auf.

Vor den Spiegelscheiben lag die Welt fremd für ihn. In seinem Hause noch war er Herr. Nur kleine Schritte füllten diese Räume, aber die konnten schwer fallen!

Den Brief schickte er zurück, ohne Antwort. Mit den Kunden sprach er kalt und nüchtern. Zum Gehilfen wandte er sich:

„Der Raum wird umgestellt. Wie er früher war.“

„Wieder?“ fragte der zurück.

„Sie haben nichts zu reden, wo ich entscheide!“

Der junge Mann lächelte in sich.

„Sie sind entlassen“, schrie Otto.

Als er zum Mittagessen in die Stube trat, wusste die Schwester schon darum. Sie fragte nach dem Grunde. Er kehrte sich nicht daran.

„Was ist’s mit dem Buche?“

„Ich habe ein neues gekauft.“

Er lauerte in ihren Blick: „Ich werde dir den Leichtsinn austreiben!“

Sie fiel schnell ein: „Und der Gehilfe ist jetzt doch entlassen?“

„Weil ich es will!“

„Und der Raum wieder wie früher?“

Entgegen sprang er ihr, die sich scheu deckte:

„Ich wollte es! Ich habe –," brüllte er. „Ich habe es eben für das Richtigste gefunden! Ich! Ich!"

Er fragte horchend: „Oder habe nicht ich es befohlen?"

„Doch", antwortete sie erschreckt.

„Bringe das Essen!" sagte er drohend.

Er merkte den Weg nicht mehr. So sehr war er zersetzt von des Toten Unsterblichkeit.

Oscar Walter Cisek

Das Geständnis

Im Varieté. An einem Abend. An irgendeinem.

Aber der Sommer wird sich bald zwischen die Häuser der Großstadt zwängen, und die Kragen der Makler werden unter der Dusche der Hitze schmutzig-braun, weich und ekelhaft werden. Ja. Und in einem kahlen Zimmerchen wird ein Bleicher die Feder mit glühenden Fingerspitzen beiseite legen: Die Hymne wird unbeendet bleiben. Auch möglich. –

Die im Raume schwimmende Hitze schlürft das Dunkel tief in sich ein, klebt an den Gehirnen der Zuschauer, die jetzt hier anormal sind. Ob die Bühne orange oder rosa ausgeschlagen ist, kann man nicht unterscheiden. Dass die eben auftretende Tänzerin längst dreißig versunkene Jahre gelebt hat, weiß jeder Kenner. Darum müssen sie auch nicht erst das Binokel auf die fleischige Nase heben, die Zunge an die obere Zahnreihe fügend. Kenner sind hier immer gelangweilt. Nur in ihre Lippen stößt manchmal ein Brunstgefühl herauf. Dann schleudern sie den Kopf in den Nacken, fingern an ihren Spazierstöcken.

Der Unternehmer und der Regisseur scheinen nicht viel von ihrem Handwerk zu verstehen: Bisher waren alle Nummern weniger als schwach. Das hält die Leute durchaus nicht davon ab, furchtbare Preise für die Sitze zu fordern. Auch die letzten Plätze, auf denen die Menschen bei jeder Bewegung fast mit den Köpfen an die Decke des Raumes schlagen, sind nicht billig. Kosten zehn Mark.

Um die Glieder eines jungen, das Stillsitzen nicht gut vertragenden Menschen schlottert da ein grauer schäbiger Anzug, der, trotz seiner Unscheinbarkeit, auffallender als sein Besitzer ist, hat er auch schon oft in feuchten Nächten einen Schlafenden auf den Bänken eines Volksgartens in seinem zerschlissenen Futter geduldet. Dieser Mensch kann noch sehr jung sein, kann lungenkrank sein, denn der Glanz seiner grünen Augen schießt wie Schrot hervor unter den halbgeöffneten Lidern, springt auf die Bühne, als wolle er das ungeschickt sich gebärdende Wesen dort kasteien. Diesen dünnen Armen sieht man es an, dass das Feuer einer Krankheit gierig ihre Muskeln aufgefressen hat. Es ist gewiss: dass unendliche Hingebung in der Rundung seiner Rückenlinie liegt, dass ein Spiel des Staunens sich auf seinen Mund drängt, dass seine Hände jetzt nichts anderes vermögen, als die schütteren Haarfäden an die Schläfen zu streichen.

Die Zuschauer sind doch nicht her gekommen, um sich darum zu kümmern. Die an Tischen sitzen, schlürfen Whisky und Rheinwein und Chartreuse, wenden sich manchmal an die vorteilhaft oder unvorteilhaft geschminkte Tischdame, deren breites Grinsen stets zuvorkommend sein möchte. Das Orchester plärrt; und an der Stelle, wo es am ausgelassensten sein sollte – die Tänzerin strengt sich in diesem Augenblick ganz besonders durch einen Hochsprung an –, stöhnt es nur wie ein Rind im Verenden.

Die Gebärden der Tänzerin sind stumm. Nicht einmal lallen können sie. Nicht einmal stammeln. Sonst würden sie ja rufen: Der Mensch ist alt geworden! Die Welt ist alt geworden! Sie können das nicht, geben sie sich auch bisweilen Mühe, von einem sinnlos vergeudeten Blühen zu erzählen.

Das kränkt und empört den jungen Menschen. Verspottet, verhöhnt die Überwindung, die er an diesem Abend gegen sein Leid davontrug. – Und wie hatten seine Hände gezittert, als er die letzten Geldscheine an der Kasse für einen gelben bedruckten Wisch hingab, den man Eintrittskarte nennt! Und wie hatte er, die nüchterne Nummer seines Sitzes streifend, eine Erfüllung, eine kleine, augenblicklange, aber doch eine Offenbarung des besseren Lebens im Tanze, im Flattern runder Arme, runder Glieder, im Kreisen eines weißen Halses erwartet und ersehnt! Und wie viel hatte er davon als Frucht für seine morgige kalte Arbeit erhofft! O! –

An den Kanten eines Stuhles, der vor ihm geduldig einen Monokelmann trägt, möchte er jetzt seine Finger zerbrechen. Mitleid verspürt er für die arme Tanzende dort. Erlösung wäre es, könnte er ihr jetzt zurufen: Du, martere mich nicht mehr mit deinem Leiden! Die andern sind blind! Ich habe deine Bitternis erkannt! Will dir helfen! Aber begreife doch, dass der Ausdruck deines Leibes so weit von dem des Lebens ist wie die Verwesung einer Krähe von der leichten Entfaltung einer Mohnblume! –

Auf der Bühne: Gliederverrenkungen, stumpfes Lachen, Nicken mit dem Kopfe, tiefes Atmen und – – – – eine Verbeugung. Auch die Musik hat sich einmal noch zu einem Gezeter aufgerafft. Gequält schreit ein Klavier. – Und die lachende Tänzerin verbeugt sich, verbeugt sich wieder, wieder. Helle sprengt von der Decke auf die Rücken der Menschen, macht sie hilflos, als säßen sie unbekleidet da. Doch man findet sich wieder zurecht, blickt um sich.

Wie in einem höllischen Feuerkessel hockt der Kranke da. Denn das Händeklatschen will nicht einhalten. Verzweiflung bricht aus seinen Augenhöhlen, stößt sich an den Wänden. Der laute Beifall ist Schmirgelpapier für seine Haut, für seine Nerven, für seine heißen Adern. Vorwurfsvoll sieht er die Gruppe der jungen Leute an, die, ihre Umgebung mit Feistheit und Laxheit anfüllend, aus dem Gliederverrenken auf dieser Bühne durchaus einen Erfolg

machen wollen. So endet denn auch der Beifall nicht, hoch und nieder geht der Vorhang, guillotiniert die Luft. Von neuem fliegt ein Taktstöckchen hoch: Die bedauernswerte Gefeierte muss sich zu einer Zugabe bequemen.

Nur er sieht, dass Schweiß ihre Lippenschminke teilweise aufgelöst hat. Dadurch scheint ihr Mund größer, wie von einem Ausschlag umrahmt.

Kann sie noch tanzen? Zehn Sekunden bedeuten jetzt zwanzig Verunstaltungen, bedeuten: Lästerung des Lebendigen, des Schönen, des Beschwingten. Sie ist müde.

Er fühlt das, wird dadurch gemartert. Zerwühlt ist sein Inneres durch Mitleiden für sie und für all diese Menschen. Die Lippen zerknüllt, das Zittern der Beine nicht mehr bändigend, erhebt er sich langsam von seinem Sitz: ein sprungbereiter Leopard. Das Beifallsklatschen fällt wie ein Ohrfeigenregen über ihn her.

Da – – – – – – – –: sein Körper federt hoch, seine Arme rudern, fliegen, er steht am Stuhle, springt rasend über fünf, zehn, hundert Stühle, bis ins Parterre, bis auf die Bühne, ruft, stechenden Wahn in den Augen, gegen fünfhundert verdutzte Schädel, gegen offene Münder, gegen Gedankenlähmungen und Verwunderungen: „Habt doch Mitleid mit ihr! Mit euch selber! Nein, nein, nein, nein! Das ist es nicht! Das ist nicht das Leben! Habt doch Mitleid mit – – – eurer Schwester! Wie könnt ihr sie so demütigen! So demütigen! Auch meine Schwester ist sie! Also kann ich das nicht dulden!“

Die Dirne flieht gegen eine Ecke der Bühne. Dass dieser Narr nicht ihr Bruder sei, plappert sie. Menschen werden aus ihrer Ruhe gestört.

Die Polizei greift ein.

Als ihn die Schutzleute abführen, ist Demut in seinem Gesicht, und aus seiner Versunkenheit in der Menge bebt die paroxystische Frage: „Wann werdet ihr, Schamlose, zu Liebenden werden? …“

– –

Nach drei Tagen Haft untersucht ihn der Arzt des Polizeibüros, stellt das fest, was der Lungenkranke längst wusste. Man dringt auf ihn ein, warum er den öffentlichen Frieden gestört habe. Er sagt nur: „Wie konnte man sie so quälen – meine Schwester!“

Nicht teuer ist die Freiheit, darum schenkt man sie ihm wieder. „Schwester, Schwester …“ spricht er langsam vor sich hin, als der Himmel sich von neuem über seine schmalen Schultern beugt. „Schwester …“

Die Schächte der Straßen

Bruchstücke aus dem unveröffentlichten Roman Vermenschung

Hinundher, buntes Gemenge, Warnungsrufe, Signale, die wie schartige Messer in abendliche Luft dringen: eine Hauptstraßenkreuzung. Und als Hintergrund dazu: ein orange Himmel, der allmählich erblasst und sich in einer Stunde ganz in seine schwarze Schlafmütze gehüllt haben wird.

Wie satte Blutegel kriechen am Nachmittag feuchtfette Wolken über Dächer. Dann fällt fein und dicht der Aprilregen, zaudert, stürzt. Eine Stunde dauert das, vielleicht mehr. Sich dessen zu besinnen, hat man hier nicht Zeit. Man trachtet, recht bald und leicht diesem Verknotungsgewimmel zu entkommen, fern zu sein diesem ewig bewegten Strudel. Treffen Augen dies Wirrsalperpetuum-mobile, warnen Gehirne: Sinne, springt wachend vor! Auch Straßenbahnen rutschen ins Dunkel, Autohupen, stöhnende, grölende, heulende, künden Tod. Rinnen beißen Räder in glänzenden Asphalt, finden sie dich, wird ein lebloser Klumpen aus dir schon in nächsten Sekunden, ein roter breitgequetschter Klumpen! Aber all das ist Bewegung, ist unendlicher Rhythmus, Durststillen; all das: Tanz des Lebendigseins!

Und vielleicht geistern verrückte Blicke ins Licht, die niemals an den Kanten der Fußsteige sich verletzen, nicht beschwert auf den Asphalt fallen, prallen. Und vielleicht gibt es viele Damen, die auf hohen modernen Absätzen, auf zwölf Zentimeter hohen, schwimmenden Ganges ihre schon sommerlich anmutenden Kleider mit [!] Glotzen und Staunen und dem fliegenden Wechselspiel der Verwunderungsgesten spielen lassen. Aber: wer könnte sie alle in umfassendes Schauen pferchen? Manche wird der Abend vermummen, viele oder wenige werden sich wie weiße Katzen auf dem gutmütigen Überzug eines Sofas ausstrecken, viele werden zittern: frierende Tiere. – Engelhaftes wird weit sein.

Dieser Platz ist ein in Erregung schwellendes, zuckendes Herz. Wie ein Arm, ein bleicher, tastet dort eine Straße über den massigen Leib der Stadt. Weniger belebt ist sie: führt zum Stadtpark. Für endlose Spaziergänge der Liebespaare ist Zeit noch nicht da. Winter hat laut gepfiffen, und so war auch das erste Auftreten des Grüns in diesem Jahre ein zurückhaltendes, schüchternes. Doch heute können ihm Aprillaunen nichts mehr anhaben, schon hat es ganz die Gerippe der Bäume überwuchert, und die Sträucher und Stauden und Grasflächen glänzen nach dem Regen, als seien sie mit der besten Emaillackfarbe behandelt worden. Die Straße, die zum Park führt, scheint abgelebter als die anderen zu sein, und so bedeutet auch ihr Müdewerden nichts Seltsames. Ein Soldat durchquert mit Laufschritten das Aufundab der Passanten, benagelte Schuhe klappern auf dem Pflaster, seine Mütze zerschneidet die vierecki-

ge Stirn. Des Kerls ganzes Gesicht lacht, rötet sich: aus einem Haustor leuchten ihm die scharlachenen Backen eines Dienstmädchens entgegen, das die Arme über dem hohen, fast die leichte Kattunbluse sprengenden Busen verschränkt. Das in Falten gelegte, verkümmerte Aussehen eines alten Weibes stiert die beiden Menschen aus dem bläulichen Schimmer einer Fensterscheibe an, es mag viel Interesse an dieser Zusammenkunft haben, denn seine schmalen Lippen, wie zwei nichtssagende graue Striche aufeinanderliegend, lassen jäh einem dunklen Spalt Raum, in den nur ein langer Zahn greift. Und drüben kehrt ein Trupp Gouvernanten und Dienstmädchen vom Nachmittagsspaziergang nachhause, Kinderwagen stoßend, weiße Stickereikragen zurechtziehend, Kosenamen rufend. Befremdet und doch erstaunt, wie wenn sie ein unbewusstes Verhältnis an diese Kinder binden könnte, sehen zwei Halbweltdamen herüber zu den Kleinen, lächeln sich gegenseitig an, Gefühl vortäuschend, machen eine flüchtige Bemerkung über den Nachwuchs und künftigen Stolz des Staates und schlendern weiter. Klaffende Narben, zwängen sich ihre Münder in Gesichter, auf denen als dicke Schicht Puder protzt, und die unter Strohhüten hervorwirbelnden Haare sind strohgelb und pechschwarz gefärbt. Da ihr Beruf Anforderungen an sie stellt, balancieren sie dann auf den anderen Fußsteig zu, wo ein anständig gekleideter Mensch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren seine Schritte dem Park zuwendet.

Seltsam lebendig ist sein Gang, getrieben von Freiheit und Elastizität, ein dunkler weicher Filzhut breitet sich schief über den von zwei grünen Augen beseelten Kopf, ja, Lippen werfen ein Lächeln in die Luft, schmettern wenige klare Silben eines Liedes der grauen Wolkenzerballung zu, die schwer sich über den dunkelnden Himmel schiebt. Die beiden Weiber bemerkt er nicht, zieht die rechte Hand aus der Tasche des graubraunen Paletots, schlägt den Takt zu eigenartigen Weisen: vier Viertel, und alsdann Marschtempo: eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei …

Laut lacht die Blonde auf, dass die gläsernen Furchtbarkeiten und Triller ihrer Stimme unwillkürlich an einen altersschwachen Kanarienvogel erinnern, und die Schwarze trippelt ihm auf Fußspitzen nach, klopft wild auf seinen Rücken, obgleich sie in jeder ihrer Bewegungen ein wenig Zärtlichkeit haben möchte, und greift dem erschrocken sich wendenden Menschen ins Gesicht.

„Bubchen, mein Bubchen, wie geht es dir denn noch“, fragt sie, die zwei falschen Zahnreihen des Gebisses dabei vorzeigend, als sei sie ein Modell auf einer Hygieneausstellung. „Was macht noch mein Bubchen? Gesund? Recht, recht munter? Immer noch schwelgend in Phrasen, siedend heiß liebend, Unsinn plappernd?“

Der Junge lächelt, erfasst gelassen ihr Handgelenk, drückt Widerstandsloses langsam herab. An der Schminke bleiben seine Augen hängen, wenden

sich dem Gesicht der Blonden zu, die sich mittlerweile auch genähert hat und ihm das gleiche Wortfäulnisgeplänkel aufwartet.

Nur fügt sie noch hinzu: „Weißt du, Bubchen, ich hab mich gehörig erholt. Meine Schulterknochen stehen nun nicht mehr so hindernd vor, meine Knie sind tatsächlich runder geworden. Bubchen, ich hab' dich sehr lieb. Hättest du heute Abend nicht auch für mich noch ein wenig Zeit? Monate sind hin, seitdem du nicht mehr bei mir warst. Vor Weihnachten haben wir das letzte Mal zusammen gebummelt. – Aber, Bubchen, warum setzt du dir solch ein sonderbares Antlitz auf?"

Nichts sagt er, beschreibt eine abwehrende Gebärde, lächelt, als könnte er seine Stimme in diesem Augenblick nicht zusammenscharen, als müsste [er] eine weite Strecke zurücklegen, um zu den Ruinen dieser Dirnenleben zu gelangen. Handschuhe, deren braune impertinente Neuheit auffällt, zieht er aus der Tasche, zieht sie über die kurzen, knochigen Finger. Verlegenheit bedeutet das. Nicht die Verlegenheit eines Kindes, denn in anderen Stunden könnte er wohl beide Weiber auf einmal umarmen, sie vor aller Welt, nicht ihrer Schmerzaufschreie achtend, in die ziemlich gut hergerichteten Hände beißen. Blut schreckte ihn nicht.

Abwesenheit hat jetzt an den stumpfen Farbtönen der Schminke eine Stütze gefunden. Dann endlich, nachdem sich Furchen der Verwunderung in sein Gesicht wie in eine Narrenfratze graben, findet er Worte. Zerstreutheit, um Verzeihung bittender Mutwille, Spröde, Derbheit pendeln in ihnen.

„Ja … ja … Wie geht es euch noch? O, ich bin so beschäftigt, sehr beschäftigt … Ich habe für Vergnügen keine Zeit. Muss viel arbeiten. Ja, ihr Schmetterlinge, so etwas könnt ihr euch wohl gar nicht ausdenken. Liegt euch fern wie ein unsichtbarer Komet. Ja, meine Schmetterlinge … Ihr werdet schon entschuldigen, dass ich mich nicht mit euch abgeben konnte. Leider: keine Zeit, nicht ein Minütchen. Jetzt fesselt mich das unentbehrliche Bankwesen vormittags und nachmittags und abends. Ich werde wohl noch verrückt, bestimmt verrückt, ganz bestimmt. – O, ich kann mich gar nicht in eure Gefühle einleben. Aber ihr wisst doch wohl schon, dass ich tagtäglich in einem dumpfen Bankhaus, hinter einem wackeligen Schreibtisch hocken muss. Für euch habe ich jetzt keine Zeit. – Übrigens: geniert ihr euch nicht, mit einem so wenig elegant gekleideten Kerl hier auf der Straße stehen geblieben zu sein? Habt ihr denn nicht bemerkt, dass mir der Schneider den Überzieher total verpfuscht hat? Habt ihr nicht gesehen, wie lächerlich, widerlich schmal meine verkrüppelten Schultern darin scheinen? Wie ungeschickt mein Leichnam zwischen den krummen Nähten hängt?" Und er lässt dabei die eine Schulter wie etwas Loses fallen und denkt bei sich: Hol' euch der Teufel!

„Bubchen, du bist wohl durch die viele Arbeit auf der Bank ganz närrisch geworden! Warst zwar auch früher nicht recht bei Trost“, meint die Blonde, ihre Kollegin schief und verständnisvoll anlachend. „So sehr übel sieht ja dein Überzieher nicht aus. Und schließlich könnte ich dich sogar noch lieben, mein kleines Bubchen, wenn du längst in einer Heilanstalt deine Residenz aufgeschlagen hättest.“

Die Dunkle, in ihrem Halsausschnitt krabbelnd: „Der Kopf ist doch nicht das Wichtigste am Menschen. – Bubchen, sei aufrichtig. – Hast du Geld?“

Strahlend und triumphierend, als habe er endlich den gordischen Knoten seiner Gefühlswirrnis durchgeschlagen, entgegnet der Junge: „Ja, natürlich hab ich Geld. Natürlich. Aber Zeit, Zeit fehlt mir.“

Aus Nase und Mund macht die Dunkle eine Grimasse: Furchen in der Schminke sind eckig: geometrische Figuren. „Ach, willst uns beurlauben! Bubchen, sei nicht ekelhaft. Ich habe einen Einfall. Nimm uns beide. Langweilen wirst du dich nicht dabei.“

Da fuchteln seine Arme in der Luft, als wolle er sie wegschleudern, Wärme, Hitze, stößt aus seinen Augen, Ungeduld treibt ihn dazu, die Schuhe gegen einen Fassungsstein des Fußsteiges zu schlagen. Und er ruft ihnen verzweifelt entgegen: „Ja, ich bin euch sehr dankbar, dass ihr mir einst das Leben gerettet habt. Aber heute nicht! Lasst mich!“

Pause aus zerrinnenden Augenblicken.

Dann lacht er gezwungen einige unbiegsame polternde Töne, betastet, nach rechts und links sich umsehend, zärtlich die glatten, lauen Dekolletés. „Aber, jetzt muss ich mich von euch losreißen, ihr Holden. Vielleicht werdet ihr mich doch nicht zu sehr entbehren, nicht vor Sehnsucht nach mir den Geist aufgeben.“ So zieht er seine Brieftasche hervor, entnimmt ihr zwei Banknoten und drückt sie den Erstaunten in die Hände, deren Fingerspitzen sich wie Köpfe hungriger Schlangen auf die Beute werfen, sie umfassen, erwürgen.

Den Hut zieht er ehrerbietig vom Kopf, verbeugt sich tief, grinst, und es wenden sich seine Schritte eiligst dem Park zu, indes ihm die Blonde nachruft: „Bubchen, du bist und bleibst doch ein Idiot! Friede deiner Asche!“

Und die beiden Geschminkten kehren um, denn sie müssen leider die Absicht hegen, ihre Glieder wie Fuchsfallen vor Männern aufzustellen, die aus einem Spiel mit Zigarettenrauch, aus Warenberechnungen, aus dem Hingleiten unfertiger Verse gerissen, augenblicklang sich zerstreuen werden. Ihr Beruf fordert das.

Die Wege des Stadtparkes, die ein wenig aufgeweichten, an deren Ränder[n] hier und dort und drüben sich das Wasser in geringen Vertiefungen sammelt, betritt der zerstreute junge Mensch. Ungeduld und Eile lassen ihn von einem Ende des Stadtparks zum anderen laufen, dass die Hitze seines Körpers blut-

voll herauf in die Wangen schießt. Den Hut zieht er vom Kopfe, trocknet die Stirn mit einem abgenutzten Taschentuch. Erregt, wendet er sich nach allen Richtungen um: jemand findet er nicht. In ihm bohrt die Überlegung: sollte er verspätet haben?

Und die Welt ist ihm ein in allen Fugen quietschendes Karussell. […].

Klebrig und zudringlich ist die Schwüle der Stadt, die seine Flüche verdammen. Staub pfeilt gegen Mauern. Vor Lichtspielhäusern protzt die Erbärmlichkeit ungezogener Plakate.

Er ist unglücklich, ist der Geringste. Verwesende Klümpchen, wippen schlaffe Gestalten nach vagen Richtungen. Eines Kaffeehauses Öffnungen pusten Qualm und biergeschwängerte Luft. Ärger trifft ihn dies, als die Ohrfeige einer breiten massigen Pratze es vermöchte.

Hier findet er Sancho im Gespräch mit einem anderen Menschen, der, hager und blass, jüdisch-seherische Augen unter der Last der gewaltigen Stirne, die Eigenheit seines Gesichtes entzünden lässt und mit der Nachgiebigkeit des abgewetzten Anzugs, der an ihm herabschlottert, zu kämpfen scheint.

Man begrüßt sich. Sancho sagt: „Herr Peter Rufer – Herr Efraim Blaustein."

Und er erzählt dem Jungen von seinem Verkehr in der Familie Veidt, wo er auch die freundschaftliche Gemeinschaft mit Efraim Blaustein aufgenommen habe.

Indes seine zurückgehaltene Begeisterung manche Worte durchbricht, hämmert das Herz des Jungen, und der kleine Jude wirft seinen Oberkörper zurück, als kümmerten ihn die Aussagen des neuen Freundes nicht, lispelt etwas über Wolken, die das Elend der Welt noch hartnäckiger verdunkeln möchten. Die Gebärden der zu langen Arme, die er bei jedem Empfindungsbild vor der eingefallenen Brust schwimmen lässt, sind getragen und weit.

Nach Rufers Aufforderung setzt man sich an einen Tisch. Der Kaffee ist kein Genuss: Nerven sind angespannt, Gehirne brodeln zu laut. Sancho setzt auseinander, dass Blaustein die Macht durch starke Einklänge und Melodien des Geistes erdrücken möchte. Endlich müsse äußerliche Pest durch innere Menschlichkeit ersetzt werden. Und dies sei kein Hirngespinst, kein unnützer Wahn, obgleich schon viele dafür gestorben seien, ohne an die Nähe des Ziels glauben zu können. Blaustein sei dazu berufen, gründlichster geistiger Vorbereiter zu werden, seine Kindheit habe ihm schon die stärksten Eingebungen hierfür eingeflößt. Nächstens werde von ihm eine stärkere Broschüre erscheinen, deren Unerbittlichkeit von nichts Gewesenem übertreffbar sei.

Sanchos Erregung verwickelt sich in eine Pause. Zitternde Hände zausen an Schläfenhaarwellchen.

Blaustein lispelt: „Ich will Menschen beschenken mit der Gnade des unnennbarsten Gottes.“ Graue Mattheit benetzt dann sein Gesicht, noch einmal öffnet sich sein Mund, fällt aber zusammen, Schweben der Hände erstickt die Schlinge trüben Verzagtseins.

Augenblicke schleichen müde.

Blaustein kaut das Geständnis hervor: „Ich kenne Herrn Rufer noch zu wenig!“ Und ein Mundwinkel dehnt sich zum Lächeln aus.

Im Jungen birst Ohnmacht, die ruft: „Warum erkennen wir uns nicht gleich? Warum zweifeln wir aneinander noch nach Jahren? Es ist grausam, immer und ewig Fesseln der Kleinheit zu tragen. So schleppt man einen guten Willen wie ein totes Tier auf seinem Rücken. Die Marmorplatte des Tisches beklopft er, versteigt sich in Bitternis. […].

Efraim Blaustein und Felician Sancho sind oft da. Der kleine Jude erzählt menschliche Visionen, die stufenweise tiefer in Himmlisches münden. Auf seine Arbeiten verzichtet er, und lange Nachmittage spricht er mit dem Jungen und mit Frau Rufer. So stark flackt es aus den Augen des beseelten Blaustein! Sein Lispeln blüht auf zu großgefügten Rufen, und träumende Hände zeichnen Freiheit ins Licht. Und Sancho erheitert mit den Berichten, er habe noch von Julie Veidt zwei beteuernde Episteln erhalten, in denen oft von Liebe phantasiert worden sei.

Es ist, als ob die Stunden sich nicht entfalteten. Eintönig frömmeln sie um ihn wie Uniformen eines katholischen Mädchenpensionates. Nur der kleine Jude suggeriert aus Herbstlichem ein Brennen.

Regen spannt Fäden vor Fensterscheiben, zaudert dann, benimmt sich sehr ungeschickt. Tropfen verseltnen ihren Fall.

Da meint Blaustein: „Auch das Wetter wollte der Revolution gegenüber ein verdrießliches Gesicht zeigen. Nun hegt es die Absicht, die Opferung gleichgültig zu betrachten, den angezündeten Blutsturm der Menschen nicht mehr zu löschen. Auch Berkow sagte mir, dass in spätestens drei Tagen der große Augenblick eine Tatsache sein werde. Mehrere unzufriedene Regierungsparteien treten für die Revolution ein, die Studentenschaft ist von der Notwendigkeit eines Durchbruchs überzeugt, die Arbeiter erwarten den Sprung, Leute, die früher und noch vor Wochen zu den Schwindlern, Wucherern und Halsabschneidern gehörten, stellten ihre Vorräte zur Verfügung, üben sich in Wohltaten. Berkow behauptete, alles entwickele sich diesbezüglich organisch, sicher und selbstverständlich. Er schwört, dass dadurch kleinliche Gemeinheit ausgerottet werden könnte.“

Sancho stößt seine Lippen vor, sagt nervös: „Ja, das ist schwer möglich. Aber man kann auf eine durchgreifende Besserung hoffen. Mir erzählte Ber-

kow, er habe Blausteins Broschüre allen bedeutenderen Menschen der Arbeiterschaft verteilt, und alle seien entzückt und entflammt für die große Sache. Er rechnet natürlich auch auf dein aktivstes Eingreifen, Peter, zählt dich zu den Anführern. Und auch Blaustein gilt ihm nicht nur als ideeller Wegeweiser, sondern als ein Verzückter, der von den Barrikaden nicht weichen wird. Ich habe oft schon mit ihm über ein radikales Austragen der Revolutionsangelegenheiten gesprochen. Mir aber schenkt er kein Vertrauen. Er glaubt nur an meine Novellen und Grotesken. Im Grunde gelten wir in seinen Augen nicht als »Brandstifter«. (Das ist bei ihm die ehrenhafteste Bezeichnung). Ein ganzes Regiment von Organisatoren und Schlagmichtots laufen ihm blind nach, gehen für ihn ins Feuer. Aber er denkt sich: Blaustein ist ein gebrauchsfähiger Zauberer und Rufer kann man stets als Lunte verwenden."

Der kleine Jude lächelt, lispelt: „Wir tun das auch nicht für Berkow, sondern für alle und für uns. Irgendwoher muss doch Erlösung liebend die Erde überschwemmen." Dabei erfasst er Rufer, dessen Leib schlaff in einem Lehnstuhl hängt.

Der Junge zuckt empor, reckt sich, sagt bestimmt: „Ich werde sicherlich mithelfen. Ich will gesund werden. Ich werde gesund werden. Blaustein, in deiner Nähe werde ich sein. Tage können sehr weit werden, eine schimmernde Landschaft bilden. Wie sehne ich mich danach! Freie Menschen würden sich in meinen Augen spiegeln. Dieses Zimmer hasse ich schon. Es ist ein zu enges Gefängnis. Es schneidet immer noch Stücke von meinem Atemholen ab. – Euch bin ich ja sehr dankbar, dass ihr euch so oft um mich bemüht habt. Aber ich brauche die Welt, ich brauche wieder die schäbigen Mauern dieser Stadt, den Anblick bleichsüchtiger Kindchen und polternder Kraftwagen!

Blaustein: „Ist das alles, was du brauchst, Peter? Erweitert man diese Dinge hinüber in geistige Bildhaftigkeit, ergeben sie noch lange keine Voraussetzungen für allgemein Wünschenswertes."

Da wächst des Jungen Stimme: „Es sind vielleicht Unzulänglichkeiten, aber ich brauche sie, werde sie deshalb nicht leugnen."

Die Freunde gehen darauf durch die Stadt.

Max Forli begegnet ihnen, zieht Rufer beiseite, sagt: „Rufer, ich habe gehört, dass sich hier eine Revolution entwickeln wird. In den nächsten Tagen. Ich fahre auf das Land, um mich wenigstens einigermaßen in Sicherheit zu bringen. Fährst du nicht auch? Vorsicht ist hier empfehlbar!" Die Brauen hebt er über die Klemmergläser, tut sehr weise.

Aber der Junge hat die leichte Antwort: „Revolution? Ach, woher sollte die kommen? Ich glaube das nicht, bleibe ruhig hier. Die Regierung kennt sich zwar nicht mehr aus, aber gefährlich scheint mir die Lage nicht."

Forli verschwindet in einer Menschenmenge, die dem Stadtmittelpunkt zufließt.

Und man lacht über den ersten Flüchtling.

Frauenkleider betrachtet der Junge wie etwas Neues. Während Blaustein und Sancho über Unbestimmbares streiten, schaut er in Gesichter, die sich ihm sonnenhaft öffnen. Wieder umlodert ihn verwehendes Laub, wieder spritzt Herzhaftigkeit aus den Anpreisungen einer Marktfrau. Wieder hüpfen Schritte. Wieder knirscht Kies zähe Tragkraft. Am Himmel taumeln Fetzen Tiefblau, wollen auf die Hartnäckigkeit der Giebeldreiecke springen.

Sogar Blaustein frohlockt: „Einesteils freue ich mich sehr, dass ich in letzter Zeit nichts getan habe. Mein Magen und meine Muskeln haben sich dabei erholt. Vor einer Woche bog sich noch mein Magen wie ein schwindsüchtiger Wurm in mir. Heute ist er ein behäbiger Bürgermeister. Es muss schließlich doch auch seine schönen Seiten haben, als Bruder Leichtsinn sich folgerichtig und konsequent zu entwickeln. Aber man bleibt eben doch ein Weltschmerzler. Man hält es für besser, an kaum erfüllbaren Hirngespinsten in die Luft zu klettern, ohne an saftige Heringe und an Sauerkohl zu denken."

Im Jungen wandelt ein Geheimnis, das aus Linas Wesen fließt, alle Gestalten und Dinge berührt. Ihren Gang fühlt er in vielen Mädchen.

Von Äckern, Wäldern, Wiesen bestaunt, schnellt die Stadt mit ihren Vororten empor aus dem welligen Land. Die Anreihung ihrer Mauern ist meist noch sehr jung und geschwärzt vom Rauch der Fabriken, die plötzlich hundertmal da sind, steile Schlote, Gerüste, Lagerhäuser, dröhnende Kraftanlagen in den Himmel wachsen lassen. Grasflächen und kaum angelegte Straßen umbauschen dort lärmende Gebäude, Arbeiterkasernen, die dauernde Bedrückung knechtet. Straßen brüsten sich mit zeitgenössischen Gesetzlichkeiten, mit Vorsprüngen, Auffälligkeiten. Brauchbare Nüchternheit wütet, gebiert Nützliches, gebärdet sich draufgängerisch. Gassen zwängen sich zwischen eingefallene Bäuche hungernder Wände, welken in unbeachtetem Weh, lächeln bitter über schnöde Syphilis, erwürgen Kinder. Gassen verbergen Schulflüchtige und Diebe und Hurenhäuser. Diese Stadt ist neu: sie hat wenige Kirchen, Turmuhren zwinkern blöde, raffen zuweilen sich auf und heucheln dann Gewichtigkeit. Verkehr schleudert Menschen nach vielen Richtungen, saugt sie ein auf einem weiten Platz, versetzt sie in unsinniges Rasen. Der Markt strotzt von Anhäufungen. Bewegung tollt um die Mittelpunkte des Handels, der offen und geil wuchert. Tausende mit sich reißend, Schwindel zeugend, Gier kit-

zelnd, in Hass und Verdruss sich auswirkend. Lüsterne erschleichen Gewinne, spielen mit banknotenfetten Brieftaschen, die in ihrer prallen Fülle bersten. Kellerfalltüren knarren abweisend, nachdem sie aufgetürmte Warenmengen verschlungen haben. Man zerrauft aufgeklebte Haare. Man verzieht gleichgültige Münder, wenn irgendwo ein Schiff untergeht mit Frachten und sehnsüchtigen Menschen: man ist gut versichert. Läden sind seelenlos. Es ist nicht zu glauben, dass auch nur einmal Engel hier geweilt hätten, kleine, runde Engel, oder himmlische Wesen mit scharf umrissenen Bleichköpfen, wie sie einst Botticelli entgegenkamen. Nichts geschieht für Geistiges. Grelle Buchstaben tanzen von Schildern in die Blicke der Vorbeieilenden, dehnen sich frech, wollen anzüglich sein, Unwissende reizen. Kisten reiten auf keuchenden Trägern, springen auf den Fuß eines gemeinen Betrügers, rächen sich auf diese unverdächtige Weise. Schwaches wird vertilgt. Es sterben viele Jünglinge, die Gedichte schreiben, bevor sie noch in das Leibeigentum und den Spott des Soldatentums geraten. Andere schwärmen für rote Fahnen, empören sich in dunkel wimmelnden Versammlungen. Ein Mann wird verhaftet, weil er zehnmal laut über die Straßen brüllt: „In diesem drecktriefenden Lehm kann man es nicht mehr aushalten!“ Ruhe lullt dann bald die Gemüter ein, dass man gähnen muss und auf höchst gesunde Art schläft. Trotzdem quillt überall Hass aus den Ritzen des Verdeckten, Ordnungsmäßigen. Fäuste sind hiebbereit, warten in zerfransten Taschen, während man zärtlich tuschelt, in das süßliche Grinsen eines Schwammgesichtes taucht. Und man verachtet Achtzehnjährige, die ein Drohen aus zerflackten Augen werfen und behaupten, es müsste endlich gründlich aufgeräumt werden. Denn das Bürgertum plätschert in alten Anschauungen, deren Überholung lange schon geschah, ohne von den Gemütlichen beurteilt und weitgreifend genug aufgefasst zu werden, indes der Arbeiterstand um die Stadtperipherie brodelt, Unzufriedenheit in sich aufstaut, oft schreit und Lohnerhöhungen fordert, indes viele Menschen in den Fabriken nicht wie Menschen behandelt und gewürdigt werden. In den vornehmen Straßen, wo Reichtum weit entfaltet wird, schreiten sie zuweilen scharenweise als Verirrte, Fremde. Sonntage sind dann eine geizende Ebbe. Man trinkt, Weiber, Kinder werden gestoßen, geschlagen. Der Aufruhr wird so vergewaltigt. Aus der Stadt laufen viele Schutzleute in diese Vororte, aber sie wissen, dass sie wehrlos sind, dass ihr Aufzug belacht wird, dass sie nachts überfallen und geohrfeigt werden könnten. Nur Kinder lassen sich noch von ihnen zurechtweisen. Schwindsüchtige husten ihnen Schleim ins Gesicht, pendelnd in teerschwarzen Jacken, schleichend, kaum sichtbar. Sogar in der Schule ist man da gleichgewichtslos und ungerecht. Söhne von Trunksüchtigen zermalmen unter scheinbar freundlichen Gebärden Hass gegen Lehrer, die nicht wissen, was Kindsein bedeutet, und nicht ahnen, dass geheime Ver-

schwörungen gegen ihr Leben angezettelt werden. Und einmal entfällt der Tasche eines Knaben ein schwerer Revolver. Aber in den Vergnügungslokalen, in vollgepferchten Theatern ist man zu faul, an solche Vorfälle zu denken, daraus Schlüsse zu ziehen. Man verflucht manchmal die Leiter des Staates; aus diesen Flüchen wird allmählich ein gewohnheitsmäßiger Sport, mit dem auch einnickende Gespräche gepfeffert werden. Der Staat aber ist ein künstlicher Aufbau, der über dem breiten Rücken des Volkes schwebt, nicht von ihm getragen wird. Dass diese Stadt noch dazu der Sammelpunkt der anordnenden, verwaltenden Bestrebungen und Auswüchse ist, lässt noch mehr Tücke hinter ihren scheinheiligen Mauern ahnen. So sind die Menschen nicht politisch, sondern demütigen sich gegenseitig im aufgewirbelten Staub der Parteikämpfe, so tappen die Regierungen über dem Wirrsal des Volkes, ohne aus dem blutenden Mark des Volkes entstanden zu sein. Diese unorganische Ansammlung von tausend Meinungen und Richtungen hat kein Verhältnis zu anderen Städten. Man tritt fast niemals für etwas ein, im besten Falle entstehen Kritiken, aus denen man nicht eine synthetische Verlebendigung erfassen kann, sondern nur wenige Züge der dialektischen Begabung des Schreibenden erfährt. Meist steht man abgesondert in geistigen Kämpfen, Technik hilft hierbei nichts, Eisenbahnen, Luft[fahr]zeuge, Kraftwagen, elektrische Kräne sind nicht imstande, Ideelles über weite Entfernungen zu spannen, zu verketten. Und das Staatsoberhaupt darf Grüße beantworten, dumm sein, in rauen Ausschweifungen sich Ehrfurcht verschaffen wollen. In weiche Kissen gebettet, mag es Glückwünsche entgegennehmen, sich einem geisttötenden Handwerk hingeben, dicke Zigarren rauchen, Gesetze und Todesurteile unterschreiben. Davon wissen die Bäume der Volksgärten und freien Plätze nichts. Ihre Arme verschränken sich in Hilflosigkeit, beten, aber ihr Triebsaft wird von der Kälte des Bodens eingepumpt. Sie schaukeln steife Ohnmacht: Schatten ihrer eigenen Gerippe, auf denen wenige Blätter sich vor Winddreistigkeit verkriechen, um nicht eine Preisgabe des grauen Pflasters zu werden. Sie kratzen an Wänden, klopfen an viele Haustore, aber es ist niemand da, der sich dieser verlorenen Söhne erbarmen würde. In Mansarden brennen beseelte Kämpfer, verzweifeln Sozialisten, unerbittliche, Maler pinseln an den Aktbildern ihrer Geliebten. Mauern ragen steil und werden von zitterndem Licht durchrieselt, weil Weiber hinter ihnen epileptische Würmchen gebären.

So ist es kein Zufall, dass Peter Rufer, Efraim Blaustein und Johannes Veidt in dieser Stadt leben.

Zinnober flaggt vor ihm. Unter seinen Schritten dehnt sich das Haus, es steht schief, es wankt. Die Fenster des Zimmers klaffen weiter, blähen sich auf. Glieder plumpsen hin und her, möchten sich von ihm lösen, um nach zehn Rich-

tungen zu enteilen, zehnstimmig zu rufen. Pulsschläge arbeiten im Hals, klappern. Er lechzt schon nach der Wandlung der Stadt. Von einem Stuhl kippt er auf den anderen. Erregung ist ein Wehr vor seinem Stieren. Durch seinen Leib wälzen sich schwarze Menschenandränge, lassen sich nicht mehr zügeln. Seufzer speichern sich in ihm auf, quellen, wollen ihn auseinander reißen.

Da steht im Zimmer Efraim Blaustein, dessen Stimme laut tönt: „Du hast mich erwartet? Es ist gut so. Hast du eine Waffe hier im Haus? Solch ein Ding könnte dir sehr nützlich sein."

Der Junge sieht, dass der andere nur ein kurzes Röckchen über dem Hemd trägt, antwortet: „Nein, ich habe keine Waffe hier. Nur ein festes Stöckchen. Aber warum hast du denn deinen Überzieher nicht angezogen? Du bist schwach und könntest ernsthaft krank werden!"

„Denkst du jetzt daran?" Der kleine Jude zittert, fragt: „Bist du fertig? Bei Veidts werden wir schon erwartet. Berkow wird dort einige Erklärungen abgeben. Er war bei mir, sagte in aller Eile, er überlasse mir die Leitung einer ganzen Menschengruppe, die ordentlich bewaffnet sein werde. Mir übergebe er die Ausführung der Einzelheiten. Begeisterung sei dabei das Notwendigste."

„Ich bin fertig. Aber wir müssen uns unbeachtet davonmachen. Meine Eltern dürfen davon nichts wissen. Wenigstens möchte ich meiner Mutter nicht neue Angst um mich bereiten. Keinesfalls hielte mich etwas zurück." Er läuft zum Kleiderschrank, holt einen Mantel hervor und reicht ihn Blaustein. „Komm!"

Gequälte Treppen schütteln sich, das Pflaster surrt unter ihnen. Einige Straßen scheinen gestorben zu sein. Der nebelsatte Himmel: ein triefender Lappen. Wind fegt ihre Köpfe, saust und sät Dohlenschwärme auf knatternde Dächer. Ihr Gang schlürft reglosen Asphalt. Dann sprenkeln sich Plätze mit bröckeligen Gestalten, die zu breiteren Wellen zusammenfließen, in den dunklen Öffnungen der Häuser schwinden, wieder auftauchen, von Fuhrwerken zerfasert werden.

Blaustein knastert: „Wir haben keine Zeit!" Und stößt sich mit den Ellenbogen vorwärts durch umrankendes Volk.

Gespannte Fratzen möchten ihn zerbeißen, da sie nicht wissen, wer er ist. Murmeln schwillt und drängt gegen den Regen, der in jämmerlichen Tropfen fällt. Menschenknäuel lösen sich. Ihr Lauf hastet. Überall lungern bewaffnete Soldaten.

Der Junge meint: „Welche Wirkung dieser Streik ausgeübt hat! Die Stadt ist nicht mehr erkennbar. Und wie es schon diesen Soldaten zumute sein muss, nachdem sie ja wissen, dass ihnen keine Verstärkungen helfen werden. Alle Telegrafen- und Telefonleitungen sollen zerschnitten worden sein. In den Städten der Provinz sieht es nicht anders aus!"

Kleider flattern von ihren Rücken. Sie sind im Hof von Veidts Wohnung, wo die Mauern stumpf und blind wie nach einer Zerstörung lagern. Sie sind bei Veidts.

Nichts muss der Junge in sich überwinden. Widerwille schlafft in ihm, als so vieles sich neu in seinen Empfindungen bildet.

Julie Veidt begrüßt die beiden, und er schüttelt ihr freundlich die Hand, fragend, ob sie heute zuhause bleiben würde.

Sie schüttelt den Kopf, ruft: „Ich will zeigen, was ich kann. Ich will nichts versäumen. Berkow versprach mir, er werde mich über viele Menschen verfügen lassen. Er meinte, ich besäße die Kraft dazu."

Ihre Heiserkeit zerkratzt und schändet die Luft. Sie ist bleich, und die schwarz umrahmten Augen glimmen auf, umkräuselt von springenden Falten. Ein Kleid aus grobem Zeug hängt von ihren Schultern, die eckig und spitz geworden sind, dass all ihre Gebärden vermindert und farblos schwimmen.

Auch Johannes Veidt rumpelt ihnen zu, sagt viel Unverständliches, die Arme starr hängen lassend, die nackten Gesichtszüge schon jetzt entrückt, selbstlos verstreut. Er werde seine Angriffe architektonisch überlegen und ausführen, behauptet er, indes er auf ein Revolverfutteral aus Chromleder klopft, das unter der halswärts verrutschten Weste baumelt. Aber er beeilt sich auch noch hinzuzufügen, dass Berkow noch nicht da sei. Wahrscheinlich sei er vorläufig noch durch sehr wichtige Angelegenheiten am Erscheinen verhindert worden. Er müsse jedoch gleich kommen.

Im rückwärtigen Zimmer leitet Sancho die Besprechungen mit einigen Rohköpfen, die Berkow sehr ähnlich sehen und auch sofort als dessen Brüder vorgestellt werden. Die Männer stehen und sitzen in allen Zimmerwinkeln, sogar auf dem Tisch, der in der Mitte des Raumes sich gegen Überlastung auflehnt und knarrt. Ein winziger Rothaariger, zwischen dessen Brillengläsern ein mächtiger Nasenbogen hervorgreift, vertritt niemals Sanchos Meinung und beginnt immer wieder mit dem langsamen Herleiern seiner bedachten Theorien, die Mäßigung beanspruchen. Zuweilen stockt er, kann nicht weiter, schaut verzweifelt aus den blinkenden Gläsern. Er sagt, er werde sich zwar allen Befehlen unterordnen, es sei jedoch sehr empfehlbar, wenn nur irgendwie möglich, alle Menschen, auch die Gegner und die Soldaten zu schonen, um recht wenig Blutvergießen herauszufordern. An einen von der Regierung nicht erzwungenen Widerstand des Heeres sei nicht zu denken, und so könnte die Wahrscheinlichkeit eintreten, dass die Soldaten allmählich massenweise fahnenflüchtig würden, um auf der Seite der Aufständigen mitzukämpfen für eine sichere Verwirklichung der neuen Republik. – Aus den Sommersprossen des Rothaarigen bricht Schweiß. Silben verebben in seiner aufgepumpten Brust. Als ihn dann Blaustein ruhig anspricht, seinen und Ru-

fers Namen nennend, fährt er zurück vor den visionären Strahlen, die um die hohe Stirne schwelen. – Dass er die Schriften seines großen Genossen oft gelesen habe, stammelt er, in unzählige Lobsprüche über die Kraft der Ausführungen verfallend. Blaustein zerrt er darauf in die Mitte des Raumes und verkündet, den kleinen Juden stolz beklopfend, die Anwesenheit des geistigen Urhebers der Revolution. Hurrarufe fallen durch alle Fenster hinaus, prallen auf die Wirrnis der Stadt, in deren Arterien grell aufflackernde Verdammnisse kochen.

Und Blaustein sagt: „Ich habe mitgeholfen, aber ich bin nicht der geistige Urheber der Geschehnisse, die hoffentlich in den nächsten Tagen zu einem Sieg des Guten führen werden. Der Urheber war das erlittene Leid des Volkes. Ich habe nur zusammengefasst und in neue Ausdrücke gegossen, was seit Jahrzehnten in der Luft lag, was aus den Stimmen der Besten, aus dem Geiste der Märtyrer klang, die für die Arbeiterschaft und für das Durchdringen neuer Ideale in den Gefängnissen der bisherigen Regierungen verhungerten. Ich habe ausgesprochen, was von der Zukunft gefordert werden muss, was ihr abgerungen werden muss, um zu dem Dasein einer wahrhaftigen Welt zu gelangen. Aber wir sind jetzt nicht dazu da, einander hochleben zu lassen. Wir wollen unsere Kräfte sammeln, damit wir auch der Verantwortung der äußeren Führerschaft, die wir uns selbst auferlegten, gerecht werden können. Jeder denke so, als hinge das Schicksal der nahenden Freiheit nur von ihm ab. Jeder setze alles ein, dass er gerecht und unbefleckt wirke, denn nur auf diese Weise wird überall das Geistige durchdringen. Ich selber war bisher ein Stubenhocker, habe niemals eine Waffe in Händen gehabt. Aber was hielte mich heute zurück? Alle Begeisterten müssen über die Krämerseelen der Kleingläubigen und Beschränkten siegen. Dies ist so sicher, dass ich Gift darauf nehmen würde. Die versumpften Gehirne so vieler Kinder werden erlöst werden, damit Licht in ihre hungrigen Poren ziehe. Die Armen sollen endlich gespeist und bekleidet werden. So werden sich auch die Antlitze eines höheren Menschengeschlechts im Lauf der Welt spiegeln.“ Man sieht es dem Erregten an, dass er keine Rede halten wollte. Noch schweben seine Hände wie Flügel. Das Feuer unter seiner Stirne verschenkt Wahrhaftigkeit.

Ungeschickt tritt er dann zurück, hat keine Entgegnung, als ihm der Junge sanft zuflüstert: „Weil du, Blaustein, hier bist, verklärt sich alles. All diese Menschen haben andere Gesichter bekommen, als du zu sprechen anfingst. Überall schwand mit einmal das Gemeine. Auch die klumpigsten Fratzen hatten noch etwas Engelhaftes an sich. Ich danke dir dafür.“

Blaustein lächelt, als wäre er weit. Nach Sekunden, die im Grau des Nachmittags zu singen anfangen, lispelt er, es sei nun höchste Zeit, dass Berkow endlich erscheine, da man sonst viel verpassen könnte.

Rufers Augen sinken auf Julie Veidt, die wieder auf dem Sofa kauert und manchmal ihre Meinung in abgewandte Gespräche wirft. Jäh kehrt sie ihm die Blicke zu. Ihr Bewusstsein scheint sich froh zu verklären, da ist es plötzlich als schlüge ihr Galle entgegen, und die Helligkeit ihres Schauens wird trüb und gehässig. Zugleich weicht auch Festigkeit aus ihrer Haltung. Unter ihren Lidern sickert Nässe hervor. Sie erhebt sich, indes ihr Kopf wie auf einem stützelosen Stiel schaukelt, wankt unhörbar und stumm ins Vorzimmer. Da erfasst den Jungen wieder Mitgefühl zu der Frau, aber es erwacht nichts in ihm, was sie begehren könnte. Vom Brummen und von den Wortausbrüchen der entbrannten Männer umkreist, denkt er an Linas Tanz in der Dachstube von Vardots Landhaus. Etwas blühend Unirdisches schwebt vor ihm, dass er wie von fressenden Wunden geheilt, laut aufseufzt. Ihn schauert, als er sich der hier mit Julie Veidt verbrachten Nachmittage erinnert. Und die Gewissheit erfüllt ihn, dass er durch den uneigennützigen Kampf für alles rechtlos Erniedrigte später reiner vor sich selber stehen würde. Er weiß, dass ihm jetzt nichts schwer fallen könnte. Es ist so viel Einfachheit in ihm. Wie noch niemals.

Draußen auf den Straßen rinnen unendlich Menschenstimmen ineinander, zertreten Schreie, fügen dröhnende Donnerfluten, die sich fern erweichen und neues Brausen auf ihrem Weg entzünden. Aus Weibern johlt wahnsinniges Heulen. Metallenes Knirschen platzt an Fensterscheiben. Dann jagt dumpfes Wuchten hinter Schlägen und Angstrufen, die atemlos sich aufbäumen.

An einem Fenster steht Sancho, die Hände über den zerdehnten Brauen. Stoßweise flitzt sein Hals bald nach rechts, bald nach links, dass sein neuer Kragen glänzend leuchtet.

Seine rau gewordene Stimme teilt mit: „Der Regen hat aufgehört, kein Tropfen fällt mehr. Das ist ein Zeichen, dass wir Erfolg haben werden. Von Nässe unbelästigt, werden wir heißer dreinschlagen können."

Berkow trampelt herein, mit schweißgeöltem Gesicht, Julie Veidt folgt ihm unmittelbar. Viele stürzen ihnen entgegen.

Der Rohkopf pustet und sagt: „Keine Minute dürfen wir verlieren. Ich habe verspätet, da ich mit einigen Freunden, die im Heer der Regierung stecken, verhandeln musste. Sie versprachen mir, dass ihre Regimenter sicherlich nicht gegen uns ausrücken werden, da man sich jetzt schon allen Befehlen einfach widersetze. Hingegen werde ich all diese Menschen für unsere große Sache gewinnen. Dadurch erhalten wir große Waffenmengen. Es ist ein ausschlaggebender bedeutender Fortschritt, den wir jetzt schon dadurch gesichert wissen. Die gesamte Arbeiterschaft, die Studenten und viele andere Bürger befinden sich in diesem Augenblick bereits auf dem Marsch gegen die Regierungsgebäude. Auf Grund besonders geeigneter Pläne, die von gewesenen Offizieren entworfen worden sind, haben wir uns zu folgenden Vorgängen entschlossen:

Eine große unbewaffnete und geheim bewaffnete Arbeitermenge wird sich den Gebäuden der Regierung und dem Schlosse des ekelhaften Staatsoberhauptes nähern, vorgebend, man fordere nur Lohnerhöhung. Wie weit nun diese Arbeiter kommen werden, bleibt vorläufig noch fraglich. Sobald sie jedoch an Widerstand oder gar an einen Gegenangriff stoßen sollten, sind wir entschlossen, mit großen bewaffneten Menschenmengen vorzudringen. Durch die unbewaffnete und die nur scheinbar unbewaffnete Vorhut wird nämlich ein guter Weg für die Besetzung der Staatsgebäude und des Stadtmittelpunktes gebahnt. Erfolgreiche Gegenstöße unserer Feinde sollen durch starke Barrikaden abgewehrt werden, die gleich nach den aufmarschierten Verstärkungen errichtet werden können. Auch unser Architekt Johannes Veidt wird sich damit beschäftigen. Materialien für Barrikaden sind in riesigen Mengen vorbereitet worden und können leicht aufgebaut werden. Alle hier versammelten Genossen haben die Mission, als geistige Führer einzelner Menschengruppen zu wirken, Nahrung zu verteilen, teilweise Angriffe und Verteidigungen zu leiten. Die besonderen Befehle werden immer an diese Führer für eine sofortige und diskutionslose [!] Ausführung erteilt werden. Nähere Einzelheiten sage ich noch jedem von euch besonders. Sonst möchte ich nur noch mitteilen, dass ihr eure Ämter sofort übernehmen müsst. Eure Kämpfer erwarten euch auf dem großen Platz vor den Eisengießereien."

Die Männer drängen sich um Berkow, der mit trockener Stimme seine Anordnungen trifft. Julie Veidt erhält den Rothaarigen als besonderen Beirat, indes ihr Gatte vorläufig nur an den Barrikaden beschäftigt werden soll. Sancho läuft hinaus, ohne noch jemand die Hand zu reichen. Alle Rohköpfe pumpern die Holztreppen hinab.

Jetzt erst begrüßt Berkow den Jungen und Blaustein. Er flüstert, dass ein Erfolg zu erwarten sei, doch müsste jeder sein Bestes leisten. Sonst wisse er vorläufig von nichts.

Mit den beiden verlässt er dann die offen zurückbleibende Wohnung, wendet sich dem Stadtzentrum zu, indes der kleine Jude mit Rufer ins Fabrikviertel eilt, durch Menschenaufläufe sich hindurchquetschend.

Einzelne Straßen sind vollgepfropft mit zahllosen Hassverballungen, Rachegebärden. Wieder runden sich Stimmen zu riesenhaft anwachsendem Lärm. Der Himmel reißt einen blauen Mund über dem dunklen Gewimmel auf. Gewehrschüsse peitschen kollernde Windwellen, zerschneiden weit ein entblößtes Gären. Schwefelgeschwängerte Wolken rollen einher, schlagen abgemagerte Studenten, Weiber, halbwüchsige Mädchen, die bleiche Hände emporbohren. Hunde schwirren toll um ein Haus: Man sieht hier keinen Soldaten, keinen Schutzmann. Die Menschen verdichten sich: eine bewegte Pechmasse.

Der Junge schlägt vor, einen Umweg zu machen, um leichter zu den Eisengießereien zu gelangen. Sie laufen. Blaustein keucht, der Mantel sei ihm zu schwer, sein schwaches Herz könnte das nicht aushalten. Da hilft er ihm, schleppt selber das Kleidungsstück. Sobald sie in eine bedeutendere Straße gelangen, müssen sie vor den verketteten Menschenmengen weichen, die sich zwischen den einfassenden Gebäuden, kein Fleckchen schonend, entbreiten. Öfter verknallen nun Schüsse, verpuffen um zuckende Ohren. Es scheint dem Jungen, als koche etwas unter dem Pflaster, das sie vorwärts schnellt. Er fürchtet jetzt um all diese Halbwüchsigen, die schon in den nächsten Stunden getötet werden könnten. Blaustein zerrt an seinem Ärmel. So besinnt er sich und beengt das Leid, das er um diese Vielen erlebt. Nur den Hals dehnt er nach ihnen wie Kautschuk.

Nun sind sie vor den Gießereien. Einer der Rohköpfe führt sie zu ihren Kämpfern. Es sind einige gut gekleidete Studenten, die sie auch gleich freundschaftlich begrüßen, ältere, anständig aussehende Männer, einige Frauen, die Kästchen mit Medikamenten mit sich führen, und viele Arbeiter. Schlaffe Gesichter lachen ihnen zu.

Auch Sancho steht in der Nähe und sagt, man wisse hier nirgend etwas von den Vorgängen in der Stadt. Der Kreis des Angriffs sei zu beschränkt, um ein gleichzeitiges Vorgehen so vieler Menschen zu ermöglichen. Jedenfalls sei dafür gesorgt worden, dass man noch rechtzeitig die einzuschlagenden Richtungen erfahre.

Man wartet lange. Der Junge und Blaustein lassen sich von einigen rauen Kerlen mit Revolvern bewaffnen. Ein Kind erfasst den kleinen Juden an der Hand, quengelt, es habe seine lieben Eltern verloren. Da nimmt es der Junge auf den Arm, trägt es durch unzählige Menschenhaufen, bis es von zerfurchten Gesichtern als wiedergefundene Köstlichkeit begrüßt wird.

Arbeiter in verfleckten Jacken liegen im Gras, essen Zwiebeln, die weithin stinken. Weiber zanken. Ihre Flüche stolpern bis zu Blaustein. Der möchte sie beschwichtigen, aber er sieht nach langen Minuten doch ein, dass dabei alle Mühe vergebens ist. Ein Alter schreit immerzu, er möchte derjenige sein, der dem gewesenen Minister für öffentliche Arbeiten den Hals durchschneiden dürfe. Da friert Blaustein: er bittet den Jungen um den Mantel.

Der Rothaarige bringt die Nachricht, man sage, es seien viele Tote in der Stadt. Aber die Revolutionäre seien doch fast überall sieghaft. Berkow habe ihm mitgeteilt, dass wahrscheinlich recht bald Befehle für das Vordringen der Kämpfer dieses Platzes erlassen werden müssten.

Man bricht in wütende Hurrarufe aus. Man probiert die Waffen, schießt in die Luft. In der Stadt blasen sich die Geräusche auf, stöhnen, stürzen wie Wirbelwind heran, fallen zurück. Lärm buchtet die Gehirne aus, quält. Ein

Klumpen schiebt sich näher, flattert lose über dem Boden: tropfende Verwundungen treiben einen Pudel vorwärts, der dann erschöpft zusammenklappt, automatisch kläffend und wimmernd. Einer, dessen Schülermütze leuchtet, will dem Tier helfen, kehrt kopfschüttelnd, mit blutlackierten Händen zurück in die gelichteten Arbeiterreihen. Der Köter habe das Zeitliche gesegnet, verkündet sein blonder Kopf. Aus der Neugierde der anderen wird Angst. Viele sind ergriffen durch den Tod des Hundes. Aus einigen Augen rutscht umgarntes Grauen, stößt Leere.

Dirnen umplärren Blaustein, man habe sie mit Gewalt aus den anderen Kämpfergruppen fortgejagt, niemand wolle sie dulden. So weist er ihnen unter seinen Leuten Plätze an, nachdem sie versprechen, stets gehorsam zu sein.

Wind stopft protestierende Pausbacken, zischt um erstarrte Eisengerüste, an denen Wasser in rostenden Furchen herabschleicht. Tiefe Kurven beschreibend, fliegen braune Blätter, schweifen wie Schwalben über hell schaudernde Mauern, über Balken, Röhren.

Fliehendes Wolkengrau verschluckt die Blicke des Jungen. Er steht breitspurig neben dem lispelnden Blaustein, streut gedämpfte Worte um sich, geht dann die Reihen entlang. Schüsse und fern gurgelndes Tönen der Menschenwut löschen sein Gehirn aus. In entfleischte Gesichter stiert er, zwingt sich ein ermunterndes Lächeln ab, das unbewusst auch weiter an seinen Lippen hängt. Manchmal holt er umständlich die kalten Hände aus den Überziehertaschen, klatscht, denn er hat das Gefühl, als ob etwas in ihm erfroren sei. Deshalb tröstet er sich selbst. Wie man ein Kind beruhigt mit anziehnden Kleinigkeiten.

Dann walten Spannungen, übertrumpfen laut jedes Verzagen. Ein offener Kraftwagen fährt knapp an vorgereckte Leiber heran. Berkow befiehlt. Seine Silben sind kantig, wie aus Stahl. Er sagt, dass man wohl die ganze Nacht hindurch kämpfen werde, dass die Erfolge der Revolutionäre bisher groß seien. Ein entfalteter Stadtplan weht um seine dicken Finger. Darauf erklärt er Blaustein etwas, wendet sich an entferntere Reihen, fährt wieder fort.

Man bricht auf. Schwere Gewehre graben sich in Schultern ein. Weiber seufzen unter ihrer Last. Der Junge trägt eine Kiste auf dem Rücken, da er die Schwächepeinigungen der anderen nicht mehr ausstehen kann. Rohe Bretter zwängen Späne in sein Fleisch. Blaustein schreitet vor seinem Zug. Erhabenheiten vereinen sich auf seiner Stirne. Hinter ihm singen die Menschen ein wüstes Lied, das von Grausamkeiten strotzt. Später hilft auch er seinem atemlosen Freund.

Auf den Häusern der Stadt liegt stumpfer Dunst. Sonne schmilzt hinter Wolken, die von Sattheit gelähmt sind. Rote Fahnen prahlen in Fenstern, decken Furcht. Sonst: niemand, lautlos geisternde Katzen, zerfetzte Glasscheiben.

Sie gehen unbewusst.

Aus harmlosen Wänden gellt der Irrsinn der Verwundeten, Dunkel wuchert in Höfen, Pflastersteine schürfen Wundes, beißen in Sohlen. Stimmen bellen, heulen auf, brüllen wie Rinder, verfließen mit dem Knallen zu unscheidbarem Gemengsel. Geschütze zerquetschen die Luft, sprengen schmerzberstende Mauern, die niedergleiten, Menschen zerstoßen, mahlen. Dämmer presst sich enger an Gestalten, deren Gebärden zittrige Linien ziehen. Aber nirgend brennt ein Licht. Zwischen den Gebäuden vertiefen sich die Schächte der Straßen, in denen die Menschen staubgrau krabbeln, in Klagen sinken. Geräusche wachsen unaufhörlich, übertönen die harten Schritte des Zuges. Rasender Lärm beherrscht den Abend. Auf den Gliedern der Frauen schlottert mechanisch das Fleisch: sie fürchten sich unsäglich. Ein enthäuteter Kopf langt aus dem Schwarz eines Hausflurs, verzehrt sich selbst. Weherufe winden Schrecken um ein ineinandergeflochtenes Gliederbündel. Menschenrümpfe zerbeißen sich gegenseitig, um den Brand der Wunden abzuleiten. Die bewegten Massen werden dichter, undurchdringlich. Lungen blähen Wildheit. Gewehrkolben klirren. Dann prasseln Laternen auf, speien ihr gelbes Fieber über die Qual. In seinem aufgerissenen Leib kramt ein Soldat, leert kreischende Stöße aus der verknoteten Grimasse seines Entsetzens. Aus der klebrigen Umrandung offener Münder gluckst Not der Starrheit. Schrecken türmen Verruchtheit.

Sie sind nun hier. Blaustein möchte vorwärtswaten. Er will die Leute anfeuern. Da taucht der Rothaarige nahe bei ihm auf, schreit, es seien Kämpfer genug da. Vorerst müsste für die Verwundeten gesorgt werden.

„Haben Sie Frau Veidt allein auf ihrem Posten zurückgelassen?“ fragt ihn der kleine Jude, die bleichen Finger über den Ohren.

„Vorläufig hat sie mich noch nicht nötig. Und so helfe ich hier bei der Organisation des Hinterhaltes. Das scheint jetzt fast notwendiger als der Kampf dort vorne“, schrillt die Erwiderung. Und hinter seinen Brillengläsern zwinkern Schlitze, während er im Gehen den Arm eines Verwundeten beiseite schiebt.

Der Junge springt vor, beschwört Blaustein, ein in der Nähe liegendes Schulgebäude öffnen zu lassen, um dort den Unglücklichen besser und auf vernünftigere Art als bisher helfen zu können. Blaustein stiert auf einen Brüllenden, antwortet mit einem Nicken.

In Begleitung mehrerer Mediziner rennt der Junge zum Schulgebäude. Der Eingang ist verschlossen. Ihr Rütteln erschüttert das Haus. Sie klingeln zehnmal. Da zeigt sich hinter dem Türgitter ein Diener, fragt barsch, was sie wollten. Sie rufen ihm zu, er möge sofort öffnen. Im Namen der neuen Regierung. Der Mensch schüttelt nur den Kopf, brummt, das sei nicht möglich, da er die Verpflichtung habe, für das Gebäude zu sorgen.

Im Schulhof liegen Quadersteine in mächtigen Haufen. Die sehen sie, lachen über einen vortrefflichen Einfall. Und sie schleudern die Steine gegen die schwere Türe, die nachgibt, krachend, Splitter spritzend. Aus dem rückwärtigen Teil des Gebäudes heult der Mensch, der um Verzeihung fleht.

In sein Stottern klatscht dann ihr Lachen: „Dich wollen wir gerade nicht durchlöchern. Du bist uns ein viel zu zäher Braten."

Deshalb ist er froh und wird freundlich, schließt die Klassenzimmer auf, schiebt Bänke aneinander, verbeugt sich vor den Anordnungen des Jungen.

Dann werden die Verwundeten herbeigeschleppt. Von den Studenten, den Dirnen, die den Schreienden gutmütig die Kleider ausziehen. Aus benachbarten Häusern bringt man Kissen und Leinenzeug. Eine Apotheke wird beschlagnahmt, nachdem der Junge den Besitzer weichprügelt, droht, die Bude würde nach weiteren Widerständen einfach in die Luft purzeln.

Blaustein hinkt unter dem Gerinnsel eines blutenden Rumpfes, bettet einen Leichnam auf den Konferenztisch eines Lehrerzimmers. Dann erst bemerkt er, dass für diesen Kämpfer alles zu spät getan wurde, eilt mit Rufer wieder hinweg, tappt durch höllisches Dröhnen, lädt die Verwundeten auf seinen Rücken.

Im kochendsten Wirrsal trifft der Junge den Rothaarigen mit Berkow, der ihm etwas von der erfolgten Erstürmung der bedeutendsten Regierungsgebäude ins Ohr brüllt und auch mit der Behandlung der Gequälten zufrieden ist. Es seien noch genug Kampfgenossen da, fügt er hinzu, und der Sieg werde wohl bald eine Gewissheit sein, da das umzingelte Heer der Regierung sich bereits müder zeige und man dort im Feuerkessel nirgend Ersatzleute für die Verteidigung auftreiben könnte.

Der Junge ruft einen Vordringenden an, dessen Gesicht im nächsten Augenblick von einem Geschosssplitter ausgefranst wird. Schaudern wird zu Eis.

Nacht flockt dann Nebel in jeden Spalt. Schüsse zischen seltener.

Der Junge schleppt Verwundete, die sich vor Schmerz in seinen Rücken krallen. Es ist ihm, als entfernten sich die Beine unter der stummen Müdigkeit seines Leibes. Die Studenten amputieren einen Arm, der darauf in ein Klosett geworfen wird. Das sieht er, muss sich um die anderen kümmern, die noch hinter dem Damm der Barrikaden ächzen. Dunkel verstellt ihm überall den Weg, will ihn aus allen Ecken verletzen. Die Hände reiben sich ab an der Gehässigkeit der Mauern, stoßen langsam ihr Blut aus. Er lässt sich verbinden. Und schleppt weiter: Die ganze Nacht hindurch.

Weiber schlafen auf den Fußböden der Klassenzimmer, Männer schnarchen oder erzählen einander Grauenhaftes. Die Studenten schneiden, baden im Rot, das kaskadenhaft hervorströmt. Arbeiter haben sich mit den Dirnen in einen Raum gesperrt, grölen. Blaustein ist unsichtbar.

Nach langen Stunden fällt er nieder. Schlaf überschwemmt ihn. Eine Weile ist Leben nur Starrheit. Übrig bleibt von ihm nichts.

Dann wecken ihn Berkow und Blaustein.

Ein neuer Angriff soll in einer anderen Straße unternommen werden. Dort sei die Reihe der Kämpfer arg verdünnt worden. Der Rohkopf drückt ihm ein schweres Gewehr in die Hände. Seine Blicke buchten sich auswärts. Schritte zwingen ihm äußerste Anspannung ab. Er stolpert über Tote. Er dreht sich nicht um nach ihnen. Die Arbeiter lesen Gewehre und Patronen auf, laufen hinter Blaustein.

Im Rücken einer dicht gefügten Barrikade schmettert die Hast weniger Menschen. Dorthin führt sie der kleine Jude.

Sonne wandert über den Lärm, füllt Leichen und spiegelt sich im Schaum verrenkter Münder. Menschen sind aufgetrennte Säcke, aus denen der Inhalt fließt.

Andere schwinden restlos hinter der Ladung ihrer Waffen zu hohlen Paroxysmusschreien: „Die Hunde! Die Bestien!"

Und stopfen Patronen in klirrende Eisenschlünde, indes Mauern aus den Rissen dunkler Löcher spähen.

Blausteins Stimme leuchtet: eine Messingtrompete über dem Getümmel. Eine wehende Fahne, schwillt sein Röckchen im Wind. Dann krachen seine Befehle. Scharf. Unter der Kuppel seiner Stirne explodiert inneres Feuer. Der Junge weiß, dass er neben ihm steht, dass Kies unter den Füßen knirscht. Durch die Ritzen der aufgeschichteten Betonblöcke schießt er. Lange und wie geblendet. Man bringt ihm noch Patronen. Die Taschen seines Anzugs fressen sie, speien sie aus, stehen prall und verunstaltet. Er schießt. Drüben scheinen die grünen Soldatenhaufen zu weichen. Verderbnisgier knackt zwischen Zähnen. Luft breitet sich aus wie kochendes Wasser, treibt ihn.

Da klettern Blausteins Arme hoch. Der Jude steht auf der Barrikade, schreit. Ihm nach federt der Junge. Zieht ihn herab. Kugeln pfeifen an ihnen vorbei. Etwas schneidet in Rufers Ohr. – Oder flog es mitten ins Gesicht? – Sie fallen zurück in den Sand, erheben sich. Die Männer wälzen eine lebendige Welle vor, auf der ihre Köpfe gleißen: flüssig gewordene Besessenheit.

Und: drüben saust ein weißes Flaggentuch auf einen Mast.

Der Junge und Blaustein quälen sich vorwärts in der aufquellenden Menschenmasse. Zwei Fäuste halten sie zurück.

Als sie sich mit Grauen in den Augen umwenden, sagt ihnen der Rothaarige: „Das ist jetzt nicht mehr notwendig!"

Hinter den Brillengläser[n] dehnen sich die Augenschlitze zu Dreiecken, vor denen die beiden auf das Pflaster schlaffen. So schauen sie starr um sich wie verblödete Greise, hinauf, wo der Himmel als Blasebalg die unkenntliche

Gestaltenwirrnis drückt und Freudenjubel in ihr entfacht. Hier bleiben sie liegen: Holzklumpen.

Der Rothaarige bringt Trinkwasser, plappert mit losem Mund: „Sancho ist gefallen. Ich habe es mit diesen Augen gesehen. Und Julie Veidt war eine Heldin, eine bewunderungswürdige Furie!“

„So? Ist Sancho wirklich gestorben, tot?“ klingt die apathische Frage des Jungen.

„Ja. Ich stand hinter einer Mauer, als eine Kugel sein Gehirn mitriss. Bis dahin kannte seine Raserei keine Grenzen. Der Mensch schien überhaupt keine Angst zu empfinden, bis er lautlos umfiel. So etwas habe ich noch niemals gesehen!“

Blaustein brummt: „Der arme Kerl! Gerade seinem Mut schenkte früher niemand Vertrauen.“ […]

Überall splittert der Anlauf neuer Ordnung. Es ist viel geplündert worden. Man eignet sich heute Fremdes an. Niemand bestraft. Anständige und Zweifler sind zu Dieben geworden, hausen anarchisch, spotten, lachen hämisch über Anordnungen, Gesetze. Das Volk besiegt sich selbst. Keine Woche ist seit Berkows Aufkommen vergangen. Der Rohkopf vergisst alle seine Versprechungen, benimmt sich sinnlos brutal und protzenhaft gegen Untergebene. Ohne jemand zu fragen, nimmt er viele Schätze für sich in Anspruch. Die Öffentlichkeit vertröstet er mit Besserungen, die künftig geschehen sollen, mit strengen Maßnahmen. Man kaut verschimmeltes Brot. Die Familie der Rohköpfe schwelgt in Kostbarkeiten.

Der Junge und Blaustein werden aufgefordert, hohe Stellungen anzunehmen. Sie tadeln das Treiben Berkows, äußern ihm gegenüber ihre Unzufriedenheit mit den schrecklichen Zuständen.

Der kleine Jude wird heftig und beschimpft den Rohkopf, verdammt das Herrschen des Ruchlosen. Er wird mit Gewalt durch zwei Diener beurlaubt, schreit vor einer goldverzierten Kristalltüre. Fäuste stößt er in stickende Nebelwolken.

Dann sagt er dem Jungen, er wolle jetzt mit keinem Menschen mehr davon sprechen. Jeder in Taten umgesetzte geistige Kampf sei in dieser Zeit noch vergebens. Man habe alle Mitstrebenden auf gemeinste Art betrogen. Sancho und viele andere Tote seien geopfert worden für eine Lüge. Er hege die Absicht, irgendwo in einem Dörfchen abseits zu leben, sich Nötigstes durch Handlangerarbeiten zu verdienen. An seinem eigentlichen Werk aber wolle er auch weiterhin allein schaffen. In die Stadt jemals zurückzukehren, liege ihm sehr fern.

Rufer erzählt dies seiner Mutter, die das Tödliche der Enttäuschung begreift.

Sie gibt ihnen Geld, packt die Handkoffer.

Auch Blaustein umarmt sie beim Abschied, wünscht frohe Genesung. –

Diese Mutter ist eine im eigenen Leben unterdrückte Sehnsucht.

Herbst umfasst an den Fenstern eines Eisenbahnwagenabteils die vorbeigeschobene Landschaft mit gläsernem Blinken. Des Himmels Ultramarin färbt an allen Dingen ab.

Blaustein und Rufer wohnen nun in einem kleinen Bauernstübchen, dessen Decke tief hängt. Sie sind schweigsam, sehen oft das traurige Land von Fensterkreuzen gevierteilt, die Verwüstung eines Feldes vor dem Trotz des gebauschten Fichtenwalddammes, der weit in Nebelwolken verebbt.

Wind ritzt zweierlei Blau in zottige Wolken, um dürre Baumgebeine, die sich davonstehlen wollen, zischt er: ein wütender Hund.

Abends sprechen sie lange miteinander, wenn draußen die Erde schon ihr Haupt in fröstelnde Hände gräbt.

Menschenaugen blinzeln wie ölarme Lämpchen, in Ställen betten sich Rinder gleichgültig in ihren dampfenden Mist. Die holperige Masse des Dorfes faltet Sprödes über eine Anhöhe, nur das riesige Dachflächenrot eines entlegenen Gehöftes leckt wie eine weiche Zunge an der Feuchtigkeit des Dunkels. Wenige Laternen lassen entseelte Schädel herabschlaffen, baumeln wie Gehenkte.

Dazu sagt der Junge: „Es ist schön, dass alles seltsam anmutet. Auch unser Dichter Felician Sancho hätte sich hier mit seinem Gewissen vertragen: Er hätte sicherlich viele Verse geschrieben. Aber er sollte der beste Dienende der Revolution sein. Er war da, um für einen Betrug zu sterben. Diese Empfindung spritzt Gift in die tobenden Adern des Landes."

Der kleine Jude sitzt an einem Lindenholztisch, den Federhalter zwischen bebende Finger geklemmt. Aber er ist nicht imstande, auch nur ein Wort zu schreiben. Er knarrt Verwünschungen, seufzt und durchquert den Raum. Seine Arme verschränken sich unerbittlich.

Und er stammelt: „Alles gebärdet sich feindschaftlich."

Eine fette Spinne, umgarnt Ruhe die Zeit.

Drama

Hermann Klöss

Die Nachfolge Christi

Ein Trauerspiel
[Ausschnitte]

I. Akt, Volksfest im Wald. Pfarrer Matthias taucht unter dem Volke auf.

Matthias: Euer Geld gebt her!
Rufe: Wir nicht!
Matthias: In meinen Hut
werft Gold und Silber: 's hat für euch nicht Wert,
verführt euch nur zu böser Lust, die euch
den Leib verdirbt.
Pitters: Weist ihm die Tür, dem Bettler!
Der angetrunkene Bauer: Der Wald hat keine Tür.
Matthias: So bett'l ich denn,
wir wollen unsre Kirche baun … Die Erde
ist voller Gräber jetzt; ihr tanzt darauf,
bis sie von neuem aufbricht und euch alle
verschüttet. Sünder ihr!
Rufe: Gebt keinen Heller!
Andere: Die Totenklage. Oh!
Zinz: Lasst euch die Freude
nicht stören! Gottes Gnade ist euch sicher.
Neckel: Wenn ihr es sagt!
Viele Stimmen: Nur vor Verdammnis schützt uns!
Eine Frau: Wir s i n d verdammt!
Große Bewegung.
Matthias: Fast schien es so, ihr Freunde,
da dieser Krieg wie eine Ratte fraß
an Land und Völkern, links und rechts, als wären
sie eine Kiste voller Korn, nicht mehr.
Doch herrscht nun Friede; unser Wald steht nicht
in Feuer; was ihr durch seine Zweige seht,

Gott heißt es, Schöpfer, lauter Himmelslicht.
Nur Gold ist Hölle; reißt euch los!
NECKEL: Ehrwürden,
fünf meiner Finger hier, die Axt dazu;
hackt sie mir ab, wenn's mich vom Teufel löst,
und baut euch damit Kirchen; doch von meinen
Dukaten kriegt ihr nichts!
RUFE: Er sitzt darauf!
FRONIUS: Ihr müsst
ihn kitzeln,
und bis er sich juckt, stehlt ihm
'ne Handvoll weg!
DER ANGETRUNKENE BAUER: Es stinkt, das Geld!
Gelächter.
MATTHIAS: Ihr lacht
und solltet weinen; denn mein Hut bleibt schwarz
gleich einem Kohlenschacht; nichts funkelt drin,
wie tief ich steige, immer tief're Nacht, –
ihr, in die Erde! Fühlt ihr die Gewalt
noch nicht, mit der sie nach euch greift? Ja wahrlich,
sie liegt nur wie ein Riesentier und lauert
auf jedes frisch-lebendige Wesen; selbst
dem Vogel, der in Wolken sicher schwebt
vor ihren Fängen, bricht sie schnell die Flugkraft,
zieht ihn herab, dass er zu Staub zerfällt;
und was sich regt, die Sonne sorglos atmet,
wird alles ihrer nimmersatten Gier
zur Beute. Hört mich doch! Wollt ihr mit Gold
euch noch beschweren, wo euer eigen Fleisch
euch schon ins Grab drückt, ohne Auferstehen?
Gebt her, was irgend blitzt in euren Kästen
und wiegt und lastet, euch die Seele hemmt, –
dass wir die Kirche baun; die schützt allein
uns vor der Gier der Erde!
PITTERS: Eher Stall
und Scheuer; die brauchen wir!
RUFE: Hier, unsre Barschaft!
Sie werfen Geld in den Hut.
ANDERE: Wird's nicht zu spät sein?
EINE FRAU: Gnade, Gnade, Pfarrer;

wie quält uns Gottes Hass!
RUFE: Weh, seine Rache!
ANDERE: Der Atem stockt uns!
DER ALTE BOGATSCHER: Er verachtet uns!
EIN AUFSCHREI: Die Welt zerbricht in Stücke!
ZINZ: Ruhig, ruhig!
Sie hält gottlob noch fester als euer Mut;
doch der liegt gleich in Scherben, wenn ein Rabe
uns Unglück schreit. Wisst ihr nicht, dass die Liebe
des Schöpfers jedes Körnchen Sand durchdringt
und euch im Grab empfängt gleich einer Amme,
die euch zu neuem Leben säugt? Ihm gilt
kein Unterschied; ob Bauer, ob Priester, alle
wiegt er uns an der Brust und hat die Sünder
am innigsten gefasst; auch mich und euch,
habt nur nicht Angst!
DER ANGETRUNKENE BAUER: Ganz ohne Unterschied;
er liebt mich altes Schwein!
EINIGE STIMMEN: Zurück das Geld!
ANDERE: Und nicht mehr drohn! […]

II. Akt, Stube. Sie scharen sich um Matthias.

PITTERS: Ihr flieht vor mir! Wer sagt,
dass ich euch folgen werd'? Als ob auch mich
der Zug zu Gott erfasst' wie alte Frauen
bevor sie himmeln. Ohne Heiligtum
leb ich seit meiner Jugend schon, und ihr
seid auch nichts besser. Leer ist jetzt die Erde
von Göttern, sie besuchen ihre alten Haine
und Quell' und Städte schon nicht mehr. Der Mensch
herrscht überall und lässt in seiner Gier
nach Weib und Geld durch keine höhern Mächte
sich stören, seine besten Bissen sich
von Gott und seinen Priestern nicht wegfressen.
Heiligtum ist Raub nur an den Gläubigen;
sie bringen Opfer bis zum Bettelstab;
auch den noch werfen sie mit letzter Kraft
zur Schale vor dem Altar, dass die Hände

haltlos ins Blaue greifen, nach dem „Jenseits“,
wie ihr es ihnen vorbetrügt; in Wahrheit
ist's doch nur Luft und Tod und Dunkel: Nie
macht ihr mich glauben an ein volleres Leben
dort drüben, als ich's täglich hier genieße.
So bau ich Stall und Bett für Vieh und Mägde
und mich dazu – nicht Kirchen.

Rufe: Tempelschänder

Eine Stimme: Wir würgen ihn!

Andere: Verflucht ihn, Pfarrer!

Rufe: Teufel
bist du, nicht Christ! […]

Pitters *zieht sich zur Türe hin*:
Mit euch geht niemand, Priestersknechte!

Matthias: Freunde,
ich führ euch über Stock und Stein, denn solches
liegt haufenweis vor uns, dass wir die Glieder
uns blutig stoßen, Lüge, Neid – glaubt ihr,
die Welt erkennt euer Opfer? Eh euer Atem
nicht ausgehaucht, ruft sie euch geifernd nach,
ihr suchtet euren Vorteil selbst am Kreuz,
Erhöhung, Nachruhm, schnöde Gunst des Volkes,
und stiegt in letzter Stunde noch herab,
umstrahlt vom Staunen der dummgläubigen Menge,
weil ihr euch vorgewagt zum Tor des Todes.
Und liegt ihr endlich bleich, verblutet, so
beschnüffeln sie euch noch, als hättet ihr
euch eure Wunden selbst geschlagen; dann
verziehn sie sich nach Haus, unschlüssig, ob
ihr Narr seid oder Heiland.

Rufe: Rett' uns, Herr!

Andere: Hilf uns zu Gott!

Eine Stimme: Ich brenne schon im Feuer
der Hölle, löscht die Glut!

Matthias: Der Himmelsodem
wird sie dir kühlen!

Neckel: Pfarrer, seht, auch ich
fühl's schon wie Hitze mir zur Kehle dringen;

erst meint ich, dass Euer Wort wie Flammen mir
die Haut erfasst; doch wär's am End' der Teufel, –
was tun wir?
EINE STIMME: Baut die Kirche!
RUFE: Morgen schon!
WILDER TUMULT: Wir greifen alle an!
EINE STIMME: Wer Ziegeln zuführt,
ist bald erlöst.
ANDERE: Wer mauert und Balken bringt!
RUFE: Doch Pitters nie!
ANDERE: Der Gegenchrist!
EINE STIMME: Wir singen noch unser Lied!
ALLE *singen und knien währenddessen nieder:*
Vom Kreuz winkt uns der Morgen
und leuchtet hell auf unserm Kleid;
die Erde atmet Seligkeit,
mit uns in Gott geborgen.
MATTHIAS:
Ich lieb euch, lieb …!
Ein Bote arbeitet sich mitten durch die kniende Schar durch.
DER BOTE: Der Turm ist eingestürzt!
MATTHIAS: Wie?
PITTERS: Hör, dein Turm!
DER BOTE: Den du errichten wolltest
mit eignem Geld; er stürzte wie ein Bauwerk
von Kinderhand in sich; als ob die Steine
aus Luft gebildet wären, trafen sie
nur leicht die Schar, die sich um ihn gemüht,
– umsonst, denn ebner Boden breitet jetzt
sich dort, wo sie in wochenlangem Schaffen
die Reihn der Ziegeln fügten, fest wie Stahl,
so glaubten wir, und sieh, es riss entzwei,
wie jener Vorhang neben Golgatha,
dass sich das Volk nicht fassen konnte drüber,
ob's Unglück oder Wunder sei.
MATTHIAS: Wer tut
mir dies?
PITTERS: Dein Herrgott, he!
DER BOTE: Der Wind, die Erde?
RUFE: Flieht, flieht; es sinkt das Haus!

Große Bewegung.
Eine Stimme: Die Sonne schwindet. […]

IV. Akt. Studierstube bei Pfarrer Matthias.

Die Tür wird aufgerissen; der Dechant, Pfarrer Zinz, Elsen, Dr. Augustin und andere Mitglieder des geistlichen Gerichts treten ein.

Dechant: Der Angeklagte hier?
Elsen: Ist wohl noch nicht zurückgekehrt
von seinem nächtlichen Spaziergang, den …
Dechant: Nicht Euch fragt' ich – beginnen wir!
Sie nehmen ihre Plätze ein.
Dr. Augustin: Er ist
verklagt, der Pfarrer, weil er eine Kirche
erbaut; das find' ich komisch!
Zinz: Ohne Willen
und Wissen der Gemeinde; ja!
Elsen: Gewaltsam
wollt' er den Bau ertrotzen, jetzt, im Elend
der Kriegssteuer, das die armen Leute schwer
wie Blei bedrückt.
Dr. Augustin: 'n bisschen Steuer zahlen
nach maßlosem Gewinnst!
Dechant: Das wär gewiss kein Grund zur Klage;
doch umgeht der Mann
in seinem Eifer das Gesetz!
Zinz: Beschließt
mit sieben Leuten einen Kirchbau,
wo sechzig vorgeschrieben sind.
Elsen: Sie wollen
auch gar nicht baun; er zwingt sie!
Rufe: Unerhört!
Andere *durcheinander*: Phantast, Rebell!
Dr. Augustin *springt auf*:
Ich bitte, ein Empörer!
Sie wollen, meint sein Kläger, nichts mehr wissen
von Gott, und er, mit seinem heißen Blut,
mit seinem Herzen voller Feuer und Liebe

reißt sie gewaltsam aus dem öden Trott
des Alltags, den sie schon wie eine Herde
sich angewöhnt; packt sie am Haarschopf: „Du
und du, blick auf. Dort über deinem Haupt
sind Sterne, Welten; folgt, ihr Kleinen, Großen!“
Dann geht der Zug, – sie hängen sich ihm an
den Rock und zappeln, schreien, streben halb
zu ihm und halb auch wieder ängstlich weg
von seinen glutvoll angespannten Schritten
die keine Rast vertragen und kein Stocken, –
in schönem Lauf zum Berg und höher, weiter;
bis er, der Meister, bitte, er muss fallen,
im Weg liegt ihm ein Paragraph! Er stürzt;
und ihr seid stolz, ihr Herrn, ihr habt den Aufruhr
gedämpft, erstickt – wie komisch!

Sinkt in seinen Sessel zurück.

Rufe: D o c h ist's Aufruhr!

Zinz: Wir brauchen Ordnung, ja! […]

Elsen: Ich schlage Strafe vor …

Rufe: Ganz richtig, Strafe!

Andere: Er schändet unsern Stand!

Andere: Mit seiner Freiheit!

Eine Stimme: Er ist nicht schlau!

Rufe: Wir Priester müssen schlau sein!

Eine Stimme: Den Schein, den wahrt er nicht!

Rufe: Den Schein! Der Tölpel!

Andere: Er danke ab; ist nicht für unser Amt geboren!

Bewegung.

Dr. Augustin *springt auf*: Schein! Ich bitte; eure Klage,
ihr Herrn, die lautet auf den Tod, – gewiss.
Denn Friede, Wahrheit, alles ist nur Schein,
wer ihn nicht achtet, wird gekreuzigt; wer
der Welt ihn aus dem Antlitz reißt, muss sterben.
Auch er, denn sein Verbrechen ist nichts anders!
Er ging umher, und wo er Masken fand,
schlug er sie ihren Trägern vom Gesicht.
Was wollt ihr noch? Da waren goldberingt die
Reichen, Mächtigen, überall verteilt,
auf ihren Bäuchen ruhte sanft der Friede;
doch wie der hin kam, darnach fragte niemand,

wie viele hungerten und quälten, fluchten,
bis die ihr Fett gemächlich angesetzt!
Matthias, endlich, lüftet allenthalben
die Schimmerdecke, die sie ausgebreitet
auf Not und Jammer, der an ihren Weg
sich dicht und dichter drängt … Und Krieg schlägt auf,
ihr Herrn, wie Erntefeuer aus hundert Scheunen
zugleich, wenn Sturmwind durch die Gasse braust.
Ihr fürchtet ihn; mich deucht, euer Himmelsfriede
ist auch recht faul, er stinkt – ich bitte –

Während Dr. Augustin zu sprechen beginnt, wächst draußen der Tumult immer heftiger an und nimmt seine Richtung immer deutlicher nach der offenen Türe des Sitzungszimmers herauf; bis er endlich ganz hereinbricht; in die letzten Worte des Doktors werden Matthias und Gertrud von der nachdrückenden Menge ins Zimmer gestoßen. Matthias mit halb herabgerissenen Kleidern, einen zerfetzten Kranz im Haar; Pitters und die übrigen hinter ihm her.

Gertrud: Hilfe!
Sie töten ihn!
Pitters: Blut wider Blut! Er hat
mir meinen Sohn …
Der alte Bogatscher: Du, du bist schuld!
Fronius: Du frisst
dir deine Kinder wie die Sau!
Rufe: Unsel'ger!
Andere: Gebt uns den Pfarrer frei!
Dechant: Was wollt ihr mit ihm?
Rufe: Ihn richten, Herr!
Dechant: Was hat er euch getan?
Die Menge *wild durcheinander:* Er zaubert!
Andere: Nichts!
Rufe: Er stört uns unsre Ruh!
Andere: Den Schlaf!
Eine Stimme: Rührt das Gewissen auf!
Die Menge: Weh ihm!
Eine Stimme: Nein euch, uns allen, weh! […]

V. Akt. Früher Morgen auf dem Kirchhof zwischen den Trümmern der zusammengerissenen Mauern.

Pitters: Gleich,
mit einem Schlag weis ich euch, wie ich schaffe!
Er schwingt die Axt über den Kopf.
Rufe: Nehmt ihm die Axt!
Andere: Man weiß nicht; er ist toll!
Pitters: Klar bin ich, ohne Gott! […]
Er stürzt gegen Matthias vor und erschlägt ihn mit seiner Axt; große Bewegung; sie wollen ihn ergreifen.
Pitters *schreiend:* Ha, ha; hab Gott erschlagen! *Läuft wie gejagt davon.*
Die Menge *sich um Matthias' Leichnam drängend:* Lebt er?
Der alte Bogatscher *bei ihm kniend:* Still!
Die Menge: Erkennt er Euch?
Der alte Bogatscher: Ich bin schon zu gering
für ihn; er ist beim Herrn!
Die Menge *ausbrechend:* O, weit von uns!
Eine weibliche Stimme: Gekreuzigt!
Gertrud *richtet sich langsam auf, mit gerungenen Händen:*
Sagt … er lebt? Der Heiland … stirbt nicht!

Sie rutscht auf den Knien zu ihm hin und stürzt über der Leiche zusammen.
Vorhang fällt.

Untergang

Ein Trauerspiel in fünf Akten
[Ausschnitte]

I. Akt. Wirtshausgarten unter einer bewaldeten Berglehne. [Thomas] tritt mit Margreth an den Tisch seiner Freunde.

Thomas: Die Flut steigt furchtbar. […]
Eine Stimme: Alles ist verloren!
Eine zweite: Gott gibt es keinen mehr!
Wunderlich: Der Tod vertritt
jetzt seine Stelle; hört ihr ihn?
Es dringt ein fernes Rauschen der Überschwemmung herüber. […]
Rufe: Rettet!
Andere: 's ist Untergang!
Reier: Allein sind wir!
Eine Stimme: Ohne
den Gott, der uns erschuf.
Eine zweite Stimme: Wir enden!
Graef *vom Nebentisch:* Bravo!
Nun reißt es auch das Mühlenwehr mit, und Ihr
müsst zahlen!
Fuss: Ich?
Graef: Fünftausend Taler,
laut Vertrag!
Fuss: Ihr träumt!
Graef: Als Pächter musstet Ihr
das Wehr aus Eignem instand halten; doch
Ihr streicht seit Jahren bloß die Maut ein, kümmert
Euch sonst um nichts!
Die Freunde des Fuss *erheben sich drohend:* Und ihr wollt ihn wie uns
zum Bettler machen!
Rufe: Hütet euch! […]
Margreth: Ihr zerfleischt euch gegenseitig
mit eurer Rachsucht, dass man bald nur Fetzen
von Haar und Kleidern finden wird, wo sonst
euer Haus stand. Seht ihr nichts mehr, hört ihr nichts
in eurem Hader, der gleich einem Schwarm
von Geiern um eure Sinne kreist und sie

verwirrt, bis euch sein grauses Flügelschlagen
vollends zu Boden schmettert? Ich bin bloß
ein Weib, so schwach, ich fühl's, wie Eva; doch
kann ich euch warnen, raten, euch beschwören
bei aller Liebe, die sich mir im Blute
andrängt: Mischt nicht den Aufruhr eurer Seelen
zu dem des Himmels; wir vergehn!
Rufe: Die Flut!
Fernes Rauschen der Überschwemmung; Joseph.
Joseph: Signori, kennt ihr mich?
Stimmen: Nein!
Joseph: Ich bin Joseph!
Wunderlich: Kommst aus der Grube; so sieht's aus!
Joseph: Erraten!
Grad aus dem Wasser, tropfend wie ein Nix.
Ich besserte am Damm, denn der ist wie
ein Rosenblatt so dünn, dass ihn dies Fräulein
mit ihrem zarten, duftigen Atem fast
durchblasen könnte; hab dort oft gebadet
als Kind, ihr wisst, ich bin doch Stephans Sohn,
vom reichen Stephan, der sich schneller noch
ins Elend soff, als eine Sternschnuppe
herabfällt; bis ihr ihn verhungern ließt
beim Mist. Drum lieb ich meine Heimat.
Gierlich: Ah,
und willst nun hier schmarotzen?
Rufe: Er ist's wirklich,
der lausige Joseph!
Gierlich: Pack dich wieder fort!
Wir brauchen keine Lumpen hier.
Joseph: Signor,
ich ahnt es gleich, Ihr seid von Einfluss, Euch
müsst' ich für meine Pläne erst gewinnen.
Nach Eurem Brustumfang zu schließen, habt Ihr
ein großes Herz und helft uns gern. Ich will
die Überschwemmten retten!
Rufe: Trauriger Held!
Gierlich: Die retten sich von selbst.
Joseph: Versteh ich recht:
Ihr meint, sie mögen nur ersaufen!
Gierlich: Dummheit;

wenn meinem Hund das Wasser bis zum Hals
hinaufreicht, schwimmt er eben!
JOSEPH: Wie, Euer Hund!
Ich rede hier von Kindern, Frauen, Greisen;
gewiss, die schwimmen auch, wenn sie der Fluss
aufbläht wie Schwämme; wollt ihr's aus dem Fenster
mit ansehn?
GIERLICH: Schwaches Volk, nicht schad drum! Bin ich
vielleicht schuld?
Große Bewegung.
JOSEPH: Ich hielt mich für einen Lumpen,
doch ihr seid's!
RUFE: Frechling!
ANDERE: Prügelt ihn hinaus!
WUNDERLICH: Was bist du, Untersuchungsrichter?
RUFE: Pfarrer!
ANDERE: Ein abgesetzter Pfaff!
JOSEPH: Ich bin Schauspieler!
RUFE: Spiel uns was vor!
WUNDERLICH: Mach's lustig! *Gelächter.*
JOSEPH: Gut, ich spiel'
euch euren eignen Tod!
FUSS: Was heißt das?
RUFE: Greulich!
FUSS: Fort mit ihm, jagen wir ihn übern Hattert,
den Totengräber! Er riecht nach Verwesung,
hu, ich erbrech' mich; fort! […]
Sie schicken sich an, ihn hinauszujagen.
JOSEPH: Weh, seid ihr
entmenscht!
THOMAS: Ich geh mit dir!
MARGRETH: Und ich!
RUFE: Wie, Thomas?
FUSS: Mit diesem Landstreicher!
RUFE: Reißt ihn gewaltsam
zurück!
ADAM: Was wird die Mutter sagen!
THOMAS: Lasst mich!
Sonst bleiben euch nur Fetzen in der Faust
von meinem Rock. Ich sollte müßig zusehn
bei dem Zerstörungswerk des Flusses, wie

die Leichen unsrer ärmsten Taglöhner
im Trümmerhaufen ihres eignen Hausrats
stromabwärts treiben; niemals könnt' ich mehr
die Augen abends friedlich schließen, dass
zugleich mit ihnen mein Gewissen ruhte.
Wir wollen zugreifen, die süße Last
aus Todesnot erlöster Menschenkinder
auf unsern Schultern tragen, bis der Schweiß
uns tausendfach aus jeder Pore bricht,
und einmal jauchzen, weil wir gut sind.

Margreth: Thomas,
mein Held, mein Liebster!

Joseph *geht auf ihn zu und fällt ihm, nicht ohne Pose, um den Hals*:
Brüder sind wir!

Rufe: Ha ha,
Schnapsbrüder!

Wunderlich: Thomas schüttle sich die Läuse!

Unterdrücktes Gelächter; der Vorhang fällt.

II. Akt. Wohnstube bei Thomas Mutter.

Die Tür wird aufgerissen und die Geretteten, halbbekleidete Frauen, Männer, Kinder dringen herein; unter ihnen Joseph, Margreth, Thomas.

Die Geretteten:
O Glück! Wir sind entflohn
den grausen Todesschatten,
die uns im Herzen schon
sich festgenistet hatten.

Wie Eis wollt uns das Blut
im Körper bald erstarren;
man fing sich schlecht und gut
sein Grab selbst an zu scharren.

Thomas: Schafft diesen Unterkunft, Marktrichter!

Gierlich: Wo?

Thomas: In euren Häusern.

WUNDERLICH: Dass sie uns mit Läusen
vollteilen!
GIERLICH: Arbeit schaff' ich ihnen, sonst
gar nichts!
JOSEPH: Sie fiebern alle!
GIERLICH: Geht, sie haben
doch rote Backen!
EINE FRAU: Rot vom Weinen, rot
vom letzten Lebensfunken, der sich uns
hinaufgeflüchtet nach dem Antlitz und
dort glüht wie Kohlen, ehe sie verlöschen.
Wir sollten sterben! Ganze Nächte brüllte
die Flut den grässlichen Befehl uns vor:
„Steigt ein ins Totenschiff!" Es legte an
zwischen den Bäumen, wo wir im Geäst
wie Narren saßen; jede Stunde kam
ein neues, angefüllt mit bleichen Fahrern,
denen der Kopf wie ein geknicktes Blatt
herabhing. Solche Totenschiffe trägt
die Flut wohl tausend schon, wer weiß, wohin;
aufs Meer hinaus, wo sie die Sonne wieder
mit heißem Licht umfängt und ihre Starrheit
in urlebendige Schöpferstoffe löst.
Auch ihr müsst mit; das Wasser holt euch!
RUFE: Hört ihr
die Flut?
ANDERE: Sie bringen sie in ihren Kleidern!
ANDERE: Seht, wie ihr Haar trieft!
ANDERE: Stromgleich fließt das Wasser
von ihrer Haut.
EINE STIMME: 's sind Zauberer! […]
Thomas, Margreth und Joseph bringen Stroh.
THOMAS: So schlaft und ruht euch aus!
DIE GERETTETEN: Wer bist du?
THOMAS: Schlaft jetzt!
JOSEPH: Ein Engel!
DIE GERETTETEN: Gibt es Engel?
THOMAS: Nein; euer Knecht
bin ich, solang ihr müd und krank seid. Legt euch
her auf dies goldne Stroh und träumt!

Eine Frau: Lass uns
zuerst dir danken und mit wachen Augen
dich ansehn, sonst entschwindest du uns, eh
wir ausgeträumt, du Retter, Held, ihr drei,
wer seid ihr?
Margreth: Ausgestoß'ne!
Die Geretteten: Grad wie wir!
Die Frau: Ich rat euch, flieht!
Thomas: Warum?
Die Geretteten: Das Wasser steigt
herauf!
Die Frau: Bald wird der Giebel eures Hauses auch
ertrunken sein wie unsrer!
Margreth: Woher weißt du's?
Die Frau: Die Flut hat mir's verraten, als ich halb nackt
im Baum saß, wie die Hexen das Geheimnis
der Nacht erlauschend. War's der nahe Tod,
der mich verwandelt, dass ich keine Schwere
mehr in mir fühlte und fast wie ein Vogel
mich anschickte zu fliegen oder gar
auf Rutenbesen durch die Luft zu reiten;
ich hörte Stimmen; Wind und Flut und Blätter
kündeten mir furchtbare Weissagung,
sie schlugen gegen meinen feuchten Leib
wie Peitschenhiebe; ich verstand die Laute,
als wär ich Erde schon, und jetzt noch gellen
sie mir im Ohr von Untergang. Ihr müsst
euch retten!
Thomas: Nicht allein!
Margreth: Wir sind die Helfer!
Joseph: Signora, uns verschlingt kein Wasser, wir
sind selbst aus Flut geboren, weißer Schaum,
der wie Diamanten glitzert und die Wellen
bloß krönt, der leicht hinuntertanzt den Strom
des Lebens und das Ende gar nicht fürchtet.
Wir sind gefeit!
Die Geretteten: Gefeit ist niemand!
Die Frau: O,
die Flut ist so gewaltig, dass sie Böses
und Edles gleich zerstört!

IV. Akt. Wohnstube bei Thomas' Mutter.

Thomas: Bald scheiden sie sich alle von mir,
die Braut und du, das Volk, das mich umbettelte
nach Rat und Gunst; weil ich zu viel fordere
und sie nicht opfern wollen. 's graut mir, Mutter,
hier wird nie Friede, die Parteien zerfleischen
sich selbst; ihr werdet noch von Mord hören
und Grässlicherm, wenn nicht die Flut grausam
mitleidig uns wegfegt. Sagt, warum helfen
sie gar nicht, bessern nicht den Damm, sind blind
gegen ihr eigenes Glück und zerren streitend
an ihren Rockzipfeln sich gegenseitig
zum Tod. Der einzige, Joseph, sehend wie
das Licht, wird als Hanswurst und Landstreicher
verschrien … Jetzt muss er kommen!
Thomas Mutter: Nicht in mein Haus!
Thomas *am Fenster:* Sie sammeln sich am Ufer, Mutter, seht,
sollt' es ein Unglück ..?
Thomas Mutter: Thomas, deinetwegen
stecken sie ihre Köpfe so zusammen;
du wirst noch zum Gespött mit ihr!
Thomas: Nein, nein,
ihn darf mir niemand nehmen, selbst die Flut nicht,
sonst hass ich sie! Helft mir doch suchen! Joseph,
wo find ich ihn, den Wicht? Nur einen Fetzen
von seinem Rock, dass ich ihn packen kann
und nicht mehr freilasse, ans Herz ihn
mit aller Kraft mir fessle. Spürt ihr's nicht,
wer er ist? Gott, der einzige Gott; in Lumpen
freilich gekleidet nicht in Purpur, doch
der einz'ge, den es für uns Menschen gibt,
der Helfer, der sein Blut zu Markt trägt
für mich und alle, der die Flut und Feuer
und Pest durchs heilige Opfer bannt, der wahre
Gottmensch! Was wollt ihr ohne ihn?
Rufe *von draußen:* Thomas
heraus, zum Ufer, kommt, man braucht Euch!
Thomas: Gleich
bin ich bei euch! *Ab.*

Die Frauen: Hu, wie es still wird!
Frau Adam: Dunkel
wie die Sintflut. […]
Die Tür ist aufgeflogen; Thomas bringt Joseph tot in seinen Armen herein.
Thomas: Da habt ihr den Schauspieler!
Er legt ihn auf das Bett im Alkoven; Margreth; die Geretteten in der offenen Tür.
Die Frauen: Hu, wie er aussieht!
Die Geretteten: Reif zur Auferstehung!
Die Frauen: Wir gehn! *Ab.* […]
Thomas: Bringt die Blumen her!
Die Geretteten *bekränzen den Toten:*
Auf deine Fahrt ins Dunkle, Weite,
nimm Blumen mit, sie leuchten dir
wie Hirtenfeuer traulich zur Seite
die erste Nacht durchs Tod-Revier.

Und bis sie welken, läuft dein Wagen
schon nah zum Ziel; dann tagt es rot;
ein neuer Morgen will dich tragen
hinauf ins Licht aus Staub und Kot.
Thomas: Euer Wohltäter ist hin! […]
Eine Stimme: Konnte nicht ein Schlechterer
statt seiner sterben?
Rufe: Aus ist's jetzt mit uns!
Andere: Die Liebe tot!
Andere: Der Opfersinn gekreuzigt!
Eine Stimme: Von Gott!
Ein Frager: Wie kam er um?
Thomas: Weiß nicht!
Die Geretteten: Wart Ihr
nicht mit ihm?
Thomas: Er entzog sich mir absichtlich!
Die Geretteten: Saht ihr die Nacht ihn gar nicht? […]
Die Frau: Im Morgengrauen
spaziert' er auf dem Damm, ganz früh, als wüchs'
er eben aus der Nacht, die er schlaflos,
wer weiß wo, sich herumgetrieben. Manchmal
bückt' er sich, prüfte rasch das lockre Mauerwerk
und warf die losgewordnen Ziegeln, dass sie

hoch aufspritzten, ins Wasser, wie zum Spiel,
so schien's.
Rufe: Unmöglich, auf dem Damm kann niemand
spazieren; der ist futsch!
Andere: Durchlöchert, wie
wenn riesige Mäuse sich zu tausenden
dort angesiedelt und sich ihre Gänge
hineingegraben hätten.
Andere: Keine Fliege
kann darauf hintreten ohne einzubrechen!
Eine Stimme: Er kann's!
Die Frau: Doch oft verschwand er; tauchte unter
und stieg mit wehendem Mantel wie ein Heiliger
wieder herauf, drohend die Hand gestreckt
gegen das Wasser.
Die Geretteten: Er beschwor's.
Eine Stimme: Besaß
die Macht!
Die Geretteten: Gleich Christus wider Sturm und Flut.
Rufe: Jetzt kommt sie über uns!
Andere: Fegt uns davon
wie trocknes Reisig.
Andere: Sie zerknickt uns.
Alle: Splitter
und Staub werden wir!
Eine Stimme: Hört die Flut!
Ein schweres Brausen klingt herein.
Die Geretteten: Was sprach er
zu ihr?
Die Frau: Bald hielt er beide Fäuste ihr
ins Antlitz vor, als wollte er ihre gelben
gierigen Augen eindrücken, dass sie
den Weg aus ihren Ufern nicht mehr fände
und in sich selbst zurückfiel'; bald auch betet'
er brünstig zu ihr, überwältigt, so
sah's aus, von ihrer Kraft, die göttlich schien
und sich durch keine drohenden Gebärden
eindämmen ließ. Zuletzt rief er sie gar
mit Kosenamen, winkte sie herzu:
„Komm, Wasser, sei Sintflut, wasch rein", soviel

hört' ich noch; bis ihn eine Sturzwelle
verschluckte.
RUFE: Wie ein Vieh ertrunken!
ANDERE: Was wird
mit uns geschehn?
EINE STIMME: Nichts Besseres!
DIE GERETTETEN: Er schickt uns
die Flut!
RUFE: Dass sie uns reinige!
ANDERE: Töte!
ANDERE: In Schlamm
und Grauen ersticke!
EINE STIMME: Sterben heißt klar werden
wie's Segel vor dem günstigen Wind, leicht wie
die Bergluft.
RUFE: Schwer wie Erde!
ANDERE: Blast doch mal,
ob er wie eine Feder fortfliegt!
ANDERE: Weh,
er liegt! Der Tod ist Blei!
EINE STIMME: Zerdrückt die Seele!
DIE GERETTETEN:
Trüb ist die Erde, sündevoll!
Wie grau dem Urwald sich die Flechte,
ihn tötend, anhängt, so schleppt frech und toll
uns Sünde nach, erwürgt das Rechte.

Und wer sich hochwagt, hart anfasst,
den Mut, sie in den Grund zu zerren, findet,
der stürzt von dürr- zu dürrem Ast,
kein Gott hilft ihm, bis er im Tod sich windet.
Fuss hat sich hereingeschlichen; nach ihm seine Leute.
FUSS: Wo ist mein Sohn Thomas?
RUFE: Beim Toten steht er!
FUSS: Ah! Ist die Ratz endlich ersoffen?
EINE STIMME: Auch Ihr
sollt bald zur Ratte werden, die ersäuft! […]

V. Akt. In der Mühle.

Thomas: Halt, bei der Flut! Sie liegt und lauert, ob nicht
Streit und Parteihass uns die Sehnen lockert,
den Willen lähmt zum Widerstand, dass sie
in breiter Gasse unsre Reihn durchbräche,
nach links und rechts mit tosend hohem Stromgang
uns überschüttend. Fühlt ihr sie nicht? Gleich
schlägt sie euch frech und zischend ins Gesicht,
sperrt euch den Atem, dass euer Herz wie Glas
zerspringt. Wollt ihr ersticken, röchelnd sterben
wegen Gierlich und Fuss? Verworfne sind's,
jeder von beiden; löst euch von ihnen!
Rufe: Verworfne!
Gierlichs Partei: Fuss allein, nicht wir!
Stephan Gierlich: Messt einmal
doch mein Vergehn an seinem. Lächerlich ist's,
mich mit ihm gleich zu stellen, weil ich bloß
ein halb zerfallnes Mühlwehr freihauen ließ,
wo er den Strick verdient!
Gierlichs Freunde: Als Mörder!
Fuss: Zehnfach
seid ihr's; ihr raubt dem Volk sein Letztes, saugt ihm
die Knochen aus, dass ihm die Rippen einsinken
wie dem krepierten Vieh. Was ihr verdient,
wir zahlen's euch; hackt los auf ihre Schädel,
Freunde, dass die Haarschüppel fliegen!
Fuss' Partei: Krieg
ist zwischen uns.
Rufe: Von Kindheit her.
Andere: Schont niemand!
Thomas: Ich warn euch, hängt euch nicht an diese beiden
Verworfnen; stoßt sie ab! Sperrt sie zusammen
in einen Käfig, dass ihr Hass sich austob'
und ihre Bosheit, wenn sie gegenseitig
sich ihre in der Haft gewachsnen Krallen
ins Herz graben. Oder seid ihr selbst auch
Verworfne? Wollt ihr's ihnen nachtun? Brennt ihr
nur auf die Stunde, wo ihr sie an Bosheit
noch übertrefft, wo Geld und Macht euch Freiheit,

wie ihr sie wünscht, verschafft, dass ihr ganz nackt
euch gebt, wie Urwaldsaffen eure tierischen
Instinkte nicht mehr hemmt, schamlos wie Gierlich
und Fuss, wenn eure selbstgierigen Pläne
sich anders nicht erfüllen, Bruderkrieg
anstiftet? Dann wärt ihr nicht wert zu leben.
VOLK: Uns aus dem Weg, Thomas!
Sie werden handgemein.
RUFE: Hie Gierlich! Hie Fuss!
ANDERE: Blut fließt schon prächtig rot!
ANDERE: Wer von uns Recht hat,
erweist Gottes Gericht!
THOMAS: Der Flut Gericht!
Ich hol's herbei!
Er stürzt bis zum Wahnsinn erregt davon; Totenstille; dann Margreth, zerlumpt und übernächtig.
MARGRETH: Wo ist Thomas?
RUFE: Davon!
EIN SCHREI: Er bringt den Fluss!
WUNDERLICH: Wie einen Mehlsack auf
den Schultern.
RUFE: Uns herein zur Mühle!
ANDERE: Dass wir
uns drin totbaden!
MARGRETH: Warum hieltet ihr
ihn nicht?
RUFE: Er raste!
WUNDERLICH: Wie ein Narr!
RUFE: Ein Gott! […]
Die Mühlräder setzen sich plötzlich in Gang.
RUFE: Die Flut
ist hier!
ANDERE: Wie Wirbelwind kreisen die Räder!
EINE FRAU: Zermahlen uns!
WUNDERLICH: Au, meine Rippen knacken
mir schon!
RUFE: Wir sterben, weh!
MARGRETH: Rettet mich doch,
was tat ich Böses, dass Thomas so schrecklich
mich straft? Verjagt den Tod, häsch! sonst reißt er

das rosige Fleisch mir von den Knochen; was
hab ich dann noch, und ihr? Hu, schwer ist's Haar
von Wassertropfen! Fühlt ihr's nicht? Der Fluss
hat gar mit seinen nassen Pratzen sich
aufs Mühldach schon geschwungen, dass es trieft
wie Quellen aus den Bretterritzen droben.
Fuss, rett mich; lieber geb ich doch den Leib
dir als dem Tod!

Sie windet sich vor ihm.

Fuss: Brecht die Wand ein nach Westen;
denn sonst ertrinken wir elend wie Mäuse
in ihrem Loch.

Thomas *erscheint oben bei den Rädern:*
Zu spät! Ich hab den Damm
durchstochen!

Fuss: Scheusal!

Rufe: Wir versinken!

Wunderlich: 's riecht
nach Leichen!

Fuss: Sag, du faselst […]

Thomas: Wahr ist's;
der Damm zerriss in Fetzen, dass die Flut
mir auf den Fersen nachhetzte wie Schlangen,
und ich euch's keuchend nur berichte. Gleich
bricht sie in diesen Raum und füllt ihn, wie
früher das Licht ihn hell durchwogte, sicher
mit nasser Finsternis. Dann könnt ihr suchen,
bis ihr den Himmel findet!

Fuss *brüllend*: Was, ersäufen
willst du uns?

Er eilt die Treppe zu Thomas hinauf; sie ringen.

Thomas: Dich in deiner Bosheit!

Sie stürzen ringend ins Räderwerk hinunter.

Rufe: Helft doch!

Andere: Die fischt niemand mehr auf!

Alle *ratlos*: Hört, wie die Wellen
uns das Grab schaufeln!

Margreth *an der Bretterwand kratzend und langsam zusammensinkend*:
Lasst mich … frei … ins Leben …

Vorhang fällt.

Programmatisches, Ästhetisches, Kritisches

[Der Nerv]

Programmatisches Manifest

Spiel ist aus.

Wahrheit siegt in einem Nebel schwerer Beichten. Und wirrer Stimmen abgesägte Laute hängen wie die Quasten eines ungeheuren Bahrtuches um das Sargholz-Europa.

Sturm des großen Sterbens ist zusammengebrochen und die durch Jahre in der Tat für den Mord standen sind umgekehrt vom Blutschnitte.

Krieg war. Mit feige verkniffenen Lippen standen die Menschen – **Brüder**! – gegeneinander. Und der Wurm des Hasses grub immer tiefer in ihren Augen. Aufflatterten Schreie der Verzweiflung aus angstverkrüppelten Mündern und fielen erkaltend übereinander zu Haufen: Unendliches Leiden …

Erlösung ward.

Auf standen die Völker, Dressur wegwerfend.

Geist revolutionierte.

Geist befahl: Lebe.

Spiel ist aus.

Anbricht neues Wollen, über ungeahnte Brücken zu führen. Schon sind gefallen die Tore und Wachheit kreist um neue Güter. Schlag um Schlag dröhnt Widerhall: Tat! Blankes Leben flutet über Dämme, grell zusammenklingend und mit Gebärde jäher Bereitwilligkeit. Mittag scheint es. Aber eine Frühe ist, voller Leidenschaft und Hingebung. Reihen stehen bereit, brechen auf und ein heller Rhythmus eint Glied bei Glied: *Wir sind!*

Bekenner zum Leben schreiten zu der Tat für es.

Wir treten an.

Wollen offenbaren vom Leben; Weckruf sein und gemahnende Verkünder in dieser Stunde der Aufrichtung. Wollen urbar machen und veredeln. Denn

Cultur schaffen heißt nicht nur: Anbau, danklose Pionierarbeit an der Scholle, heißt auch: Veredelung, Führen der Menschen zu einander.

Es wurzelt im Da-sein und entäußert sich an das Sein der Mensch dreifach: mit Herz, Hirn und Nerv!

Herz ist: komplizierter Muskel. Herz im Schlage: Lebensäußerung … Hirn ist Substanz. Versammelt, wirft zurück.

Nerv aber ist: *Antrieb des Fühlens*, *Spannkraft des Wollens*, *letzter Beweisgrund des Tuns!*

Nerv ist der Intensitätsfaktor des Lebens!

Es gibt deren, die Bruchteil um Bruchteil ihres Daseins nicht aufhören, zu denken und zu sagen „Das Leben ist hässlich!" Sie sind die Gekreuzigten, denen ihr Leben als eine Bürde auferlegt ist, die zu tragen sie unvermögend sind.

Und es gibt deren, die aufflackern in heißen Stunden „Schön ist das Leben!" Sie sind die Geächteten, die Ewigkeit in ein Strohfeuer pressen wollen, Erfüllung erwarten in einem Atemzuge ihrer Verzückung.

Und es gibt deren, die das Leben „dumm" ansprechen und solche, die es „vernünftig" aburteilen. Solche, denen Glücks- und Unglückserkenntnisse verwischt sind, solche, denen Lust und Unlust keine Gegensätze bedeuten.

Es gibt Einige: die schweigen und leben. Die, durchwühlt bis zu den letzten Wurzeln ihres Menschtums und hochgerissen bis zu den letzten Wipfeln ihres Gottseins: schweigen und leben!

Und etliche: die lächeln und leben. Die ein gläsernabgeklärtes Spiel um ihre Mundwinkel legen und in den Augen eine Tiefe haben, die gefahrlos ist …

Wir aber, sagen: *Das Leben ist. Wir in ihm.*

Wir nehmen unser, dieses Kugeldasein in die wägende Hand und streichen behutsam darüber hin … Denn seine Formen sind unendlich. Sind: dumpfe Nächte im Frühherbst und heiterer Frieden eines Glaskelches in Mittagsonne, sind unsterblicher Ton eines Frauenlachens und Bacchanal einer Mückenseele vor Regen … Sind alle Glieder zwischen den Pfeilern: Verheißung und Erfüllung, Vorstellung und Tatsache, Wunsch und Wille.

Wir tauchen unsere heiligen Menschenhände in Tiefen und heben Kostbarkeiten.

Farben sind da zu finden, hinreichend weich und erschütternd toll …, Münder von Teichen sind zu finden, deren Blässe zermalmt …, Axe [!] eines Wagens kann knarren, dass Schwermut aufblüht …, Atem kann über Felder rinnen in Frühlingsmorgen, dass es aufbricht: Ein Wunder …, und es kann ein Schrei ausbrechen in Winterabenddämmerungen, dass Stirnen auf den Boden schlagen vor Entsetzen!

So ist das Leben zu finden.

Wir sind Bekenner und schreiten zu der Tat für es!

Schwer und verantwortlich ist die Arbeit, an die wir herantreten.

Es gilt: in die Kreise sich abschließender Einzelwesen Fackel des Geistes zu werfen, einzubrechen in Trägheiten und Unwissenheiten, aufzurühren aus fast sectirerhaften Schichtungen.

Es gilt: Erstarrung des organischen Neben-einander zu sprengen, in berstendes Gestein das Flammenwort: Bewegung zu werfen, unaufhörlich zur Vertatung des Lebens hinzudrängen.

Es gilt: in die Konventikel sich zu Tode schleppender Gesellschaftsordnung das Licht neuer Ordnung strahlen zu lassen, aufzurütteln aus Stillstand, Gegensätze aufzureißen.

Es gilt: den strahlenden Reihen der Schreitenden wertvolle Bereicherung zu bringen durch Aussaat ihres Wollens, zu verkündigen vom Zusammenschlusse der Geistigen.

Es gilt: Posaune jüngsten Tages erschallen zu lassen dem Entwerteten, Faulen, Zermürbten, dem Falschgemünzten, Erwissenschafftelten, Gemeinjournalistischen, dem Erkünstelten, Spielerischen, Überspielten, dem Unglaubwürdigen, Weihelosen, Heiseren, dem Erlogenen, Vertünchten, Unberufenen.

Es gilt: *Forum* zu sein und *Sammelpunkt*. *Vernichter* und *Neubauer*, *Führer* und *Erlöser*.

Höhere Ordnung legt die sittliche Pflicht auf, Führer zu sein. Zerstörer von Instinktkompromissen, Aufstachler aus Halbinteressen. Vordonnerer für Erfüllungen. Versammler von Kräften. *Hingebender*. *Führer*. *Täter*.

Denn nicht wird die große Zukunft sich erschließen, ehe die Halbstarken und Starken und Stark-sein-Könner wegwerfen die Übung, eigenen Erkenntnissen warmes Lager zu bereiten, ohne sie münden zu lassen in das Zusammenfließen und Ineinandertönen der Erkenntnisse; ehe alle diese sich zu einander fügen durch die Harmonie des Geistes.

Menschen aus gegenständlichen Träumen zu befreien, ihn *schreitend* zu machen in hallenden Andachten vor dem, was mit ihm und für ihn ist, *aufrecht* zu bilden seinen auf den stummen Wegen unfruchtbar gewordenen Rücken, ihn schreitend zu machen mit nehmender – also gebender – Hand, darin gipfelt die Aufgabe des „Nerv“!

Albert Maurüber

Der Bolschewismus, die Sozialdemokratie und die Geistigen

Die Politik der absolutistischen Gewalt, die uns jahrelang in fürchterlicher Schwebe zwischen Vergangenheit und Zukunft hielt – Gekreuzigte über unserer Erde! – zerbricht. Trägheitsgesetz der Quantität und Dynamik der Qualität sprengen unter ungeheueren Explosionen die Fangeisen und die entfesselte Menschheit fällt zurück zur Erde der Gegenwart, dithyrambisch im Willen zu neuem Wege.

Entwicklung ist unaufhaltbar. Aber es gibt keinen Komparativ der Idee. Es gibt nur die lebendige, revolutionäre Triebkraft zur Bewegung; nur das Auskreisen und Umfassen von neuen Energien; nur eine Verstärkung des Tat-Fluidums, nicht aber eine Potenzierung des Wertmessers der Tat!

Jede Idee ist fertig mit ihrer Werdung! Nur die Verwirklichung ist, forte oder piano, entwicklungsfähig.

Stabilität ist Lüge. Wo jemals die Menschheit niedergebrochen war, auf der Flucht war, hat sie die kinetische Kraft des Geistes immer noch aufgerissen, nach vorwärts getrieben, geschleift, gewürgt; Gewalt durch Gewalt vernichtet.

Dieser Krieg – der wie ein alter Mann ganz schwach und hilflos ist, aber nicht sterben kann, – wird nur durch die Revolution des Geistes weggelöscht und seine Stärke, eine irrsinnig vervielfachte Materie, nur im Feuer der Idee ausgebrannt werden. Und die Erde der Menschen, die von Geistigen mitbewohnte Erde, wird dem Schicksal: *Herrschaft der Maschine* nur durch das Schicksal: *Herrschaft des Geistes* entrissen werden können. Und wird gerettet werden müssen – um unsretwillen. Um ihrer selbst willen.

Der Geist ist das einzige Naturereignis!

Was sonst so benannt wird, (durch lächerliche Tapeziererarbeit an den Wänden einer projezierten Unendlichkeit), ist Spiegelbild kosmischer Intensität, ist das Amen und Ave für den Geist!

Wir aber wollen keine Fatalisten sein! Wir wollen Verkünder sein: des Ewigbewegten, des Unendlichen, des Geistes!

Wir wollen die Berufung des *Logos* singen und von der Neuordnung, von der Sinnvollordnung!

Wir wollen Logokraten sein, und wenn wir es müssten, durch Logolatrie!

Die Erde aber – ist sie Ball oder Scheibe, rast sie um sich, oder auch um Dich und die Sonne, Telluriker? – die Erde als menschenbewohnter Stern

wird nur durch den Willen Berufener geordnet, bewegt und – wenn es geschehen muss – in Stücke geschlagen werden.

Berufen sind: alle, die sich erheben über die Schranken der – von Geistlichen, nicht Geistigen! – in Nationen gevierteilten Menschheit und: Brüder sagen.

Berufen sind alle, die die Welt nicht nach dem Proporz der Quantität, sondern nach dem der Qualität aufgeteilt wissen wollen!

Berufen sind alle, die gegen die Ordnung von Heute anklagend vorbrechen, ob auf verschiedenen Wegen und mit verschiedener Taktik stürmend, dem gleichen Ziele entgegen und dieses Ziel heißt: *Sozialisierung der Erde!*

Um diese Sozialisierung stehen drei große Parteiungen im Kampfe: die Bolschewiken, die Geistigen, die Sozialdemokraten.

Von der erstgenannten, der jüngsten Kampfgruppe, ist auszusagen: Dass sie aus dem Verbande der Sozialdemokratie hervorgegangen ist, ihre Forderungen zu solchen der Gegenwart macht, prominent kommunistisch formuliert, und das Gewicht der Idee auf *die* Taktik verlegt hat, die ihr schnellstes Erreichen des Zieles zu verbürgen scheint.**)

Durch Zündungen in den Proletariaten, Sprengungen bestehender staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung, durch stärkste Betonung des Willens zum Kommunismus hat sie eine Bindung zwischen den Nationen geschaffen, die das angestrebte Ziel näher rückt. Denn niemals vorher in der Geschichte der Erde hat eine Idee unter günstigeren Voraussetzungen (übermächtiger Druck der kapitalistischen Zentren, Verelendung der Volksmassen, Ruin jeder Wirtschaft, allenthalben zentrifugale Energien) und mit größerer Werbekraft und Durchschlagskraft das Weltforum revolutioniert.

Trieb: Täter zu sein ist ihre wertvollste Propaganda. Und das unabirrbare Verfolgen des beschrittenen Weges, rücksichtsloses Niederbrechen nationaler Abgrenzungen, wo es auf das Soziale ankommt, scheint wertvolle Bürgschaft zu sein dafür, dass ihnen die Aufrichtung eines internationalen Gemeinsamen gelingen wird: Vorbereitung für die staatliche Genossenschaft, die außer machtpolitischen und wirtschaftlichen Zwecken – gemeinschaftliche Grundlage und gemeinsames Ziel besitzt.

Hierin sind sie Vorsprecher und Vortäter der Geistigen, die bis ans Ende zu gehen gewillt sind und dieses Ende ist:

Der überstaatliche Bund, die Proklamierung des Überstaatlichen des Geistes!

Dieses Ende ist die neue Gesellschaft, errichtet auf der Gemeinschaft, gewillt zur Genossenschaft, gekrönt durch den Bund!

„*Die Gesellschaft, geleitet durch die Wissenden, gemacht durch die natürlichen Kräfte des Volkes, gerichtet auf den Geist*“ (Rudolf Kayser).

Sowohl bei den Geistigen, als auch bei den Bolschwiken [!] ist eine prononzierte Couleur gegeben. Anders bei den Sozialdemokraten. Diese, nach Jahrzehnten mühevollster Arbeit zu einem internationalen Zweckverband geeint, verloren im Kriege den Zusammenhang, schlossen Kompromisse, verwarfen sie wieder, wurden einerseits von den Regierungen, anderseits von den national geschlossenen bürgerlichen Parteien abgedrängt. Bestrebungen: zwischen den Lagern bei „Freund" und „Feind" neuen Anschluss herbeizuführen, misslangen, immer mehr zerbröckelten die Gemeinsamkeiten, zerstob das Gefüge der Partei.

Es zeigte sich, dass auch pragmatisierte Vereinigungen bei geänderten Voraussetzungen nicht mehr zusammengehalten werden können.

Nach Jahren unendlicher Verirrung gelang neue Fühlung. Aber noch klaffen gefährliche Abgründe in der Partei. Bald gravitiert die eine Gruppe zu den Bolschewiken, bald kämpft eine andere gegen sie, oder es brechen Zwistigkeiten innerhalb der Organisation aus und schaffen immer neue Lager.

Unbedingt von allen Seiten der sozialdemokratischen Partei ist nur der Kampf um die Demokratie geführt.

Demokratie, das ist ihr: die Herrschaft der Masse, des zur Selbstbestimmung gelangten Demos. Ist: die Ablösung der Vorrechte Einzelner durch das Vorrecht Aller.

Sie geraten mit dieser, ihrer obersten Forderung nach beiden Seiten hin, zu den Geistigen und Bolschewiken, in schroffsten Gegensatz.

Demokratie, höhnen die Bolschewiken, kann wohl taugen gegenüber der kapitalistischen Bestie, kann die Unterschiede der Klassen mildern, vielleicht aufheben, niemals aber wird sie gegenüber der unklaren, ziellosen Masse selbst taugen.

Die Diktatur ist das alleinige Heil. Die Herrschaft der bewussten Minderheit!

Demokratie, sagen die Geistigen, heißt: Tausend Durchschnittsmenschen *(Einer)* sollen einen Qualitätsmenschen *(Tausender)* ergeben in jenem, den tausend Einer als Tausender – Willkür von oben! – ernannt oder – Willkür von unten! – erwählt haben wollen.

Aristoi-kratie gilt es! Unter tausend Einern kann ein Tausender sein (sonst ist er sicher unter Zehn- oder Hunderttausenden), der berufen ist: als *Bester*, *Unersetzlicher* unter Allen über Alle, *Ersätzliche* zu entscheiden.

Qualität gilt es, nicht Quantität!

Das Forum der Sozialdemokratie ist aber auch durch viele andere Möglichkeiten als tarpeischer Fels zu entlarven.

Eine: Die Sozialdemokratie leitet die Notwendigkeit der Demokratie aus der Pflicht zur sozialen Gerechtigkeit, den Willensattitüden aller einen entsprechenden Exponenten zu schaffen. Diese Folgerung steht und fällt mit dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Willenshaltungen der Masse.

Hiezu kann (ohne dem Willensproblem überhaupt nahezutreten) bemerkt werden, dass bei der Beurteilung der Willensäußerung der Masse das Schwergewicht nicht so sehr auf *Überlegung* und *Entschluss* als vielmehr auf *Begehrung* verlegt werden muss. (Wie es die Sozialdemokratie bei der Volksaufklärung auch immer geübt hat.) Nun scheint es aber klar zu sein, dass jene Willensäußerungen, die man sonst als *Willenshandlungen* versteht, bei der Masse nur *Reaktion* sind. Nur das Singen der Binsen, wenn der Wind über sie streicht. Und die Klaviatur der Masse ist ebenso empfänglich für das Wort des demagogischen Führers, wie das Schilf für den Rhythmus des Windes.

Die Masse will: dass es besser sei! Sie *begehrt* die Änderung, sie *erhofft* sie, sie führt sie in gefühlsmäßiger Evidenz; aber sie *überlegt* nicht und *entschließt* sich nicht.

Je imponierender die Attitüde eines Volkswillens *ist*, desto imponierender wird die des Führers *sein!*

Damit ist weniger die Notwendigkeit des Weges zur Demokratie gegeben, als die des Weges zum Führer und ein Kriterium zur Qualitätsfrage gewonnen.

Die Macht dem Volke – dies ist die immer missverstandene soziale Pflicht! Die Macht den Besten des Volkes für das Volk – dies ist das Mahnwort Gottes!

Nicht die Zahl, aber der Prophet der Zahl!

Der Prophet der Zahl: *Führer!*

Grundlegendes bei allen drei Kampfgruppen.

Der sozialdemokratische Führer ist einer, den die Masse – nach Wirkung auf ihre Begehrungen – auf den Schild hebt. Damit ist das schwerste und verantwortlichste Amt preisgegeben: den Machtgelüsten Einzelner und der Willkür der Masse, ohne dass ein anderes Regulativ als die „einen Exponenten suchenden Willensattitüden Aller“ vorgesehen wäre.

Der bolschewistische Führer ist einer, der als Bewusster die Unbewusstheit unter den Schild drückt, im Interesse *der* sozialen Pflicht: die Änderungen herbeizuführen. Er ist der Hingebende, der nicht nur als Erster in der revolutionären Versammlung spricht, sondern auch als Erster auf die Barrikade steigt. Er ist von dem Pulsschlag der getragenen Idee so durchschüttert, dass

jede Verzögerung der *Tat für Alle* ihm Leidensweg zum Kreuze ist; dass sein Besteswollen ihn besser machen muss und in den Taumel des Märtyrers wirft, aus dem er nur durch das Leid des Märtyrers erlöst wird.

Der geistige Führer endlich ist einer, der in ungezählten Stunden das Leiden Aller gelebt hat und alle Kämpfe Aller in sich; der tausendfach geweint und tausendfach gelacht hat, ehe es ihn trieb: vor den Anderen einherzuziehen mit lautem Wort und Aufruf und Zuruf; der erst zur Sprengung seines Ich gedrängt wurde durch unmessbares Weh von Brüdern und oft am Scheitern war, ehe er das Wort *fand* und die Tat *wollte;* der wahrhaftig „das tönend gewordene Herz" Aller ist, der Schrei des Zornes und das Klagen des Schmerzes und die Hand der Hilfe; der ein wahrer Prophet ist, der Mund Gottes und sein Wille, der Täter im Geiste!

Aus dem Gefüge der Organisation in jeder der drei Parteien wächst die Methode der Kampfführung.

Der sozialdemokratische Verband, straff und doch mit bewundernswerter Präzession geordnet, hat dem Proletariat eine neue Kampfweise gegeben – den *Streik*. Die Anwendung dieser Waffe ergibt sich aus dem Verhältnis der Arbeiterklasse zu dem Machthaber und reguliert zu Gunsten der schrittweise vordringenden Proletariate die wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse. (Auf außenpolitische Beziehungen hat der Streik *mittelbar* noch niemals Einfluss genommen.) Diese Taktik ist die des „todsicheren Erfolgen", auf Kosten der einen Generation für die spätere geführt.

Der bolschewistischen Partei geht es um die größte Expansion. Jedes Kampfmittel ist gut, das imstande ist, die staatlichen und gesellschaftlichen Elektroskope zum Ausschlag zu bringen. Zum denkbar stärksten Ausschlag. Es soll ununterbrochen Energie erzeugt werden. Die Reibung = aufklärende Arbeit entfällt. Es geht um den Stoß, um die Wucht des Stoßes erst in zweiter Linie. Die Taktik ist der offene Kampf. Ist die breite Schlachtlinie, alle Mann vorne, Reserve nicht vorgesehen, jeder Kämpfer unentbehrlich, jeder auf wichtigem Platz und so, dass sein Wegfallen eine Lücke gibt, die nur zum Schaden der Frontdichte wieder aufgefüllt werden kann. Diese Taktik trägt vom ersten Tage ihrer Anwendung die Merkmale eines Entscheidungskampfes um das europäische Schicksal.

In der Gruppe der Geistigen, einer durch den *Wert* der Mitkämpfer bestimmten, steht weder der Streik (Massenkampfart!) noch der offene Kampf auf dem Programm. Zwar hieß es in einem Manifest der holländischen Gemeinschaft Geistiger: „Wir begrüßen jede revolutionäre Organisation, die den neuen Staat zum Ziele hat als Wegschreiter und billigen jedes Mittel, das keine Anarchie herbeiführt", und auch das Berliner Manifest berührt die Kampfme-

thode in ähnlicher Weise, – der höchste Wert und die größte Wucht wird in dem Mittel liegen, das von ihnen seit fünf Jahren angewendet wird: die Aufklärung, die unablässige Erweckung der Willensentschlüsse.

Denn der Zweck ist am nächsten erreicht, wenn die Bereitschaft zum Kampfe, der *mit* den anderen Berufenen, zur Neuordnung und Sinnvollordnung der Erde Berufenen, geführt werden wird, in allen jenen vollendet ist, die die Verkünder sind: des Ewigbewegten, des Unendlichen, des Geistes!

Die Bereitschaft der Berufenen zur Logokratie, und wenn sie nur dorthin gelangten durch Logolatrie!

** Die Parteigeschichte beginnt mit der Spaltung der russischen Sozialdemokraten in Bolschewiken unter Lenin und Menschewiken unter Martow. Lenins Programm: „*Die Diktatur der bewussten revolutionären Minderheit über die noch unklare, noch nicht zielbewusste Masse*“ erstrebte die Umwandlung seiner Partei aus dem als untauglich erkannten *sozialdemokratischen Zweckverband* in einen Männerbund, dessen Mitgliedern „*die Revolution Lebensberuf, der Sozialismus ihr ganzer Lebensinhalt*“ sein sollte. In vierzehnjähriger Arbeit schuf er eine Kampfgruppe, die die schnelle Durchdringung und Organisierung des ganzen Russland ermöglichte. Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten – *Sowjets*, die als Vertreter des revolutionären Proletariats die Diktatur über die Masse der Kleinbürger und Bauern an sich rissen. Der Erfolg der Oktoberrevolution 1917 sprang zündend in die Proletariate der Nachbarländer. Revolution folgte und folgt auf Revolution. Deutschland (hauptsächlich Westpreußen, Westphalen, Bayern, Hamburg) brennt seit Monaten. In Ungarn siegten die Bolschewiken in der Märzrevo1ution über eine Koalitionsregierung. In anderen Ländern ist ihre Macht im steten Zunehmen.

[Das Licht]

Unser Ziel

Dumpf ist die Zeit. Wie vor einem Erdbeben, schwül und trocken.

Hier und da zittert ein Vogel durch die Luft, ein Sehender, er fühlt die Zukunft.

Propheten … Volksführer predigen.

Menge ahnt.

Massen-Geist sucht Bahnen, Richtungswege, Führer – da tauchen Pfade auf, Seitenpfade, Holzwege, Irrlichter – – – Massen-Geist nimmt Blumen-weg für Fruchtziel. Verkennen … Abgang vom Lichte durch Farbenstrahlen. – – – Geister tauchen auf, reichen hilfreiche Menschenhände den Irrenden zum Fortschritt.

Licht – – Erkenntnis.

Dies ist unser Ziel.

[Emil Honigberger]

An unsere Leser

Die allgemeine Unzufriedenheit mit unserer lokalen Presse hat schon seit geraumer Zeit in jedem fortschrittlich gesinnten Sachsen das lebhafte Bedürfnis nach einer deutschen Zeitung wachgerufen, welche dem Empfinden und Denken unserer Zeit Rechnung trägt.

Unser Volk hat in dieser großen Zeit den Mangel eines konsequent kritischen Blattes schmerzlich empfunden, so dass sich heute bereits eine ganze Reihe Männer mit der Frage befassen eine neue Tageszeitung zu gründen.

Um diesen Übelständen wenigstens etwas entgegenzustellen, haben wir uns entschlossen eine unabhängige Zeitschrift herauszugeben, die gerade das, was bei uns so selten zu finden ist: Freimut, Lebensfreude, entschlossene Kulturbetätigung fördern soll. Das wichtigste Ziel sei aber die Hebung unserer freien Meinung, der Wahrhaftigkeit, des offenen, freien Auftretens. Wir wollen mit dem gewaltigen Mittel der Öffentlichkeit ankämpfen gegen all unser Kleinkrämertum, gegen alle reaktionäre Gebundenheit unseres ungesunden in Kliquen zerspaltenen Bürgertums, gegen alles Rückschrittliche, Schwächliche, Laue und Ängstliche.

Das größte Laster ist die Langeweile! Um diese weit weg zu bannen, wollen wir auch dem Scherz breiten Raum geben und freien Lauf lassen, aber einem Scherz, der hinter Fröhlichkeit und jugendlichem Übermut einen tiefern Ernst verbirgt.

Was uns aber als erstrebenswertestes Hauptziel voranschwebt, ist: ein Sammelpunkt für Jugend und Entwicklung zu werden. Darum fordern wir alle, denen eine freie Kulturbetätigung, ein h e m m u n g s l o s e s Vorwärtsdrängen nach modernen Idealen am Herzen liegt, auf, mitzuarbeiten.

Zweifler, Reaktionäre und Leisetreter verpönen wir. Leute, die nur überlegen und immer wieder überlegen, die nicht rasch und rücksichtslos zugreifen, wo es ein Vorwärtsdrängen, eine Entwicklung gilt, Leute, die ohne Leidenschaft und Energie sind, wollen uns fern bleiben.

Jede Arbeit hat ihr Schicksalsgesetz; jedes Gesetz wird vom Temperament diktiert. – Dein Temperament ist dein Schicksal. – Auch für unsere Verhältnisse müssen neue Gesetze, neue Richtlinien entstehen. Wir werden abgehen von dem sogenannten „Üblichen“ und werden „üblich“ machen, was bisher „nicht üblich“ war. Die Gesetze, die aufrichtiger Leidenschaft, leidenschaftlicher Aufrichtigkeit entsprungen, sollen für uns maßgeblich sein.

Wir wollen alle um uns versammeln, die lieben und hassen können; nicht aber die, die dulden, die stets schwächliche „Wohlwoller" und Schulterklopfer sind, die aus Schwäche und Ängstlichkeit den berechtigten Hass vergewaltigen und ihn unterdrücken. Alles Laue, Seichte, Langweilige wollen wir durch Liebe und Hass ersetzen. Nichts ist so notwendig für ein Volk, das Ansätze des Alterns in sich trägt, als starke Liebe und ein gesunder Hass.

Allem in diesem Sinne unserer Zeit Angehörenden, dem Leben von heute, nicht dem von gestern wollen wir in unserm Blättchen Raum geben. Gedichte (ernster, satyrischer und fröhlicher Art), Erzählungen, Abhandlungen und kritische Besprechungen sollen Leben in unsere blutleeren Verhältnisse bringen,

Wir wollen als Zeit- und Streitschrift ein öffentliches Organ schaffen, welches das gute Gewissen des Fortschrittes und die Geißel unserer reaktionären Schwachheiten sein soll.

In diesem Sinne erblickt die erste Nummer unseres Blattes das Licht. Möge sie verständnisvolle Aufnahme finden.

[Das Ziel]

Aufruf

„Das Ziel“ soll ein Forum der lebens- und schaffenslustigen Generation werden: dies ist unser Wunsch! – Wir wissen, dass die Zukunft in den Händen der Jugend liegt, wir wissen aber auch, dass eben dieser Jugend der Weg zum Fortschritt, zur öffentlichen Betätigung, zur Entwicklung mit allen Mitteln verrammelt wird. Wir wollen diese Barrikaden aufreißen, der Jugend freie Bahn schaffen und ihr Gelegenheit geben, selbst mit Erstlingswerken (soweit sie Fähigkeit und Fortschrittsmöglichkeiten bergen) in unseren Spalten zu erscheinen. Wir lassen uns von reaktionären Besprechungen (wie sie z.B. das „Siebenb. D. Tageblatt“ brachte) nicht abhalten, auch Unreifes zu bringen. Denn immer angenehmer ist uns ein „unreifer Dränger“ als ein geschniegelter, reaktionärer Langweiler.

Wie viele unserer begabten Jugend verlieren durch diese ewigen wohlwollenden Belehrungen jede Schaffensfreude, wenn sie immer von oben herablassend gewürdigt werden! „Das Küken darf nicht klüger sein als die Henne“: Das ist das fatale Vorurteil von anno dazumal, an dem schon mancher sehr begabte „junge Brausekopf“ (wie die alten Würdenträger wohlwollend sagen) verbittert und entmutigt gescheitert ist.

Das rückschrittliche Wesen unserer alteingesessenen Tradition können wir an unserer heimischen Literatur haarscharf nachweisen. In unserem ganzen sächsischen literarischen Schaffen, (die wenigen starken Gedichte kommen nicht in Betracht,) finden wir nicht ein Werk, in welchem wir Wagemut, Selbständigkeit, Temperament, Losreißen von der soviel besungenen „Väterkraft“ verehren könnten. Alles ist wohlerzogen, aber langweilig, korrekt, aber dürftig.

„Das Ziel“ möchte mehr Gewicht auf Freimut, Schwung, geistige Jugendlichkeit (wenn es sein muss samt ihren Fehlern), als Korrektheit und Wohlerzogenheit, legen, die unser Volk langsam, aber sicher, einschläfert.

Wir müssen das Heilmittel für diese Schlafkrankheit finden und sei es durch Rücksichtslosigkeit, Spott und Hohn. Wir bilden uns nicht ein, als ob wir selbst von unserem größten Volksfehler der Rückschrittlichkeit, des schon zur Krankheit gewordenen Konservatismus frei wären. Wir haben aber den Fehler erkannt und wollen dagegen arbeiten. Zu diesem Zweck brauchen wir Lebensfreude, ein starkes Wollen und vor allem Jugend, Jugend!

Darum richten wir diesen Aufruf an alle Jungen, an alle skrupellos Schaffenwollenden, an alle Entwickelungsfähigen, Entwickelungsfreudigen:

Kommt vertrauensvoll mit Euren Erstlingswerken, wir werden gemeinsam arbeiten. Wir sind auch Anfänger, „Unfertige", aber wir wollen endlich „anfangen", wir wollen die Unfertigkeit langsam abstreifen. Wir wollen uns loslösen, von dem Alten, Schläfrigen, schon Unbrauchbaren, und wollen ernst an der Entwickelung unseres nach Verjüngung dürstenden Volkes arbeiten.

Nicht nach links und rechts sehen, nicht nach den Unkenrufern hören und den behäbigen Alleswissern und Alleskönnern schielen. Mögen die brummen und schelten. Wir werden auch was gelten!

[Das neue Ziel]

An unsere Leser!

Es ist notwendig festzustellen, warum die Gründung dieser neuen Zeitschrift erfolgte.

„Das Ziel“ hat bewiesen, dass eine fortschrittliche Zeitschrift bei uns Lebensberechtigung hat. Es hat aber auch bewiesen, dass eine Zeitschrift nur dann Zukunftsberechtigung und Dauerwert besitzt, wenn sie aus unsern Verhältnissen organisch herauswächst und mit unsern Verhältnissen lebt.

Die frühere Schriftleitung, künstlerische Leitung und die Mitarbeiter des „Zieles“ haben nach manchen Tastversuchen den richtigen Weg zu einer zukunftssicheren Entwicklung gefunden, welchen Weg sie auf breiter Grundlage beibehalten wollen. Auf der breiten Grundlage einer gleichgesinnten, arbeitswilligen, ernsten Mitarbeiterschar, die zusammen die engere Leitung der Zeitschrift bildet.

Jede Kulturzeitschrift muss ein Sammelpunkt aller intellektuellen Kreise sein, ohne Partei und Parteilichkeit.

Da sich die frühere „Zielgesellschaft“ infolge der grundsätzlichen Ansichtsverschiedenheit eines Mitgliedes in diesen grundlegenden Punkten nicht einigen konnte, wurde diese erweiterte Vereinigung als „Neue Zielgesellschaft“ ins Leben gerufen, die „Das neue Ziel“ herausgibt.

Hauptaufgabe unserer Vereinigung ist die Hebung unseres kulturellen Lebens auf allen Gebieten. Wir wollen um unsere Zeitschrift eine Kulturgemeinschaft zusammenschließen, die unsere völkische Kultur fördern und vertiefen soll. Wir wollen darum an alle Kreise herantreten, die Sinn für Fortschritt, Schönheit, Lebensfreude, ernster und entschlossener Kulturbetätigung haben.

Um die „Neue Zielgesellschaft“ scharen sich unsere Künstler, Maler, Musiker und schriftstellerischen Kräfte, schart sich aber auch die sprießende Jugend, die uns ständiger Ansporn zur Entwicklung sein muss. Wir wollen die Jugend um uns haben, weil wir jung bleiben wollen. Wir, als Deutsche, müssen alle Anzeichen des Alterns bekämpfen und leidenschaftlich für ein jugendwarmes Aufblühen arbeiten.

Einige Punkte unseres Kulturprogrammes seien hier erwähnt: Gründung einer Kunst-, Konzert- und Theateragentur. Verwirklichung einer Kunstgewerbewerkstätte, die als ständige Ausstellung unsern Kunstgewerblern Gelegenheit geben wird, mit den Kunstfreunden in innigerem Zusammenhang zu

stehen. Aufführungen, Vortragsabende durch die Mitarbeiter des „Neuen Zieles“, Kunstausstellungen, Wanderausstellungen, Berufung bedeutender Künstler und Dichter für unsere Veranstaltungen.

Um aber diese Pläne verwirklichen zu können, ist die Mitarbeit weitester Kreise notwendig, an die wir in Kürze mit Vorschlägen herantreten werden.

Darum sei dieser Betätigungsentwurf zugleich Aufruf und herzlichste Einladung an alle, die sich unsern lebensfrohen, völkischen Bestrebungen anschließen wollen.

Die neue Zielgesellschaft

Emil Honigberger
Otto Ott
Albert Schuller
Ernst Honigberger
Dr. Hermann Fraetschkes
} Schriftleitungs-Ausschuss

Frau Dr. Wilhelm Depner, Wilhelm Mieß, Dr. Karl Nußbächer, Dr. Erich Deutecom, Emil Schmutzler, Rudolf Breuer, Dr. Heinrich Polonyi.

[Ostland]

Zur Einführung

Die Aufgabe, an der mitzuwirken diese Zeitschrift bestimmt ist, wird mit uns jedem Volksgenossen als wichtig erscheinen: Herstellung einer starken geistigen und gemütlichen Berührung unter den deutschen Volksgruppen Groß-Rumäniens.

Die Zahl der Fragen, die einer gemeinsamen Behandlung und Durchführung bedürfen, ist groß. Die gegenseitige Kenntnis der Lebensbedingungen, der Geschichte und der Zukunftshoffnungen dagegen ist denkbar gering.

Aufklärung und Anregung auf dem Wege des Schrifttums ist daher eines der wesentlichsten Mittel zur Förderung eines gemeinsamen ostdeutschen Kulturbewusstseins.

Unter diesem Gesichtspunkt hat „Ostland" den Zweck, eine Lücke unseres Schrifttums auszufüllen.

Die Banater Schwaben, die Siebenbürger Sachsen, die Deutschen in der Bukowina, in Alt-Rumänien, in Bessarabien, in der Dobrudscha – sie alle grüßen wir, ihnen allen wollen wir dienen.

„Ostland" wird versuchen, einen treuen Spiegel der gesamten Kulturbetätigung des ostdeutschen Kulturkreises zu bieten.

Von einer ins einzelne gehenden Aufstellung unserer Ziele an dieser Stelle sehen wir ab. Möge der Inhalt unserer Zeitschrift allmählich auch auf den Sondergebieten die feste Richtung anzeigen, in der wir unseren Kulturaufgaben gerecht zu werden suchen.

[Ostland]

Zur neuen Ausfahrt!

Ein Jahr besteht „Ostland“.

Das heißt schon etwas in dieser Zeit hochgehender, vielgestaltiger, aber kurz auslaufender Wellenschläge.

Es heißt etwas, sich in einer Zeit, wo alle alten Ordnungen über den Haufen gerannt werden, so etwas wie eine Tradition schaffen, den Begriff seiner selbst mit scharfen Umrisslinien zeichnen und die andeutenden Striche eines Zukünftigen ansetzen.

Der Hauptvorwurf, der der Monatsschrift „Ostland“ gemacht wurde, bestand darin: „Ostland“ sei zu zurückhaltend, zu bedächtig, man könnte mit einem Wort zusammenfassen – zu sächsisch.

Wohl war es gut, dass wir uns sächsisch hielten. Auf einer sicheren Grundlage muss ein Bau aufgeführt werden, der für die Zukunft berechnet ist. „Ostland“ sollte nach dem im ersten Heft des ersten Jahrgangs vorgelegten Programm ein „treues Spiegelbild der ostdeutschen Kultur“ werden. Dass es im ersten Stadium mehr sächsisch blieb, ist aus mehr als einem Grunde erklärlich.

Wir wollen uns auch in unserem Schrifttum so geben, wie wir sind. „Ostland“ ist seinem Stil, den Gedanken, Kunststrebungen nach, die darin zum Ausdruck kommen, gegenwärtig im wesentlichen ein Bild des sächsischen Wesens und der sächsischen Kultur.

Zeichen dafür, dass wir daneben in den sich bildenden Kreis des Ostdeutschtums hineinwachsen, ja an seiner Gestaltung bestimmend mitwirken, werden dem schärferen Auge nicht verborgen geblieben sein.

Wenn nun in das monatlich zweimal erscheinende „Ostland“ ein etwas frischerer Zug hineinkommt, so kann die Schriftleitung dem ruhig Raum geben, fußend auf der festen Grundlage der Erstjahresarbeit, die sie gerade durch ihren konservativen Charakter vor zu gewagten Sprüngen bewahrt hat.

Leben wollen wir ja haben und schaffen – gegenwärtiges und zukünftiges –, beiden Grundrichtungen unseres Strebens möge unsere Zeitschrift immer mehr gerecht werden.

[Heinrich Zillich]

Aufruf

Die Menschenalter in dieser Zeit stehen sich schroffer gegenüber als in der Vergangenheit, deren Weg bestimmt war durch den Glauben an einen gemeinsamen Weltsinn. Unsere Kindheit erwuchs in den Hohlräumen verbürgerlichter Ideen und wurde reif, als unsere Augen an der Brüstung der Schützengräben sehen lernten.

Was uns Hülle war im Knabenalter, ist uns zum Gegenstand der Ablehnung geworden: eine Umgebung, die den Geist der Überlieferung verloren hat, aber dessen äußerliche Forderungen noch immer erfüllt. Das Notwendige ist heute nicht mehr das Bewegende, sondern das Gewohnte und körperlicher Notdurft Entsprungene treibt eine Menschheit, die bestrebt ist, etwas zu tun – nicht, etwas zu sein.

Unsere Erzieher saßen in Hörsälen; sie überschätzen den Wert des Wissens; ihre Kenntnisse übertreffen die unseren. Uns stellte das Leben zu früh seine Aufgaben; Aufgaben, die keiner Zinsrechnung zugänglich sind; wir ahnen mehr als unsere Führer.

Und wo wir klein wurden unter den Hieben unseres Erlebens, ausgeliefert an den Strom quälender Erkenntnisse – die Jene nur mit ihrem Verstande begreifen werden – wuchs in uns ein Gefühl endloser Verlassenheit. Die Worte, die wir hören, sind abgegriffen; sind zu Lügen geworden, die uns brennen, die Angelogenen.

Wir bringen keine Wissenschaft, wir wünschen die Sinnschaft wieder ins Leben zu setzen. Wir wollen kein Archiv der Unparteilichkeit sein; wir wollen einseitig sein, denn das Lebensgestaltende ist die Persönlichkeit, welche gleich nahe der Natur und dem Natürlichen steht, welche erfüllt wird von der Wahrheit und Geschlossenheit einer unausdrückbaren Idee. Auszusprechen ist das Gesuchte nicht, denn sonst wäre der Sinn des Daseins gefunden; zu erfüllen ist er durch die Loslösung aus den Fesseln des Nichtverpflichtenden, das uns umgarnen will.

Wir waren Soldaten durch Befehle, die wir nicht gegeben; wir bleiben Soldaten für einen Geist, der uns befiehlt! So soll aus uns sprechen, was notwendig ist, soll Anklage erhoben werden gegen das Tote, das uns entgegentritt, gegen das Niedrige, das uns nach seiner Art beurteilt, gegen die Lüge, die aufgeputzt mit Dummheit und Pfaffentum sich spreizt, gegen die Öde der Verstandeserklärungen, die den Menschen jeder Verantwortung entkleiden.

So nehmen wir uns in Pflicht für das, was das Menschliche ausdrückt und gestaltet, für Kunst und Religion, für eine Wissenschaft, die mehr als bloßes Wissen ist.

Mit uns werden zu Worte kommen die Träger einer neuen Zeit, die Männer, die den Schwung neuer Tage in den Adern fühlen, und besonders jene Dichter und Denker Deutschlands, die durch das gleiche Erlebnis wie wir empfinden und träumen. Mit uns werden zu Worte kommen manche, getrennt von uns durch Alter und Ansichten, aber verbunden unserem Streben durch die Ehrlichkeit ihres Weges.

Der Mensch ist kein Tatbestand, sondern Natur, die hundertfältig wächst und vergeht.

Wir wollen nicht vergehen; wir sind nicht unfehlbar, und der Weg wird uns oft in die Irre führen; denn wir haben keine Verhaltungsvorschrift zu erfüllen, sondern eine Erfüllung zu finden. Uns treibt das eigene Gewissen und mächtiger das, was hinter dem Gewissen steht und mehr ist als dieses.

Wie einst Klingsor, der Zauberer und Dichter, der sich des Teufels bedient hatte, dennoch des Glaubens voll an den Sternen las, so mögen unsere Blicke in uns zurückschweifen, immer wieder zu den Lichtern, die den Wert des Menschen aus einem Punkte quellen lassen. Wer nicht besessen ist in seinem Wesen von einem Unerklärlich-Sinnvollen, der bleibe zurück. Ihn treibt keine Peitsche der Verpflichtung; er ist uns Feind.

Herman Roth

Vorbemerkung zu meiner Auswahl lyrischer Kunst für das „Ziel“

Die betrübende Tatsache, dass unsere heimischen Literaturdiktatoren ein mehr als zweifelhaftes Verständnis des Wesenhaften dichterischer Schöpfungen bekundet haben, und in dem „Deutschen Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschule“ zwar dem faden, fadenscheinigen Reimtalent Emanuel Geibels ein ebenso großer Raum gewährt wird wie den vom Herausgeber wahllos aufgehäuften Gedichten Johann Wolfgang Goethes, aus der erschütternden Lyrik des genialen Johann Christian Günther jedoch keine einzige Strophe Eingang und Aufnahme gefunden hat, dass in demselben Buche bei der Zusammenstellung der nachliliencronischen Lyrik eine in aufreizender Unkenntnis gegründete Ratlosigkeit am Werke war, um die geistige Entwicklung der dem Lehrer zu verantwortlicher Führung überantworteten jugendlichen Seele durch die Veröffentlichung der Produkte lyrischer Dutzendbücherschreiber gefährlich zu bedrohen, eine rabiate Verständnislosigkeit, die schülerhaft genannt werden könnte, wenn nicht die überlegte Erwägung, der Schüler habe wohl nicht selten innigere Beziehungen zur deutschen Dichtung bewiesen als sein Belehrer, von dieser Bemerkung abhielte, – dass ferner der mäßige Uhland und sogar der auf Kosten und aus Mangel innerlicher Wahrhaftigkeit und Tiefe übermäßig begabte Heinrich Heine noch immer in einem Atem genannt werden mit Eichendorff, Mörike und Gottfried Keller, und die schöpferischen Verkünder der größten deutschen Sprachoffenbarungen neben Goethe: Mathias Claudius, Hölderlin, Novalis, Liliencron und Friedrich Nietzsche bei uns verkannt und unerkannt sind, – dieser traurige Zustand veranlasst mich, in den folgenden Heften dieser Zeitschrift eine Auswahl lyrischer Dichtung deutscher Sprache (von Angelus Silesius bis Else Lasker-Schüler und Georg Trakl) erscheinen zu lassen.

Ich möchte gern glauben, dass meine Arbeit auch nicht ohne Einfluss bliebe auf die Ausgestaltung unserer „modernen Büchereien“ bei Neuanschaffungen durch ihre Literaturräte; denn es ist wahrlich kein Zeichen kritischer Bewährtheit, wenn mit der Herausgabe der jüngsten Kataloge der Glaube erweckt werden kann, die deutsche Dichtung habe nach Rainer Maria Rilke keinen Lyriker hervorgebracht, und wenn man in den Verzeichnissen der Büchereien die gesammelten Gedichte des kokettmüden, klimtkulturdekadenten Hugo von Hofmannsthal und die Bücher Maximilian Dauthendeys wohl vorfindet, doch kaum ein Werk von Alfred Mombert oder Peter Hille. Auch ist die deut-

sche Lyrik etwa mit dem Jahr 1910 nicht zu Grabe getragen worden: Die Gedichtsbände zumindest von Georg Heym, Ernst Blaß, Franz Werfel, Walter Hasenclever, René Schickele, Wilhelm Klemm, Gottfried Benn, Ernst Wilhelm Lotz, Johannes R. Becher, Albert Ehrenstein, Theodor Däubler und vor allem die Gedichte von Else Lasker-Schüler, Georg Trakl und Karl Kraus gehören in jede heutige moderne Bibliothek, die ihren Namen zu Recht tragen will. (Tief betrübend ist es, wenn man an jener Stelle findet: Avenarius, Carl Busse, Bierbaum – und den Otto Ernst, oder die gemästete, gequollene Lyrik des Ernst Lissauer, die leider auch ein Heft des Ziels infiziert hat).

Damit man wisse, wer für Hebung und Bergung der ausgewählten Gedichte die Verantwortung trägt, wird am Schlusse des jeweiligen Heftes Anteil und Ausmaß meiner Arbeit durch eine kurze, hinweisende Bemerkung jedem ersichtlich gemacht werden. Ich trage die Verantwortung für die Auswahl und bin mir bewusst, dass das Ergebnis der Sichtung zugleich ein Zeugnis sein wird über meine kritische Fähigkeit und Auffassung, die ich als schwer erworbenen Besitz jederzeit zu verteidigen bereit bin. Denn dass über den Geschmack nicht gestritten werden könne, ist nur die faule Ausrede derer, die überhaupt keinen haben.

Oscar Walter Cisek

Ein Brief an alle ostdeutschen Dichter

Keime zu unzähligen Aufschreien barg die Erde. Die schrecklichste Zeit, die je den Atem der Welt knebelte, muss Wurzel der früher nirgends gediehenen, prächtig aufragenden Blume eines neuen Menschentums gewesen sein. Das ist die höchste Lohe unserer Wünsche, das ist unser tiefstes Wollen, das fühlen wir, ersehnen wir, erträumen wir. Und darum: nicht Vermessenheit könnt Ihr darin erblicken, meine Brüder im Geist und im Traume, komme ich heute zu Euch mit diesen Zeilen, die mir selber wie das Stammeln eines Kindes, das nachts um Licht bittet, scheinen.

Manche von Euch sind es, die wie Selige verzückt durch die Gefilde unserer Heimat schreiten; aber die Gefilde der Seligkeit auf unserer Erde tun sich nicht jedem Auge auf. Manche von Euch sind es, die sich an jedem [!] Flimmer und an jedem Glanz restlos verlieren können und sich wie der Schnee der Akazienblüten an die Welt verschwenden; aber die erlebte Erkenntnis einer neuen Morgenröte harrt ihres Deuters. Manche von Euch tauchen geklärt aus dem Strudelwirrsal dieser lastenden Tage; aber Nebel erstickt noch die Unwissenden, die Verzweifelten und Armen, die nicht erkannt haben, dass die unendliche Güte und Schönheit der Erde auch für sie da ist, dass auch im geringsten und gemeinsten Herzen das Drama der Menschheit Spielraum findet. Und so und nicht anders ist es: jedem einzelnen von uns, genau wie den letzten Straßenkehrern und Lumpensammlern, gelten die Worte Ernst Stadlers, die er, ein der Unerbittlichkeit des Krieges erlegener Bannerträger alles Guten, an die Gehirne Europas schleuderte: „Mensch, werde wesentlich." Niemals dürfen wir das vergessen, niemals! Denn sonst bleiben wir dem warmen Pulsschlag der Erde ewig ferne. Ein mit letzter Verkommenheit drohendes Verhängnis wäre das.

Die wundervollen Landschaften unseres Landes sind ein Streicheln der Lichtgestalten Eurer besten Stunden, und die Feuerzickzacke der Frühlingsblitze werden in der Einsamkeit zum zusammengedrängten Ausdruck Eurer ewigen Wanderung. Und erblicken die Augen Eures Geistes die verstreuten Massen unserer Landsleute, erkennen sie weit dort und weit drüben einzeln aufragende Inselchen, auf denen die Jahreszeiten von deutschem Leben getragen werden. Noch aber fehlen oft die Brücken zwischen diesen Eilanden, Brücken, deren Pfeiler und Bogen aus dem kristallisierten geistigen Ausdruck unserer völkischen Eigenart erbaut werden können. Meine Brüder im Geist und

im Traume, vor allen andern seid Ihr dazu berufen, zur fruchtbaren Kräftigung der Individualität jedes einzelnen Deutschen aus Großrumänien beizutragen, „denn die Aufgabe des Künstlers ist die Gestaltung, seine Mission aber ist eine andere". Die Sendung des Dichters ist das Bessermachen der Welt. Die am leichtesten zugängliche, am leichtesten fassbare, die deutlichste und präziseste aller Künste ist die Dichtung, und darum ist ihr Ausdruck am geeignetsten, erzieherisch zu wirken, ein Werkzeug der Ethik zu sein.

Die Mehrzahl von uns gehört nicht zu denen, die meinen, man müsse das Nächste erfassen und formen, um auf das Nächste unmittelbar zu wirken. Sozialistische Forderungen müssen nicht in Verse gezwängt werden, aber einer großen Bejahung der Liebe im Leben gebe man überall Raum. Unsere Zeit hat es nötig, unser isoliertes deutsches Volkstum hat es nötig. – Wie könnten wir verkennen, dass manchmal die stillste Zeile eines Romans oder einer Erzählung oder eines winzigen lyrischen Gedichtes zugleich die bedingteste sein kann, die lauteste aber die hohlste. Auf das Bedingte, auf das Wesentliche kommt es an! Vor dieser Bedingtheit aber müssen wir als Diener niederknien, denn nur auf diese Weise wird eine künstlerische Erziehung unseres Volkes möglich sein. Künstlerische Erziehung ist Erziehung zum wahren Leben, Hinweisung, Hinstreben zum Bloßlegen der Wurzeln alles Menschentums und Näherbringen der Offenbarung der letzten Dinge, ist unendliche Bereicherung, Hebung des Alltags zur Feier und Wandlung zum Guten – wird sie auch nicht vom Rednerpult oder von der Tribüne herab gepredigt.

Für sich abgeschlossen steht unser deutsches Volk da, und seine Früchte können nur an der eigenen Sonne reifen. Diese Erkenntnis beansprucht und fordert von jedem die denkbar größte Unerbittlichkeit gegen sich selbst, bedingt die strengste Sichtung der Schöpfungen der Künstler des Wortes, die ja imstande sind, die weiteste Wirkung auf alle Schichten der Gesellschaft auszuüben.

Ihr, meine Brüder im Geist und im Traume, werdet mit der Lebenswahrheit geboren, Ihr wisst, dass nur Begebenheiten oder Dinge oder Menschen, die weder innere noch äußere Wahrheit und Gesetzmäßigkeit in sich bergen, hässlich sein können und dass tiefste Wahrheit berückendste Schönheit ist. Doch in manchen Menschen sprießt erst jetzt allmählich diese Gewissheit hervor, und Verseschreiber werfen Worte in die Öffentlichkeit, die sie nicht erlebt haben. So ist es: sie berechnen Verse, reimen Worte, berichten etwas Gleichgültiges – und meinen, dem Geist des Lebens um eine Meile näher gerückt zu sein. Doch das ist ohne Zweifel ein trauriger Irrtum! Wer auch nur ein Stückchen vom Heroisch-Tragischen in der Tasche seines Bewusstseins mit sich führt, ist dessen gewiss. Wem aber Gott noch nicht Weg und Ziel und Schlinge geworden ist, wer auf geschickte Art seitenlange Tändeleien verferti-

gen kann, wer leichtfertig meint, das Zarteste und das Gröbste könne in der Dichtung mit ein paar rhythmischen Wortanklängen vollbracht werden, wen Eitelkeit über Wertverneinungen hinwegtäuschte, der mag wohl schreiben bis in alle Ewigkeit, behalte jedoch die Produkte für sich und genieße sie in größter Seelenruhe bis an sein friedliches Ende!!! Auch der flachste Backfisch ist zu gut dazu, auch die verknöchertste alte Tante, die – o Jammer, o Jammer! – immer noch eine Dosis Marlitt oder Werner oder Heimburg einnimmt, ist zu gut dazu. Denn sind auch die Produkte eigener Tändelei besser als diejenigen der Genannten, so darf man doch nicht daran denken, den Tanten mit der Beguckung oder mit dem Genießen des eigenen Krams Zeit zu entwenden.

Den Unberufenen, die sich oft unberechtigt vordrängen, sei das gesagt. Menschen, denen die Totalität des Seins zu einer erlebten Harmonie wurde, muss man nicht erst daran erinnern. – Jeder Künstler ist ein Kämpfer, jeder Ausdruck ist der sprechende Mund eines Erlebnisses, jede Sekunde eines Künstlerlebens ist, bewusst oder unbewusst, von Religion durchtränkt.

Meine Brüder im Geist und im Traume, ich weiß, dass Ihr die Mädchen liebt, wenn sie in sonnengebadeten Kleidern durch die Straßen und über blumige Wiesen schweben, und dass Ihr Euch an den bronzenen Muskelrundungen eines stählernen Turners und an der Nelke hinter dem Ohr eines Husaren und an der Gebärdensprache einer Tänzerin und an dem Rätsel in den Augen eines Verkommenen und an den blaugeäderten Fingern eines Lungenkranken oft nicht genug satt sehen könnt, denn unerwartet wirbelt Euch das Leben an ein neues Ufer, an dem Ihr dann wieder träumend steht, an dem die Laxheit der Wirklichkeit gegen Eure Sinne prallt. Ich weiß, dass Ihr, zwar mitten im Leben, doch abseits steht und dass Euer Staunen und niemals ganz gestilltes Begehren erst mit Eurem Leib erkalten wird. Euch scheint es nicht lächerlich, wenn ein Mensch sich in das Gefühl eines hoch springenden Flohs einlebt, oder wenn man in einer unverhofften Sekunde den Beilschlag, den im Schlachthaus eine gefesselte Kuh gegen ihren Schädel abkriegt, auf der eigenen Stirne krachen fühlt. Die Tat liebt Ihr mehr als den Wortkampf, denn Ihr leidet, Ihr seid – das Gewissen der Welt.

Ihr wisst: Tändeleien sind oft gefährliche Narkotika, die die Menschen dem Wahren gegenüber stumpf und [un]empfindlich machen, und so muss sich jeder von Euch dessen bewusst sein, dass der Kampf gegen diese Täuschungen und Vorspiegelungen falscher Tatsachen niemals aufhören darf. Besonders innerhalb des Ostdeutschtums, dem Ihr, seine Führer zur Lebenswahrheit, dieses schuldet. Eure Berufung zur Gestaltung ist zugleich Eure Auserwähltheit zum Kampf gegen das Versinken im Schlamme des Alltags. Durch eine große Leben umfangende Bejahung können wir tausend minderwertige, geringe und kleinliche Verneinungen in nichtssagenden Schatten stellen, totschlagen. Es

gibt Leute, die glauben, das schon tausendmal Gesagte sei das Einfache und Echte. Dieser äußerst bequemen Behauptung stelle man den Satz gegenüber: Jeder neue, noch niemals dagewesene Inhalt hat stets seine neue, noch niemals dagewesene äußere Form. Erst dadurch lässt sich ja die Gleichung aufstellen: Inhalt = Form; die schließlich als Maßstab an jedes wahre Kunstwerk gesetzt werden kann. Die Schläfrigen müssen wir aufrütteln, die Schlafenden aufschreien, wenn sich sonst ihre faulen Lider nicht öffnen wollen, den Wachenden müssen wir Beseeltheit schenken, die ihnen Flügel werden soll, in die Beseelten müssen wir neue Glut gießen. Nur so ist ein Weg aufwärts möglich, nur auf diese Weise werden wir unsere Versfabrikanten vernichten, zu schmählichem Bankrott zwingen, die geschwätzigen Prosaschreiber ihrem ehrlichen Sargtischler- oder Schlächterberuf zurückgeben. Warum lesen diese Leute nicht endlich einmal eine Seite aus den Werken Hebbels oder Kleists oder Büchners oder Brezinas oder Däublers, um einzusehen, dass man nicht Schriftsteller werden darf, wenn man schließlich zu keinem andern bürgerlichen Berufe Fähigkeiten und Fertigkeiten aufzuweisen hat, dass das Misslingen einer sogenannten „Kaufmannsnase“ nicht zum Dithyrambenschreiben berechtigt. Wer nichts vom heiligen Ernst der Berufung weiß, möge es gefälligst unterlassen, erlebte oder erdachte Intimitäten aus der „schönen Zeit der jungen Liebe“ und aus den Flitterwochen aufzutischen.

Meine Brüder im Geist und im Traume, nur die positive Kritik kann fruchtbar und fördernd sein, gegen manche Dreistigkeiten, die zu weit gehen, müssen wir aber jedenfalls vereint vorgehen, damit nicht jeder, der sich einen Dilettanten auf poetischem Felde schimpfen lässt, dem Echten in den Weg trete oder gar seinen Wert streitig mache. Die höchste, stärkste Waffe dagegen: Unerbittlichkeit gegen sich selbst, keine Konzessionen gegen den Leser! Denn nicht die Leser sollen sich ihren Schriftsteller erziehen, sondern der Dichter die Leser. Jeder von uns, der Kompromisse schließt oder Konzessionen einräumt, ist ein Geschlagener und verlorener Bruder im Kampf. Hunderte sogenannter Schriftsteller sind Nachhinkende, die der billige Geist der Zeit (es gibt auch einen sehr hohen!) gelähmt hat, u n s e r Wille aber sei: als „Sieger im Sattel zu sitzen“. Ihr sollt die Liebenden der großen Städte genau wie die Liebenden der Einsamkeit werden, Ihr seid es schon; nur Einen müsst ihr hassen: den Falschen, der jenes andere Leben, das Ihr allein lebt, vortäuscht. Zu Euch, meine Brüder im Geist und im Traume, sprach schon Zarathustra: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, dass Blut Geist ist.“ Manche von Euch haben das bereits erfahren. (Ich denke besonders an die in letzter Zeit veröffentlichten Erzählungen von Franz Xaver Kappus, an den „Schönen

Tod“ von Karl Bernhard, an einige im „Ziel“ und im „Neuen Ziel“ erschienenen Gedichte von Alfred Sperber).

Erziehung und Bildung dürfen uns nicht mehr Ansammlungen der verschiedenartigsten Kenntnisse und Begriffe sein, sie müssen, gestützt durch die Kunst und ganz besonders durch die Dichtung, zu entwicklungsfähigen Kräften unserer ostdeutschen völkischen Eigenart werden. So auch können wir zu einer „Bildung“ im höchsten, im Goetheschen Sinne des Wortes gelangen. Jenseits dieser völkischen Eigenart und doch aus ihren Sonnenseiten heraus dürfen dann die deutschen Bürger unseres Landes zu Weltbürgern erzogen werden. Die Kunst kennt ja eigentlich keine Nationalität, wie auch das Reinmenschliche in uns keiner Nationalität, sondern der ganzen Welt angehört.

Ewige Kämpfer, meine Brüder im Traum und im Geiste, sprecht Euch aus: wieder und wieder! Sagt unerschrocken und rücksichtslos, was Ihr zu sagen habt, was aus Euch hervorbricht, was in Euch einen vereinfachenden und vergrößernden Spiegel gefunden hat, so dient Ihr Eurer Sendung und Eurem Volke am besten. Niemals könnt Ihr dabei arm werden, denn Euer Dasein hängt nicht an einem Faden, unlösbar ist es an alle Dinge und Menschen und Begebenheiten gekettet, untrennbar verschmilzt es mit ihnen. Am ideellen Dom des Ostdeutschtums seid Ihr unersetzbare Pfeiler, in der Gemeinschaft seid Ihr die liebenden Brüder, am Wege zur Besinnung der ganzen Menschheit könnt Ihr leuchtende Kilometersteine werden. Und was Euren Ausdruck anbetrifft: Euer lächerlichster Feind heißt: Schwäche; Euer dauerndster Freund: Kraft. Aber duldet nicht die Verneinung des Lebens durch das Falsche, bekämpft die letzten Blutegel einer neuen Welt mit einem unendlichen, unzählige Male durchglühten, um die letzten knechtenden Stunden wissenden und doch wonnetrunkenen Ja.

Ostdeutscher Brief aus Rumänien

Das neue Europa, das auf Grund der Prinzipien von Versailles politisch aufgebaut wurde, hat durch seine staatliche Einteilung manche bisher unbekannten Begriffe für völkische Ganzheiten mit sich gebracht. Eine dieser frischgeschmiedeten Umschreibungen für einen ideellen und politischen Komplex ist die des Ostdeutschtums in Großrumänien. Durch die Angliederung Siebenbürgens, des Banates, der Bukowina und Bessarabiens kam es, dass nunmehr in Rumänien ungefähr 900.000 Deutsche leben, die, zwar wie auf Inseln verstreut, sich als Einheit betrachten. Ein förderndes Zusammenarbeiten auf allen Gebieten wird vorgenommen, und wenn auch die Eigenart der verschiedenen Volksstämme die mittelbare Kristallisierung ihrer Erlebnisse in wenig

verwandten Ausdrucksformen offenbart, können wir doch von einer ostdeutschen Literatur in Rumänien sprechen.

Aus der vom standhaften Schwabenvolk urbar gemachten Erdfläche des Banats wuchs einst eine der zartesten Blüten der deutschen Dichtung überhaupt: Nicolaus Lenau. Und auch in unserer Zeit sind hier auf literarischem Gebiete unverkennbare Persönlichkeiten wie Stephan Milow, Adam Müller-Guttenbrunn, Otto Alscher und Franz Xaver Kappus hervorgetreten. Die Siebenbürger Sachsen, deren Kulturgefühl ein äußerst gefestigtes ist, blicken auf eine literarische Entwicklung zurück, die, zwar weniger bedeutend als die der Banater Schwaben, ein halbes Jahrtausend hinter sich hat. Heute hat das Interesse für Dichtung in diesem Volke mehr denn je um sich gegriffen. – In der Bukowina, die ja früher schon allein dadurch, dass sie zu Österreich gehörte und die deutsche Universität Czernowitz als Mittelpunkt geistigen Lebens besaß, sich ununterbrochen intellektuell betätigen konnte, sind unter den Deutschen und den deutsch empfindenden Juden einige sehr starke dichterische Begabungen aufgetaucht. Alt-Rumänien wird augenblicklich nur durch mich vertreten. – Die Siebenbürger Sachsen waren schon wegen der Höhe ihres kulturellen Standes am meisten dazu berufen, die Herausgabe deutscher Zeitschriften zu übernehmen, und so spielen heute ihre beiden Kulturzentren Kronstadt und Hermannstadt für das literarische Leben eine bedeutende Rolle. – Die erste deutsche Zeitschrift Groß-Rumäniens wurde in Kronstadt gegründet und hieß „Das Ziel – Halbmonatsschrift für Kultur und Satire“. Als Herausgeber zeichnete Emil Honigberger. Aus verschiedenen Aufsätzen und Briefen ließ man die Absicht eines expressionistisch gefärbten Programms hervorleuchten, das aber eher noch durch die hier wiedergegebenen Steindrucke als durch die abgedruckten Verse und Prosastücke erstrebt wurde. Mit kleinstädtischer Satire und mit klebrigen Sticheleien konnte sich das neue Programm natürlich nicht vertragen, und so nannte man die Zeitschrift später eine „Halbmonatsschrift für Kultur, Kunst, Kritik“. „Das Ziel“ wollte vor allem anderen durch Vermittelung neuer Kunstideale wirken, und es hat ohne Zweifel tatsächlich etwas erreicht. Als Lyriker traten besonders Alfred Sperber und Rich. Lich hervor. Ersterer: ein Bukowiner von ganz außergewöhnlicher Begabung, ließ neben sehr guten Gedichten auch unreife erscheinen. Von Rich. Lich. konnte man im „Ziel“ einige ganz und gar bedingt wirkende Gedichte lesen, eckig, aber eigenartig. Nach dem ersten Jahrgang verwandelte sich das „Ziel“ zum „Neuen Ziel“, das eine lebensfähige Basis erhielt. Otto Alscher, Franz Xaver Kappus und Helene Burmaz traten jetzt hier mit bemerkenswerten Prosabeiträgen auf. Von Alfred Sperber konnte man einige stark aktivistisch gefärbte Gedichte lesen, die aber trotzdem eigen und kräftig wirken. Die Beseeltheit Sperbers für alles Gute kann den Künstler in Sperber

nicht verdrängen. Einflüsse von Werfel und Trakl fallen auf. Ein ewiger Ringer mit seinem Können, etwas verknöchert, aber ganz selbständig und ein wahrer Künstler: Salus Markus in seiner Novelle „Die unsichtbare Gemeinde". Auch seine Aphorismen lassen eine Persönlichkeit hinter den starren Wortgerüsten vermuten. Hermann [!] Roth, der noch im „Ziel" zu Worte kam, ist ein empfindlicher Kenner moderner Kunst. – Jedenfalls füllt das „Neue Ziel" gerade durch seine betonte fortschrittliche Tendenz einen Mangel im kulturellen Leben der Ostdeutschen aus. Dass sich hier manchmal – wie übrigens auch sonst oft – Unberufene vordrängen, ist kein Argument dagegen, und auch die manchmal unbegründete Betonung des Unwichtigen und des „Genialen" wird wohl verschwinden.

Die Zeitschrift „Ostland – Monatsschrift für die Kultur der Ostdeutschen" wollte von allem Anfang an auf die breitesten Schichten des Volkes wirken, eine Gedankenbrücke sein und zwischen den einzelnen deutschen Volksgruppen in Rumänien vermitteln. Die Zeitschrift wird von der Modernen Bücherei, Hermannstadt, herausgegeben, als verantwortlicher Schriftleiter zeichnet Dr. Richard Csaki, der früher schon die gute Auswahl deutsch-siebenbürgischer Lyrik „Jenseits der Wälder" veröffentlicht hat. Mich kümmert hier ausschließlich der literarische Teil „Ostlands". Der durch einen Band Gedichte hier schon bestens bekannte Lyriker Hermann Klöß, ein stiller, seltsamer Mensch, dessen Verse manchmal sogar einen Vergleich mit Mörike vertragen, erschien hier mit einigen neuen Gedichten, die farblos sind, schwach und müde klingen. Egon Hajek, über dessen „Tor der Zukunft" ich nächstens berichten werde, gab lyrische Beiträge von ungleichem Wert. Die Gedichte Erwin Reisners und Wilhelm von Hannenheims hoben sich wohltuend von den übrigen abgedruckten Versen ab. Über die Prosa folgendes: Der Lenau-Roman „Sein Vaterland" [!] von Adam Müller-Guttenbrunn, der als Erstabdruck hier zu finden war, hat alle Vorzüge des in deutschen Landen weithin bekannten Erzählers. Man könnte ihn als eine feine psychologische Vorstudie für die ganze Existenz des unglücklichen Dichters bezeichnen. Von Otto Alscher brachte „Ostland" die Erzählung „Der Mann, das Mädchen und der Affe", die durch ihren plauderhaften Ton für den Dichter der „Kluft" weniger charakteristisch ist, von Franz Xaver Kappus die äußerst straffe Geschichte „Die Wand". Kappus, der, nunmehr Expressionist in seiner Art, sich in steter Entwicklung befindet, kommt unter allen Ostdeutschen dem neuen künstlerischen Empfinden des europäischen Westens unbedingt am nächsten. Für die manchmal durch Gedanken beschwerte Phantasie der Helene Burmaz ist ihr „Märchen vom Liebestod" ein vortreffliches Beispiel. Die übrigen Prosabeiträge zeugen oft von großem künstlerischem Wollen, sind aber nicht immer Erfüllungen. Hervorragend als Kunst- und Literaturkritiker: Dr. Hermann Konnerth, der in

Deutschland gut bekannte Ästhetiker, der sich durch die Herausgabe der Schriften Konrad Fiedlers und durch eine Studie über die Kunsttheorie Fiedlers bleibende Verdienste erworben hat. „Ostland“ ist die bedeutendste Zeitschrift des Ostdeutschtums, und sie erfüllt ihre Mission schon dadurch , dass sie der Sammelort unserer bedeutendsten Persönlichkeiten ist.

„Der Nerv“ war eine aktivistische Zeitschrift, die, von einer Gruppe junger Dichter aus der Bukowina herausgegeben, in Czernowitz erschien und nach dem dreizehnten oder vierzehnten Heft verschwand. Schade, dass man sich allzuoft kleinen Skandälchen hingab, statt durch eine große freie Bejahung tatsächlich aktivistisch zu wirken. Der Lyriker Alfred Sperber veröffentlichte hier die Novelle „Die Tscherigowna“, die stilistisch stark von Kasimir Edschmid beeinflusst ist. Jedenfalls war der „Nerv“ die einzige ostdeutsche Zeitschrift, die Originalbeiträge von Heinrich Mann und Franz Werfel erhalten hatte. Ich möchte hier nicht zuviel sagen, dass aber auch diese Zeitschrift Existenzberechtigung hatte, ist gewiss.

Von den Tageszeitungen sind nur das „Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt“ und die „Deutsche Tagespost – Allgemeine Volkszeitung für das Deutschtum in Großrumänien“, beide in Hermannstadt, für die einheimische Literatur von Bedeutung. Die „Deutsche Tagespost“ zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller: Alscher, Kappus, Karl Bernhard, Helene Burmaz, Erwin Reisner, Wilhelm von Hannenheim u. a. m. Der in Hermannstadt lebende Österreicher Erwin Reisner, den ich schon als Lyriker erwähnte, hat hier eine Reihe philosophisch-ästhetischer Aufsätze veröffentlicht, die oft gerade für die hiesige Literatur bemerkenswert sind, u. a. soll besonders seines „Wortes zum Expressionismus“ gedacht werden, in dem er das Problem der Musikalisierung der Kunst sinnreich ausführte. Der in dieser Zeitung erschienene Roman „Kämpfer“ von Otto Alscher klingt wie eine Hymne auf die heimatliche Scholle, in der das Wesen des Siebenbürgischen so tief wurzelt. Die Handlung des Romanes spielt nur eine Nebenrolle, manchmal verdrängt der herbe Ausdruck der Naturschönheiten die Menschen. – Von mir erschienen hier längere Essays über: „Das Buch des Krieges“ („Le Feu“ von Barbusse), Walt Whitman (zu seinem hundertsten Geburtstage), Knut Hamsun, Leonid Andrejew u. a. Dem Andenken Dehmels widmete ich „ein Requiem und eine Würdigung“, am hundertfünfzigsten Geburtstag Hölderlins betonte ich in einem Aufsatz das Einzigartige dieser Dichtergestalt.

Von den für den letzten Weihnachtsmarkt erschienenen Büchern ist „Der schöne Tod“, ein Abendlied von Karl Bernhard, unbedingt das bedeutendste. Kein Roman, keine Erzählung. Ein aus zarten Farben und Strichen zusammengesetztes Stimmungsgemälde rollt sich, wundersam ergreifend, vor uns auf. Der Dichter antwortet auf die Frage, welcher Tod zur Krone des

Lebens werde. Der Stil Bernhards leuchtet geradezu durch eigenartig abgestimmte Schlichtheit. Oft bringt jedes Wort eine neue Farbe. Das Buch wäre noch besser, fehlten die eingestreuten Verse. Von diesem Dichter können wir noch viel erwarten. – „Der Mann im Gummianzug“ von Helene Burmaz (W. Krafft Verlag, Hermannstadt) ist eine Sammlung von zehn Träumen und Phantasien, die die Verfasserin hier zu einem Bändchen vereinigt hat. Manche der Phantasien erinnern an Gustav Meyrink, doch kann man ihnen Selbständigkeit nicht absprechen. Die Verfasserin verfügt über einen großen Bilderreichtum, ihre Phantasie ist sehr lebendig, doch könnte ihr manchmal etwas mehr Stilzucht nicht schaden. Zweifellos ist Helene Burmaz eine wahre Dichterin. – Der Lyriker Hermann Klöß veröffentlichte als erstes „Ostlandbuch“ (W. Krafft Verlag, Hermannstadt) sein Trauerspiel „Die Nachfolge Christi“, das alle Mängel, aber nicht alle Vorzüge eines von einem Lyriker verfassten Dramas bietet. Der Inhalt: Der Pfarrer Matthias kämpft für die Aufrichtung eines Kirchenbaues in seinem Dorfe und findet in diesem Kampfe den Heldentod. Die Handlung ist natürlich symbolisch gemeint, und die Hauptperson erscheint uns als ein schwächerer Stiefbruder von Ibsens „Brand“. Das Bedingte fehlt oft. Das heroisch-tragische Element in diesem Nachfolger Christi ist nicht stark genug gekennzeichnet. Die übrigen Handelnden sind oft verzerrt charakterisiert, manche sind einfach Monstren. Fast scheint es mir, als wolle Klöß als Dichter und Prophet behaupten: Nur der Ausnahmemensch ist gut. Das Trauerspiel ist des Lyrikers Klöß nicht würdig, wenn auch nicht zu übersehen ist, dass es plastische – manchmal einzigartige! Bilder enthält, an denen man den Dichter von neuem erkennt.

Egon Hajek

Die Vergessenheit am Dasein

Ein Bruchstück zu einem Gespräch

Alfons *(wendet sich zum Fenster und öffnet den einen Fensterflügel, um die volle Sommernacht hereinfließen zu lassen)*.

Benno *(erregt)*: – – zu vermeiden ist. Der Irrweg führt in ein Labyrinth, aus dem Geschlechter noch stöhnend den Ausweg suchen werden. Sobald die Wirklichkeit mit Füßen getreten wird, sobald der Wahnsinn sich in die Erlebnisse drängt und mit ihnen schaltet und waltet, hört für mich die Kunst auf.

Alfons *(ruhig)*: Wie ist es bitter, die Dinge anzusprechen, die am besten verschwiegen werden sollen, wie schwer, ihnen Gewicht zu geben, wo unwägbare Eigenheiten entscheiden.

Benno: Doch seid ihr Dichter und dazu berufen, dies auszusprechen! Das wahre Talent vermag eben das in Klarheit und Wahrheit zu erschauen und auszusprechen, was uns andern Kindern der Zeitlichkeit ewig verschlossen bleibt. Euch ist es gegeben, von dem die Siegel abzulösen und an ihm zu lesen, was ihr deutlicher erschaut als wir andern. Und doch – lächle nur, sei's aus Spott, sei's aus Freude an meiner Erregung – die Tage der Schöpfung sind noch nicht vorbei, die aus der Harmonie der Seele entquillt. Denke an Goethe, Storm, Mörike. Sie hätten Unrecht, wenn du Recht hättest.

Alfons: Nicht weil mir deine Erregung Freude macht, sondern aus Mitleid lächle ich zu deiner Rede. Sie ist die des Unwissenden, der die Weisheit in den Händen hat, des Dürstenden, dem es versagt ist, aus der Quelle zu trinken. Traurige Kunst, einen Dichter gegen den andern auszuspielen, als seien sie Schachfiguren ohne Lebenspuls! Doch eines will ich dir gestehn: Alles ist gut, was kommen muss. Die Kunst unserer Tage, die stammelnde, selig-unselige, wie sie sich läppisch gebärdet und ihre verlorene Kindheit sucht, sie muss kommen. Und eben deshalb ist sie gut. Das naturwissenschaftliche Zeitalter, da der Menschengeist auf Stelzen ging und sein Herz verlor oder in eine Maschine steckte, dieser verbrecherische Geist der Lüge vom Fortschritt der Kultur hat sie uns beschert. Unter den Fittigen dieses Geistes wird der Mensch ein Sammelwesen, das Individuum eine Zahl. Der in Fesseln der Gesetze geschnürte Geist unserer Eltern rächt sich an uns durch die turbulente Überwindung der Wirklichkeit.

Benno (*erhebt sich und geht rastlos auf und nieder, während er in gemessener Betonung entgegnet*): Hier eben sträubt sich mein gesunder Menschenverstand. Warum das? Ich gebe zu, die Triumphe der Crociris iridiflora Schur haben um nichts die Stimmung des Herbstes gefördert, es ist gleichgiltig, ob es Herbstzeitlose oder Herbstsafran heißt, aber ich lasse mir nichts vormachen, mir meine gesunden Sinne nicht täuschen durch dies Geflunker einiger Schaumschläger.

Alfons: Sinne? Sinne? Weißt du etwas von deinen Sinnen? Sind deine Sinne nicht selbstisch? O die neue Kunst ist so alt als Kants Ding an sich. Wie aber täuschen dich die Dinge, wenn dich Musik umspült? Eins will ich dir gestehn. Für mich gibt es zweierlei Menschen, solche, die nur sehen können, also nur ein Organ bevorzugen, und von sogenannter dichterischen „Plastik" schwätzen, und solche, die auch mit den Ohren, ja mit allen übrigen Sinnen die Welt kosten. Unmusikalischen bleibt dieser zweite Weg verschlossen. Denn jede Musik ist Ekstase, und die Ekstase der Urstoff des Expressionismus, der Kunst überhaupt. Darum waren die Römer unkünstlerisch, weil sie unmusikalisch waren. *(Zündet sich eine neue Zigarette an. Nach längerer Unterbrechung):* Ja, heil'ger Wahnsinn in der Schöpfungsstunde, nicht stilles Gottergebensein in Hemdsärmeln bei einem Glase Bier. Das ist euch lästig – Verzeihung, die Anwesenden sind immer ausgenommen – das ist ihnen lästig, wenn einer sie zwingt, aufzusehen aus dem Spiegelbilde ihres kleinen Horizontes. Dann heißt es mit dem verschämt-ironischen Augenaufschlag: „Ich verstehe das nicht." Wohlgemerkt i c h, der Gescheite, i c h, der ja sonst alles exzellent versteht. Da muss doch der andre und besonders der dumme Dichter ein Narr oder Betrüger sein. Ja, Enthusiasmus, das ist ihnen gefährlich und unheimlich, wie Menschen, die an Gott glauben, um den uns unsere absolut-exakte Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert betrogen hat. Sie sehen in der Dichtung den sanften Wonnekitzel des Reimes und stocken erschrocken über den heißen Atem eines Sprechers, in dessen Händen die Form in tausend Stücke zerschellen musste, weil er mehr zu sagen hatte als sie zu schweigen. Das ist eine der sieben Todsünden unseres Volkes: Der Rationalismus; mit allen Klammern ihrer Seele ketten sie sich an die Erkenntnis und bespeien alles mit Ironie, was ihnen aus dem Gebiet entweichen muss. Nicht immer ist es Neid, nein, es ist ehrliche Unfähigkeit. Aber dann kommt der Verdacht, alles müsse Betrug, Schwindel sein, weil sie selbst nur mit Hilfe des Selbstbeschwindelns poetisch sein können. Und das ist erst das Gemeine, nicht nur an der Fähigkeit, sondern an der Ehrlichkeit des Künstlers zu zweifeln, nicht offen heraus, sondern hübsch hinterwärts oder grad heraus – beim Kaffeehaustisch.

Benno: Du wirst doch zugeben, dass viele Betrüger unter den Dichtern spazieren gehen, sich für Dichter ausgeben und es nicht sind.

Alfons: Wenn es dem Dichter gelingt, so zu betrügen, dass er Poesie und Erlebnis vortäuscht, wer will die Grenze ziehn, wo bewusstes und unbewusstes Schwindeln sich berühren?

Benno: Dann freilich haben die Leute Recht, deren Verstand bei diesem Tanz in der Kunst nichts machen kann. Und es sind nicht die schlechtesten. Warum schmähst du unsere Naturwissenschaft? Du vermagst heute ohne ihre Entdeckungen nicht mehr zu leben; denn zurückschrauben lässt sich die Bedürfnislosigkeit in den Zustand des 10. Jahrhunderts nicht. Wärest du imstande, das elektrische Licht heute zu missen? Könntest du verzichten auf die Bequemlichkeiten der Eisenbahnfahrt? Es ist ein betrübliches Zeichen für die Kinder, wenn sie die Mutter schmähn, die sie ernährt hat.

Alfons: Nicht so. Ich schmähe das Wissen nicht. Ich schmähe den Dünkel der Leute, deren Eitelkeit das Wort Montaignes nicht kennt: „La peste de l'homme c'est l'opinion de savoir." Die Antwort auf die Knebelung der Seele in Gesetze (was sind Gesetze mit wandelbaren Axiomen?) ist der Expressionismus. Wissen ist Notwendigkeit, aber Notwendigkeit im Dienen. Das Wissen sei sich wie ein Knecht bewusst, dass es dienen müsse, um das Ahnen zu unterstützen. Aber das andere, das ist die neue Kunst: Nicht Reaktion, sondern Wiedererwachen zu jener verlorengegangenen Erkenntnis, dass Kunst Spiel sei.

Benno: Nichts des Neuen, was du da predigst, nichts, was die stümperhafte Unkunst, das Überhandnehmen des Kretinismus in Stil und Auswahl rechtfertigte. Das ist die Kunst der Nichtkönner. Daran wird die neue Kunst ersticken, weil sie die Invasion der Unschädlichen und Harmlosen nicht abwehren kann.

Alfons *(stützt die Hand auf das Kinn [!])*: Wie recht sprichst du wieder und doch wie unrecht. Die Richtung ist gut, aber das Genie fehlt. Wir sind durchtränkt von Güte am Unwesentlichen und bemitleiden das Wollen eben so wie die fertig gegossene Schaumünze, die nach langem Ringen erst aus der Werkstatt des Meisters hervorging. Nur wer selbst je im Leben das Grauen an sich erfuhr, das der klägliche Missklang zwischen erstem Entwurf und Reinschrift in jedem selbstbewussten Dichter hervorrufen muss, versteht die tödliche Hilflosigkeit des Schöpfers an seinem Werk. Denn je klarer der Künstler sein Ziel erlebt, um so mehr sprengt seine innere Anschauung die Kraft, solches darzustellen. Was litt Michelangelo unter dieser Qual des Schaffens, was leiden alle Großen. Halt – ich kenne den Sinn dieser Handbewegung, ich kenne das Lächeln, das „Goethe" spricht. Das Menschenleben für Faust und „Faust" doch ein Trümmerfeld. Das spricht für mich.

Aber ein ungeheures Geheimmittel haben wir, diesen Missklang zu stillen, wir, die Dichter, wie die Maler den dreidimensionalen Raum und in ihm die

Zauber der Farbe. Wir haben das Wort. Du kennst den Augenaufschlag jener, die bei jedem unfassbaren Ausdruck „Phrase“ schrein, du kennst sie, deren plumper Nützlichkeitswahn hinter jedem Prunk die Bloßstellung ihrer eigenen Mittellosigkeit wittern und deshalb die Verschwendung der Worte für Ohnmacht erklären. Ich will dir einen Spruch zuflüstern, einen kurzen und tiefen, der uns, den Maulwürfen des Kunstgenusses, die der eignen Blindheit wegen die Oberfläche für schädlich halten, viel mehr verrät; Peter Hille sagte ihn, ein großer Rhythmiker der Gedanken: „Echte Dichter kennen nur eine Leidenschaft: die des Wortes. Wie die Weiber. Aber anders; ganz anders.“

In dieser Leidenschaft des Wortes findet der Dichter seine Befriedigung vollauf und der echteste völlig. Deshalb ist Hamlet das Vorbild des Dichters, der nie zur Handlung kommt, weil er die Tragödie seines Unterganges literarisch erlebt und das Wort allein ihn schon befriedigt. Deshalb ist Don Quichotte das Ideal eines dichterischen Gestalters, weil er mit starrer Überwindung der Wirklichkeit als reiner Tor der Illusion nacheilt, bis Cervantes selbst, ihn ursprünglich zum Gespötte der Menschheit gestaltend, vor diesem edlen Märtyrer seiner eigenen Redekunst in Verehrung stille steht. Cervantes ahnte nicht, dass er mit Sancho Pansa zusammen sich in seinen Helden verliebte. So bleibt dem Dichter das Wort als Gestalter. Thomas Mann, unser bester Erzähler, sagt: „Nur das Wort macht das Leben menschenwürdig, Wortlosigkeit ist menschenunwürdig, ist inhuman.“ Wie der Maler in Linie und Pinsel während der Arbeit von seiner eigenen Geschicklichkeit immer neu angeregt wird, wie dem Musiker während des Komponierens immer neue Gedanken zueilen, so gibt es für den Dichter nur ein Mittel, das ihn schöpferisch anregt und ihn immer von neuem anregt: das Wort.

Benno: Du willst doch nicht sagen, dass zuerst das Wort und dann erst der Gedanke dem geheimen Tor der Seele entspringt? Wo bleiben dann die reifen Gedanken, die vom Worte losgelöst immer in jedem Gedicht stecken müssen, oder weil du missbilligend dein Haupt schüttelst, wo die Stimmungen, die jedes Gedicht enthalten muss?

Alfons: Gewiss will ich das sagen. Töricht die Rede derer, die aus einem Akt des Zurweltbringens mehrere Teilakte schneiden wollen. Denn auch sogenannte Gedanken leben und sterben mit, ja besser von dem Wort.

Benno: Dann hätte der Blindgeborene Recht, wenn er die Existenz des Alls allein aus dem Schall ableitet.

Alfons: Der Einwand ist stichhältig. Aber wieviel sehende Menschen erblicken in der Welt nicht viel mehr, als mit den Augen eines Kalbes auch gesehen werden kann. Sie gestalten an der Aufnahme der Naturerscheinungen nicht mit, sondern photographieren mit Netzhaut und Pupille die Umwelt zum

Zwecke praktischer Ausbeutung. Anders der Künstler und Dichter, der wie Goethe ein Stilisieren durch das Auge, ein Mitproduzieren an den Eindrücken zutage treten lassen muss. Auch der Dichter muss also, wie jeder andre Künstler, auf eine sogenannte Natürlichkeit verzichten. Auf alle Fälle ist die Naivität im Schaffen eine Utopie, wie du es ja je nach Bedarf in Dehmels Betrachtung über Naivität und Genie wann immer nachlesen kannst.

Benno: Dann hätten freilich unsere heimischen Kritiker bitter Unrecht; sie hätten keine noch so leise Ahnung davon, dass Heines schönste Lieder aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen stammen, dass Goethe erst im zweiten, dritten bewussten Gestalten eines Gedichtes die endgiltige Form fand, dass das Verbessern die Mutter der Dichtung ist, dass – –

Alfons *(macht eine Bewegung, ihn zu unterbrechen)*.

Benno: bitte mich nicht zu unterbrechen; dass der Rabe von Poe von Anfang bis zu Ende eine erlogene, nie erlebte Geschichte war.

Alfons: Du wirst heftig, Benno. Zu viel Ehre dem Geschlechte der Geier! Ruhig Blut! Auch in vielen unserer heimischen Kritiker steckt im tiefsten Winkel ihrer Seele ein Kuckucksei, ein Kuckucksei von echtem Kunstempfinden, versteckt und verdeckt durch allerlei Lappen, als da sind: Behaglichkeit, Ernst, Gravität, Vernunft, Natürlichkeit, Rohheit, Unbegabung, Stolz und ein recht hübscher Lappen Neid. Nichts anders. Denn auch sie waren vielleicht in ihrem 20. Lebensjahr Dichter, aber dies Dichterkuckucksei wollte bei ihnen nicht auskriechen, weil es vom Geiste der Phantasie nicht befruchtet war und ihm daher die natürliche Wärme abging. Dann bedeckten sie es mit obbenannten Lappen und warten und warten und warten, ob es nicht vielleicht doch ausgeht und ihnen so über Nacht ein schönes großes Werk in den Schoß, pardon, aus dem Schoß fällt, unterdessen haben sie sich, nehmen wir an, dem Schachspiel ergeben und – hoffen noch immer. Aber die Zeit vergeht; sie werden wohl Meister, nie aber Dichter. Das wissen sie wohl, deshalb verstehn sie an den andern nicht, dass es auch befruchtete echte Empfindungen gibt.

Benno: Nicht alle, zur Ehre sei's vielen angerechnet, dass sie sich bemühen, das Richtige zu treffen. Sie sind wenigstens ehrlich.

Alfons: Wie sagt Shakespeare im Lear II. Akt, 2. Szene (Cornwall): – – Der kann nicht schmeicheln, der! – ein ehrlich grad Gemüt, spricht nur die Wahrheit! Ich kenne Burschen, die in solche Gradheit mehr Hinterlist und böse Absicht hüllen, als zwanzig harmlose untertänige Schranzen.

Benno: Darin bist du zu scharf. Eins ist aber sicher. Diese höhere Weisheit von Kunst und Dichtung wird gerade bei uns niemals Anklang finden. Aber lassen wir das, es sind bittere Wahrheiten, deren tiefster Kern nicht im Wesen des Volkes steckt.

Alfons: Da kann nur die neue Kunst Freiheit bringen. Nicht der Dadaismus, die Stammelkunst, nicht der Klexpinsel der Ultras, sondern echte, sich selbst zerschellende Ausdruckskunst. Was Ausdruckskunst in der Dichtung ist? Vielleicht verstehst du mich jetzt besser. Ausdruckskunst in diesem Sinne ist Mitformung des Erschauten durch sprachliche Steigerung. Expressionismus ist die Freude am Erleben, ist die Fassungslosigkeit gegenüber dem Wirbel der Erscheinung, ist das Jauchzen der vom Zwange der Starrheit Erlösten, ist der Ansturm der Umwelt auf den Seher.

Benno: Du willst doch nicht sagen, dass – – –

Dr. J. S.

Expressionismus

Eine Verkuppelung, ein gewaltsames Zusammenschweißen von Worten, die zu einander gar keine Affinität haben, durch die ein Sinn herausgepresst wird, vielfach aber – ein Unsinn. Eine Notzucht an Gedanken am großen Tummelplatze – Geist. Haarsträubender Schwefel von Vernunft, Geist, Idee, wovon die, die in dieser Sprache schreiben, im Grunde genommen oft gar keine Idee haben. Als Hülle für ihren frierenden Geist dient ihnen ein grober Kittel von prunkvollen Schlagworten, mit denen sie nur so herumfuchteln.

Traurig ist es um dich „Expressionismus" bestellt, da dir solche Vorkämpfer sind!

Expressionismus ist wohl Großes, aber er soll nicht verhunzt werden, wie es durch Expressionisten-sein-Wollende geschieht. Was wir zu hören bekommen, ist nur ein Nachkläffen, ein Zerrbild einer großen Idee. Wenn die Existenznotwendigkeit eines Expressionismus damit begründet sein will, dass die bisherige gebräuchliche Form, in welcher Denken zum Ausdruck gelangte, viel zu sehr Allgemeingut geworden sei und dem modernen Kulturmenschen nicht mehr genüge, so wäre das einem Raucher zu vergleichen, dem der Nikotin nicht mehr genügt und der zur Erlangung eines empfindlichen Nervenkitzels zu Opium greift – eine Erscheinung, die krankhaft genannt werden muss. Ebenso krankhaft, wie es auch auf dem Gebiete der Erotik mit Verirrungen behaftete Leute gibt, denen der normale Genuss nicht mehr zusagt und die erst in abnormale[m] Genießen Genüge finden.

Im Schweiße seines Angesichtes schreibt so ein „Expressionist", um nur ja in jeder Nummer zu erscheinen. Er zerkaut in seiner Ratlosigkeit seinen Federhalter und sinnt … sinnt, dass heller Schweiß ihm von der Stirne perlt. Da aber die expressionistischen Sachen zu viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmen, so macht man es sich leichter – man verleumdet. Es ist aber schon oft vorgekommen, dass Henker, aus Mangel an Opfer[n], sich am eigenen Galgen erhängt haben. Erfahrungsgemäß wird ein Nerv durch andauernde Erregung schnell überreizt, und Menschen mit überreizten Nerven sind dazu fähig.

[Das Licht]

Offener Brief an den Herausgeber des „Nerv“ Albert Maurüber

Mein Herr!

Als ich Ihr programmatisches Manifest las, glaubte ich, dass sich endlich einige zusammengefunden hätten, um zur Entwicklung und Pflege der modernen Geistesrichtung beizutragen; zwar stutzte ich bei Sätzen wie: „wir tauchen unsere heiligen Menschenhände“ … „Die ein gläsernes abgeklärtes Spiel um ihre Mundwinkel legen und in den Augen eine Tiefe haben, die gefahrlos ist“ usw., doch tröstete ich mich in der Meinung, dass diese Wortverkleidung nur eine Art amerikanischer Reklame sei, durch welche Sie das Interesse des Publikums für Ihre Zeitschrift rege machen wollen.

Als ich aber die nachfolgenden Hefte in die Hand bekam, welche von schwulstigen Phrasen geradezu strotzten, merkte ich leider, dass Sie nicht hier die neue Geistesrichtung zur Reife bringen, sondern nur die hyperexpressionistische Stilform, um einige überspannte Aufsätze und Gedichte vermehren wollten. Diese nervöse Überspanntheit des Stils artet an manchen Stellen so sehr aus, dass ich sie, wenn der Postverkehr nach dem Westen nicht unterbrochen wäre, den „Meggendorfer Blättern“ unter der Rubrik „Stilblüten“ eingesandt hätte.

Es wundert mich, inwiefern Sie zur Kultur beizutragen vermeinen, wenn Sie z. B. Verse eines Dichterleins veröffentlichen, der von „erotischen Begegnungen“ phantasiert und überdies noch die Frechheit besitzt, Ludwig Rubiner als Kameraden zu begrüßen. (Vielleicht in der Meinung, dass alle Menschen seit Adam her Kameraden seien). Oder anderer, die von „Weibern“ und „Zimmern, nachdem sie Liebende verlassen“ im Versmaße faseln. Sie selbst, Herr Maurüber, ersuche ich, „mit Frauenleibern“, „Weiberbrüsten“, „zarten Schenkeln“ und andern occulten Idealen ein wenig vorsichtiger zu hantieren, da die hierortigen Damen an solche Ausbrüche der „neuen Geistesrichtung“ nicht gewöhnt sind. Ich will hier einen Satz zitieren, in welchem Sie es sich zur Pflicht gemacht haben, den Lesern den Geschlechtsverkehr in seiner tiefsten Intimität zu veranschaulichen. Sie schreiben: „Frauenleiber, wie er sie zerwühlte und abknetete mit zittrigen Fingern und heißen Beinen. Von den Lenden bis zu dem Nacken und zu den Schenkeln, die Fruchthälften des Rückens abwärts und aufwärts –

nur die Brüste verschonte er aus unerklärlicher Scheu; er hielt sie bange und gerührt auf den Handtellern …“ Neue kulturelle Geistesrichtung!

Diese Details hätten Sie sich sparen können.

In Bezug auf den Artikel „Pressekultur“ möchte ich den Schreiber aufmerksam machen, dass es bloß Aufgabe des Theaterkritikers ist, das Publikum über das Wesen eines Bühnenstückes und dessen Aufführung kurz und sachgemäß zu unterrichten, nicht aber sich in spaltenlangen Kunstkritiken, in schwulstigen Phrasen zu ergehen.

Die Tendenz der heutigen Presse, „das Große ekelhaft zu verkleinern und das Kleine ekelhaft zu vergrößern“ muss ich leider auch auf Ihre Zeitschrift beziehen, da Sie z. B. dem Herrn F. P – y mehr als eine ganze Seite widmen, weil derselbe – vielleicht unberufen – einige Sätze seines großen Vorgängers Engel zitiert.

Da Sie einer Dame der Gesellschaft, bloß aus dem Grunde, wie sie einer harmlosen Gesellschaftsform huldigte, nachsagen, dass sie für Geld prostituire, (hier aber haben Sie die einzig richtige Antwort bekommen und zwar eine Tracht Prügeln [!]), da Sie einen hierort bekannten Journalisten eines Regierungsblattes in niederträchtiger, kleinlicher Weise politisch denunzieren. Wie sehr aber Ihre Anzeige die Regierung ignoriert hat, erkennen wir aus ihrem Verhalten diesem Manne gegenüber. Pfui, solches Sykophantentum ist eines ungebildeten Menschen unwürdig, geschweige denn eines Mannes, der sich brüstet, für Kultur zu kämpfen. Sie scheinen es sich zum wichtigsten Lebensprinzip gesetzt zu haben, Skandalaffären auszuspülen und sie vor dem Publikum in klatschbasischer Art zu verzerren.

Und dabei scheuen Sie sich gar nicht, boshafte Verleumdungen den Lesern aufzutischen, so z. B. Ihr lächerlicher Angriff gegen den Redakteur Weinstein, dem Sie Fehler eines Setzers und eine fremde Kritik über Schönherr’s „Weibsteufel“ ins journalistische Schuldbuch ankreiden.

Sie scheinen ferner eine große Genugtuung darin zu finden, sich von Ihren Kollegen in spaltenlangen Aufsätzen umschmeicheln zu lassen. (Siehe Heft 6 „Über Maurüber und die Sprache“ von E. M. F.).

Dann scheint Herr E. M. F. an einer hochgradigen kunstkritischen Kurzsichtigkeit und fast größenwahnsinniger Einbildung zu leiden, da er es wagt, auf Grund eines Urteils von Kerr – der übrigens von Karl Kraus „begraben“ wurde – das bürgerliche Drama „Heimat“, welches die künstlerische Vollkommenheit Sudermanns offenbart, als ein „elendes Machwerk aus falscher Sentimentalität und künstlerischer Effekthascherei“ zusammengestellt zu bezeichnen.

Wenn Sie es sich schon herausnehmen, Dichter und Künstler, Schriftsteller und Gelehrte zu bekritteln, die Kritik über Ihre Zeitschrift überlassen Sie gefl. anderen. Fast in jedem Artikel macht sich Ihr kindisches Selbstlob in aufdringlicher Weise bemerkbar. („Die Fülle der Beispiele verbietet, einzelnes anzuführen"). „Und das ist nicht nur Verlogenheit, das ist auch Kulturlosigkeit und Seichtheit, das ist vor allem Gemeinheit und grenzenlose Dummheit."

Hier und da fällt ein guter Artikel in Ihrer Zeitschrift auf, (ich muss das Wort „auffallen" gebrauchen) wie z. B. der philosophische Aufsatz: „Atmann erzählt", doch ist es mir unerklärlich, was Herrn Förster veranlasst haben mag, eine so unglückliche Geistesverwandtschaft, wie zwischen Christus und Kant, herzustellen.

Mit Ihrem Ersuchen an den Theaterdirektor Guttmann, das Publikum nicht ausschließlich mit Operetten zu füttern, stimme ich vollständig überein, doch zweifle ich, ob Ihnen das Cz. Theaterensemble Veranlassung zu solcher Pedanterie gegeben haben mag, Herrn Raul, der seinen Mann stellt, als „total unfähigen Menschen" zu bezeichnen.

Ich schließe nun mit dem Ersuchen an Sie, im Interesse aller Leser und der modernen Geistesrichtung, die Sie zu pflegen behaupten, eine allgemeine verständliche Sprache zu führen, uns keine Schrifträtsel aufzugeben, keine anakreontischen Liebesgedichte und andere Faseleien überhitzter Gemüter zu veröffentlichen und – was Hauptsache ist, vom Nörgeln und Beleidigen abzulassen, was mit der Tendenz Ihrer Zeitschrift in krassem Widerspruche steht.

Zeigen Sie uns durch Taten, was Sie in großmächtigen Worten angekündigt haben.

[Das Ziel]

Gruß „Ostland“!

Wir haben lange genug geschlafen. Was sagt Goethe?: „In der jetzigen Zeit soll niemand nachgeben und schweigen; man muss reden und sich rühren.“

Wir haben lange genug geschlafen, endlich wollen wir reden und uns rühren. Wir, die Jugend! Wir wollen nicht nachgeben und schweigen.

Wir haben genug geschlafen. Neue Luft fährt uns um die Ohren. Die Menschheit hat ausgeschlafen. Die Sklaverei hat ein Ende. Redet und rührt Euch.

Dir „Ostland“ senden wir Gruß und Willkommen. Redet und rührt Euch! Schweiget niemals und vor niemandem.

Brüderlich herzlich wollen wir uns gemeinsam rühren, und reden.

Das Beste der Jugend gebt uns: Kühnheit, Können, Kunst, Reinheit, Reife, Recht.

Lasst uns reden und das Schweigen töten!

Gemeinsam, offen und ehrlich.

Freundschaft und Liebe senden wir Euch entgegen. – Die Menschheit war wie ein Kranker, der sich Ruhe suchend auf seinem Sklavenlager wälzt. Die große Operation hat ihr das Gehirn freigemacht. Die Wahrheit, die große Gewissheit, dass endlich Jugend einzieht in die Welt, Gesundheit, Lebensglut, beschwingt unsere Zukunftsfreude. Darum rühren wir uns und reden! reden mit Euch, reden zu Euch:

Die glücklichsten Menschen sind die, die wissen, dass Glück und Unglück nur durch einen hohen, unermüdlichen, menschlichen und mutigen Gedanken getrennt sind.

In diesem mutigen Gedanken soll unsere Freundschaft und Liebe stehen.

Gruß Dir „Ostland“!

„Das Ziel“

R[ichard] Cs[aki]

„Das Ziel", Blätter für Kultur und Satire, Kronstadt, 1.–2. Heft.
Den unserer Zeitschrift in dem zweiten Hefte dieser neugegründeten Kronstädter Blätter gewidmeten herzlichen Gruß erwidern wir auf das wärmste. Das so von vornherein begründete freundschaftliche Verhältnis kann uns jedoch davon nicht abhalten, in ehrlicher Kritik auch das hervorzuheben, was unserer Meinung nach anzufechten ist.

Zunächst zur Satire. Wird in unseren Verhältnissen die Satire als ständige Rubrik eines Blattes nicht immer ein zu dilettantenhaftes Gepräge und bei dem engen Raum, in dem sich hier die Dinge stoßen, eine zu persönliche (d. i. mehr mit der Absicht missliebige Persönlichkeiten zu sticheln, als wirklich durch Witz zu bessern verbundene) Färbung tragen müssen? Die bereits erschienenen Hefte des „Ziels" belehren uns in dieser Hinsicht nicht eines Besseren.

Dann etwas zum Rahmen der Zeitschrift. Wird die scheinbar bewusst geplante Beschränkung des aktuellen Teils auf die Kronstädter Interessen einer Halbmonatsschrift auf die Dauer genügend Leben verleihen können? Wir bemerken, dass in dieser Hinsicht eine Tageszeitung und die Rolle, die sie im geistigen Leben zu spielen hat, nicht mit der einer Zeitschrift von den Absichten des „Ziels" verwechselt werden darf. Die Zeitschrift will immer Niveau bewahren, die Zeitung darf dies nicht immer, sie muss sich sogar mit den kleinsten und trockensten Aktualitäten beschäftigen, die nichts weniger als geistvolle Behandlung bedürfen.

Der wohl allgemein durchgefühlte Missklang in der Anordnung des Inhaltes im „Ziel" lässt sich darauf zurückführen, dass ziemlich platte Kronstädter „Aktualitäten" zu dem modernen und geistvollen Zug vieler Abhandlungen schlecht stimmen; dass weiterhin Kommerszeitungsbeiträge neben hochliterarischen Schöpfungen stehen müssen.

Die Schriftleitung des „Ziels" möge unsere ehrliche Absicht, die Sache objektiv zu beurteilen und zu fördern, nicht verkennen, wenn wir gerade das Negative an der Spitze betonen. Dessen, was man gut gemacht hat, wird man sich ja leichter und lieber bewusst.

Dass die gebrachten Zeichnungen (namentlich des 2. Heftes) sehr ansprechen, dass ein frischer, unbekümmerter Geist durch die Zeitschrift weht, dass einige Dichtungen und Übersetzungen von solchen sehr schön sind, wollen wir gerne anerkennen.

Auch wir grüßen „Das Ziel“ und wünschen ihm, dass es den Weg zu einer allgemeinen und rückhaltlosen Anerkennung seiner Leistungen und zu einer festen Stellung innerhalb unseres Kulturlebens bald finden möge. Die Bedeutung, die „Das Ziel“ im Verlaufe einer aufwärtsstrebenden Entwicklung für unser geistiges und künstlerisches Leben wird gewinnen können, sehen und erhoffen wir darin, dass es mit dem Schwung und dem kühnen Drängen der unbekümmerten Jugend das gereifte Verantwortungsgefühl unseres schweren völkischen Standes doch wirksam verbindend, neues Leben fördert und schafft.

Wir wollen gerade heute nicht Gegensätze herauskonstruieren nach allen Richtungen hin, sondern wir wollen und müssen überall das Verbindende fester fügen, das Ergänzende suchen.

Unsere beiden neuen Zeitschriften, „Ziel“ und „Ostland“, in ihrer scharf zu scheidenden Eigenart tragen die Möglichkeit in sich, sich innerhalb unseres Kulturlebens wirksam zu ergänzen.

[Das Ziel]

Ostland!

Die Entlastung ist allgemein. Es ist doch erschienen das Ostland und wir wollen uns freuen, dass es gut ist. Wir sind uns dessen bewusst, dass der Gegensatz zwischen uns und dem Ostland aufrecht erhalten bleiben muss. Ein Gegensatz, der schon aus dem ersten Heft unzweideutig hervortritt, aber ein Gegensatz in herzlicher Freundschaft.

Das Ostland vornehm, vorsichtig, im guten Sinne konservativ, das Ziel äußerlich und innerlich mehr auf Schwung als auf Korrektheit Gewicht legend, rücksichtslos, vielleicht auch oft rüpelhaft erscheinend, aber stets fortschrittlich, unerbittlich offen und ehrlich. Wir wollen die Jugend haben und haben sie; das Ostland hat das gereifte Alter. Wir wollen lieber Sprunghaftigkeit, überschäumendes Leben; Ostland ist einheitlicher. Diese Gegensätze werden sich mit der Entwicklung mildern, sollen aber beiderseits bewusst betont werden. Wir begrüßen den freundlichen, aufrichtig kritischen Standpunkt, mit dem das Ostland sich zum Ziele stellt. Aufrichtigkeit bringt Freundschaft. Wir hoffen, dass sich diese Freundschaft trotz des Gegensatzes oder vielleicht gerade infolge des Gegensatzes der beiden Wirksamkeiten erhalten bleibt.

E[mil] H[onigberger]

Das erste Ostlandheft

Der erste und hauptsächlich der äußere Eindruck des Heftes ist geschmackvoll und sympathisch. Freilich, wie man dann blättert und liest, wird die Freude langsam gedämpft. Besonders enttäuschen die Bilderbeilagen. Man greift sich verwundert an den Kopf. Wissen die Herausgeber nicht, dass wir eine ganze Reihe Berufsmaler haben, Maler, die im Ausland sich durchgesetzt haben und ernste, hochstrebende Künstler sind? Mussten sie gerade das erste Heft mit den konventionellen Zeichnungen eines nicht sonderlich begabten Zeichenlehrers füllen?

„Viktoria", Novelle von Karl Bernhard eröffnet das Heft. Ebenso konventionell wie die Zeichnungen, wenn auch solid und liebreich durchgearbeitet. Besser sind die Gedichte, von H. Klöß. Die „Revolutionslieder" wirken jedoch in ihrer Zahmheit gar nicht revolutionär.

Gedankenreiche Arbeiten sind die von D. Fr. Teutsch und Lutz Korodi. Gereifte Männer sprechen da zu ihrem Volk. Einfach und ernst. Auch in den übrigen Abhandlungen finden wir manche Anregung und tüchtige Arbeit. Eines muss ich erwähnen: Der Kronstädter Berichterstatter Coronensis bemerkt, dass in der Schubertsymphonie „kein Andante con moto, sondern ein Adagio war." Das ist ein aufgelegter Unsinn. Wir würden gerne wissen, wer Coronensis ist. Nach diesem mehr ungeschickten als böswilligen Urteil hat er sich ein schwaches Zeugnis gestellt.

[Erwin Reisner]

„Das Ziel“, 7. Heft

Während die 6. Nummer der Zeitschrift „Das Ziel“ schon eine Milderung der anfänglichen radikal expressionistischen Richtung erhoffen ließ, ist das 7. Heft wieder vollständig in die alten extremen Bahnen zurückgekehrt. Besonders gilt das von den Illustrationen, die alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellen.

Es soll nicht bezweifelt werden, dass den Linoleumschnitten M. Teutschs Ideen zugrunde liegen, aber die Zumutung an den ja selbstverständlich mit derartigen Spezialkunstzweigen nicht vertrauten Leser des Blattes, diese Ideen auch herauszufinden, ist doch ein wenig stark. In eine für die, wenn auch gebildete, Allgemeinheit berechnete Zeitschrift gehören solche Produkte nicht hinein.

Mehr als eine Seite des Heftes nehmen die Programmschriften des „Nerv“ und des „Licht“ ein. Speziell der erste Aufsatz scheint in der Weglassung des bestimmten Artikels das Wesentliche der modernen Literatur zu erblicken.

In wieweit die Polemik Hermann [!] Roths gegen den Leiter der „Neppendorfer Blätter“ berechtigt ist, soll nicht untersucht werden; jedenfalls passt sie nicht in ein öffentliches Kulturblatt.

Unter den sonstigen Beiträgen befindet sich manches Anerkennenswerte. Stil und Stimmung zeigen besonders die beiden Gedichte von Horvat, jene von Leer aber, wenn man von der stark erotischen Note absieht, bringen mehr Schein als Sein.

R. –

[Emil Honigberger]

An die „Deutsche Tagespost“

Wir bemerken zu der unfreundlichen Besprechung unseres 7. Heftes und insbesonders zu der brüsken Ablehnung unserer Zeichnungen:

Wir wollen nicht mit „Zukerln“ und gefälligen Zeichnungen unsere Leser ködern. Uns wäre es bequemer und jedenfalls erfolgreicher. Wir sind uns auch bewusst, dass so wie die „Tagespost“ ein großer Teil der Leser denkt. (Sie werden durch die Zeit eines bessern belehrt werden). Wir wünschen auch nicht, dass jeder X-beliebige den Wert dieser Schnitte sofort erkennt; viele werden ihn nie erkennen, weil die Denkbequemen gewöhnlich nicht einmal erkennen wollen. Für diese Rückschrittler und stolzen Ablehner arbeitet der Fortschritt niemals. Dass aber schon viele Kunstfreunde, die nicht nach Zuckerln schnüffeln, sondern mit Ernst und wohlwollendem Verständnis sich diesen „Schnitten“ genähert und andern Sinnes als das große R. der „Tagespost“ sind, beweist, dass gerade nach den „Linoleumschnitten“ während der letzten Kronstädter Ziel-Ausstellung lebhafte Nachfrage war und eine ganze Reihe derselben angekauft wurden. Mattis Teutsch hat für mehr als 15.000 K[ronen] Bildverkaufserlös. Was sagt da Herr R.?

Gut, die Kronstädter sind für den Hermannstädter nicht maßgebend, aber nehme Herr R. die Pester und Berliner Kritiken über Mattis Teutschs Linoleumschnitte zur Hand und die Linoleummappe des Künstlers von der Zeitschrift „Ma“ herausgegeben! Ich weiß, es wird ihm nicht imponieren, aber nachdenklich machen wird es ihn doch, vorausgesetzt: Herr R. hält sich nicht für klüger und maßgebender als die Kritik der Großstadt.

Auch die Gedichte der Sophie van Leer missfallen dem verehrten Herrn R. Wir können jedenfalls nichts dafür, dass der fortschrittliche und gebildete Herr R. der Dichterin, die eines der interessantesten Talente der modernen deutschen Dichtung ist, nicht nachfühlen kann. Nur soll er nicht der Dichterin den Vorwurf machen.

Was R. über die Zurechtweisung der „Neppendorfer Blätter“ sagt, ist richtig: Man vergibt sich viel, wenn man sich mit diesem „Friseurladenwochenblatt“ befasst. Wir taten es auch nicht wegen ihm, sondern wegen unsern großen Tageszeitungen, die mit diesem übelsten Schund liebäugeln. Nun, für uns ist es für 17 Jahre erledigt, und wir versprechen dem großen R., dass dies unser endgültiger Wille ist.

Das Ziel

[Erwin Reisner]

„Das Ziel", 8. Heft

Das 8. Heft der Zeitschrift „Das Ziel" zeichnet sich, sowohl was die literarischen Beiträge wie auch was die Illustrationen betrifft, seinen Vorgängern gegenüber durch Gediegenheit aus. Die Zeichnungen von Fritz Kimm deuten auf entschiedene und kraftvolle Künstlernatur; „Morgendämmerung" von Morres ist das Werk eines recht beachtenswerten Talentes. Bedauerlicherweise leiden alle Reproduktionen unter dem mangelhaften Papier.

Auch der schriftstellerische Teil bringt manches Gute. Vor allem sei die poetisch tief empfundene Skizze „Das Weib" von Karl Kärtsch lobend hervorgehoben. Die Groteske „Der Ball" von Richard [!] Lich steht durchaus auf dem Niveau, das man von einer deutschen Kulturzeitschrift verlangen muss. Das Gedicht „Da kam ein Lied zu mir…" von H. L. ist schön und stimmungsvoll. Die übrigen Beiträge sind zwar größtenteils keine Originale, aber wenigstens gut gewählt.

Ich wage nicht aus dem Gesamtcharakter dieser einen Nummer des „Zieles" den vorschnellen Schluss auf eine eventuelle Richtungsänderung oder auch nur Abschwächung der ursprünglichen Richtung zu ziehen. Das nächste Heft könnte vielleicht schon eine schwere Enttäuschung bringen. Schwankungen vom extremsten Expressionismus zu abgeklärterer Form und umgekehrt waren auch vordem schon zu beobachten. Vielleicht liegt es überhaupt in den Intentionen dieser Kronstädter Halbmonatsschrift für Kultur, Kunst und Kritik, wie sie sich jetzt nennt, durch plötzliche, radikal expressionistische Trommelfeuer den armen Leser zu überraschen.

Nun möchte ich noch als Privatperson, nicht als Redaktionsmitglied der „Deutschen Tagespost", auf den dem Titel nach zwar gegen unser Blatt, dem Inhalte nach aber ausschließlich gegen mich gerichteten Angriff einiges erwidern:

Geehrte Schriftleitung!

Vor allem bitte ich zu bemerken, dass das „geehrte" der Ansprache mit der anerzogenen Aufrichtigkeit des höflichen Gentleman und nicht ironisch wie die Ausdrücke „verehrter Herr R." und „fortschrittlicher und gebildeter Herr R." in Ihrer Entgegnung auf meine Kritik zur 7. Nummer des „Zieles" gemeint ist. Besonders scheint mir die ironische Betonung des Wortes „gebildet"

hart an persönliche Beleidigung zu grenzen und die allgemein üblichen (deshalb noch nicht unbedingt zu verwerfenden) Regeln des Taktes entschieden zu verletzen. Gegen den Takt verstößt übrigens schon allein die Art, einer sachlichen Kritik wegen die Person des Kritikers selbst öffentlich zu attackieren.

Ich bin mir absolut nicht bewusst, die Linoleumschnitte des Malers Mattis Teutsch „brüsk" abgewiesen zu haben, ich sprach ihnen nur die Berechtigung der Reproduktion in einem für die – wenn auch gebildete – Allgemeinheit bestimmten Blatt ab. Dass die Bedeutung dieser Linoleumschnitte im rein Ornamentalen liegt, werden Sie doch selbst zugeben. Seit wann aber pflegt man die Seiten einer Kunstzeitschrift mit bloßen Ornamenten zu bedecken? Sie werden vermutlich antworten: „Seit gestern." Darauf hätte ich zu erwidern, dass dies den Versuch einer Revolution bedeuten würde und revolutionäre Flackererscheinungen, auch in der Kunst, niemals von Dauer sein können. Man geht über kurz oder lang doch wieder zur Tagesordnung über, womit ich aber noch nicht gesagt haben will, dass das Kommende dem Vergangenen in allen Stücken gleichen müsse. Das naive und darum einzig richtige Urteil des Menschen lässt sich nur ganz vorübergehend vergewaltigen. Um festzustellen, dass ich die Linoleumschnitte nicht in Bausch und Bogen verworfen habe, bitte ich, den bezüglichen Absatz meiner Kritik nochmals und mit mehr Aufmerksamkeit durchzulesen.

Mit der Richtung Ihrer Zeitschrift kann ich mich allerdings nicht einverstanden erklären, und diesen Standpunkt werde ich auch in Zukunft beibehalten. Ich kann Ihnen aber deshalb noch nicht das Recht zugestehen, mich als Person öffentlich lächerlich zu machen und anzufeinden. Ich glaube vielmehr, dass es auch Gegnern auf dem Gebiete der Kunst sehr wohl möglich ist, die entsprechende Achtung voreinander zu wahren. Die aggressive und kampfdurstige Tendenz, der Geist „der Neusten, die sich grenzenlos erdreusten", welcher aus der ganzen Physiognomie Ihres Blattes spricht, erregt vor allem meine heftige Abneigung. Ich glaube doch, dass das Grundgefühl allen künstlerischen Schaffens Liebe heißt und dass die schadenfrohe, nach fremder Borniertheit ausspähende Lauerstellung durch und durch unästhetisch ist.

Hochachtungsvoll
das große R.
(recte Erwin Reisner)

E[mil] Honigberger

Dem Kritiker der Tagespost, Herrn Erwin Reisner

Geehrter Herr!

Die Zahl der böswilligen und geistesfaulen Gegner unserer Zeitschrift ist so groß, ihre Angriffe gleichen sachlichen Urteilen oft so sehr, dass es manchmal schwer ist, diese Gegner von wirklich sachlichen Gegnern zu unterscheiden. Sie wollen zu unsern sachlichen Kritikern und Gegnern gezählt werden. Gut, ich nehme Sie als solchen an und will – Ihrem Wunsche gemäß – mich mit Ihnen auseinandersetzen, in der Art, wie man das mit einem ernsten Gegner zu tun pflegt. Und nun zur Sache:

Zuerst muss ich Verwahrung einlegen gegen Ihre Anschuldigung, dass wir „durch plötzliche radikalexpressionistische Trommelfeuer den armen Leser zu überraschen" bedacht sind. Wir sind weder aus Sensationslust, noch aus „Schadenfreude an fremder Borniertheit" fortschrittlich, sondern aus Überzeugung. „Für Fortschritt" ist unsere Devise, und in unserem Bestreben, jedem Vorwärtsstrebenden den Weg zu bahnen, schrecken wir auch davor nicht zurück, den Holzschnitten des Hans Mattis Teutsch Raum in unserem Blatte zu geben. Nebenbei bemerkt: Wir erblicken in diesen Arbeiten nicht nur rein ornamentale „Erzeugnisse". Sie schätzen jedoch nicht nur diese Arbeiten gering ein (was noch zu verstehen wäre), sondern auch die früher erschienenen Zeichnungen von F. A. Harta, Gütersloh, Hans Eder, Ernst Honigberger, Walter Teutsch usw. (Siehe Kritik unseres 8. Heftes. – Es kann sich doch nur um diese Arbeiten handeln!?) Wie Sie wollen. Auf jeden Fall sind diese unsere reifsten jungen Maler und Zeichner. Harta und Gütersloh sind in weiten Kreisen des Auslandes bereits anerkannte Maler; diese Blätter wurden uns vom Maler Hans Eder freundlichst zur Verfügung gestellt. Dass aber ein Fachmann keinen Schund in seine Sammlung aufnimmt, werden Sie wohl zugeben.

Sie befürchten eine „Revolution" in der Kunst? Zugegeben, dass es sich wirklich nur um „revolutionäre Flackererscheinungen" handelt, so geben Sie doch auch zu, dass „das Kommende dem Vergangenen nicht in allen Stücken gleicht." Revolutionen sind zwar ein Übel, aber ein unvermeidliches und notwendiges Übel. Sehen Sie, ich bin der Überzeugung, dass das deutsche Volk durch die gegenwärtige Revolution einer neuen, großen Zukunft entgegengeht – trotz dem Elend, in welchem sich das deutsche Volk gegenwärtig befin-

det. Nicht nur in Deutschland – allenthalben regt es sich, der neue Zeitgeist schreitet mit Riesenschritten durch die Welt. Überall Umwandlung, überall regt sich neues Leben – „umdenken" heißt es, umlernen – auch in der Kunst, nicht nur draußen im Leben. Daher schrecken wir auch in der Kunst vor einer Revolution nicht zurück. Der alte Baum ist morsch, trägt nur noch welke und verkümmerte Früchte – er bricht zusammen, und an seiner Stelle wächst ein junger, frühlingsgrüner, früchtereicher Baum der Sonne entgegen.

Sie freilich werden mit Hinweis auf unsere Kunstbeiträge sagen: „Das ist nicht die neue Kunst." Ob Sie unsere jungen Künstler als Vertreter der „neuen" Kunst anerkennen oder nicht – eines ist sicher: Sie kämpfen für den Fortschritt und weisen in die Zukunft. Unsere Künstler haben sich als erste die Freiheit des Geistes errungen. Draußen in Deutschland und in allen andern Kulturstaaten, überall wohin Sie blicken, finden Sie Blätter für Kultur und Kunst (u. zw. ernst zu nehmende!), welche sich zum Teil oder ausschließlich mit der neuen Kunst beschäftigen. Bei uns freilich gehört noch ein gewisser Mut dazu, die „extremsten" Künstler zu Worte kommen zu lassen. Verdient dieser Mut getadelt und gerügt zu werden? Warum die spöttisch-wegwerfende Bemerkung: „andere Kulturblüten" (siehe Ostlandkritik)?

Ist nur jene Zeitschrift eine „Kulturblüte" im wahren Sinne des Wortes, welche das Alte, Abgeklärte, bereits Anerkannte bringt? Sie betonen die Sachlichkeit Ihrer Kritik, dürfen sich aber nicht wundern, wenn bei solchen Äußerungen ihre Sachlichkeit doch in Zweifel gezogen wird. Ein ehrlicher, sachlicher Kritiker muss auch den Mut zum Eingeständnis haben, dass er dieser oder jener „Richtung" keine Liebe, kein Verständnis entgegenbringen kann.

Dann werfen Sie uns „Schwankungen vom extremen Expressionismus zu abgeklärterer Form und umgekehrt" vor. Ich gebe zu, die kommen vor und werden vorkommen. Doch warum urteilen Sie so einseitig? Bemerken Sie dieselben Schwankungen bei dem von Ihnen so hochgeschätzten „Ostland" nicht auch? Wie verträgt sich Hans Hermann mit Hans Eder? Ist der Unterschied zwischen Hermann und Eder minder groß wie der zwischen Morres und Mattis Teutsch? Ist die Bestrebung, ein gutes expressionistisches Bildnis zu malen, nicht ebenso neuen Datums wie die Bestrebungen der alles Gegenständliche vermeidenden Expressionisten? Sind Kokoschka und Kandinsky nicht Mitarbeiter derselben Zeitschrift (Sturm)?

Unser „Ziel" ist – genau wie das „Ostland" – eine Zeitschrift für Kultur und Kunst der Ostdeutschen. Wollen wir als solche gelten, so müssen wir möglichst alle Kultur- und Kunstbestrebungen der Ostdeutschen zu Worte kommen lassen (was auch geschieht). Der Unterschied ist nur, dass das „Ostland" (allem Anscheine nach, denn nach zwei Nummern lässt sich ein abschließendes Urteil nicht fällen) das – sagen wir meinetwegen – Gereiftere, Abgeklärte-

re bevorzugt, das „Ziel“ hingegen dem Neuen und Werdenden, den Zukunftswerten eine Heimstätte geben will. „Ostland“ das gereifte Alter, wir die suchende, stürmende, wenn Sie wollen: oft irrende Jugend. Und ist das nicht gut so? Muss es nicht das Interesse eines jeden denkenden Ostlanddeutschen sein, dass beide Zeitschriften, sich gegenseitig ergänzend, [sich] behaupten und entwickeln mögen?

Kultur und Kunst unseres Volkes zu fördern, ist unser erstes und höchstes Bestreben. Für dies kämpfen wir im festen Glauben an unsere hohe Aufgabe.

Eben erhalte ich Ihre Kritik unseres 9. Heftes. Möchten Sie auch diese „sachlich“ nennen? Nach dieser Kritik wird Sie niemand als vorurteilslosen Kritiker in Betracht ziehen – besonders nicht, wenn man vergleichsweise Ihre unsachliche, kritiklose Kritik von Ostland 3 in die Hand nimmt. Sie sind Mitarbeiter des „Ostland“, da muss ja Ostland herrlich und tadellos sein, und selbstverständlich ist es, dass „das Ziel“ schlecht ist, da Sie ja nicht mitarbeiten! –

Dass Sie Runer's (wenn Sie wollen Runes') Gedichte bereits gelesen haben, ist möglich. Uns wurden sie vom Verfasser im Manuskript eingesendet, und es war uns unbekannt, dass dieselben schon einmal irgendwo veröffentlicht waren. (Welcher Schriftleiter kann sich stets davon überzeugen, ob ein eingesendeter Beitrag schon einmal irgendwo abgedruckt war?) Wenn Sie sie zufällig schon gelesen haben, so kann uns das ziemlich gleichgültig sein. Sie sind zum Glück nicht unser einziger Leser. Übrigens – von den 12 Seiten Text enthielten 9 Seiten Originalbeiträge.

Auch Hölderlin kennen Sie bereits. Das ist schließlich nicht zu verwundern! Viele andere kennen ihn auch – und lesen ihn immer wieder gerne – wieviele aber kennen ihn noch nicht? Damit ihn eben recht, recht viele kennen lernen mögen, bringen wir in unserer lyrischen Auswahl (siehe: Lyrische Auswahl, Roth) Hölderlin, Nietzsche u.s.w. Ihnen erscheint es belustigend, dass wir uns für befugt halten „auf das Ostdeutschtum geschmackbestimmend einzuwirken“. Nicht nur, dass wir uns hiezu für befugt halten, wir erachten es sogar als unsere Pflicht. Und wenn Sie annehmen, dass Sie durch Ihre spöttisch-wegwerfenden Bemerkungen dem „Ziel“ schaden und ihm einen eleganten Todesstoß versetzen können, so täuschen Sie sich. Sie sind gereizt, Ihre Eitelkeit ist gekränkt, Ihr Unmut steigert sich bis zur Böswilligkeit. Bösem Willen und bösen Absichten gegenüber ist es schwer, seine sachliche Ruhe zu bewahren. Lobenswert an Ihrer Kritik bleibt höchstens, dass Sie sich gar keine Mühe geben, Ihre Absichten zu verbergen. Nun, ich kann Sie versichern: Sie können „das Ziel“ weder totkritisieren – noch totschweigen. Die Jugend ist auf unserer Seite: der Jugend gehört die Zukunft.

Hochachtungsvoll
E. Honigberger

R[ichard] Cs[aki]

Frühling. Blätter für Menschlichkeit

Verantwortliche Leitung durch Norbert von Hannenheim, Hermannstadt

Mit einer überaus distinguierten Geste tritt diese neue Zeitschrift auf den Plan: Ein ruhiger, durch Farbe und Schrift von Hermann Lani musterhaft abgetönter Umschlag, auffallend gute Satzanordnung, kein erheblicher Aufwand an Reklame – dieses Äußere der Erscheinung schon stimmt sympathisch.

Dazu noch Titel und Untertitel! Wer griffe heute nicht gerne nach einer Zeitschrift, die sich „Frühling" nennt! Und wer nicht noch lieber nach „Blättern der Menschlichkeit"! Wer aber hinter dem „Frühling" eine neue künstlerische Werte verheißende Literaturrevolution, sozusagen eine Art sächsischen „Sturm und Drang" wittert und in den „Blättern für Menschlichkeit" ein philosophisch-ethisches oder gar soziales Programm sucht – ja der wird diese Blätter enttäuscht aus der Hand legen. Ihm haben Worte zu viel vorgespiegelt.

„Frühling" hat ganz und gar nichts Revolutionäres an sich. Es ist das sanftere Säuseln der Frühlingsbotschaft, das uns aus den Blättern engegenweht. Es scheint sich auch nicht – was man hätte annehmen können – um eine Gruppe heimischer Schriftsteller zu handeln, die als Literaturclique auf diesem Wege etwa zur Geltung kommen wollte. Sind es doch wohlbekannte Namen, die uns hier entgegentreten, Namen, die durch unsere heimischen Zeitschriften dem Leserkreise bereits vorgestellt worden sind: Oskar Kraemer, dessen „Profeta", sicher das glänzendste Stück des Heftes, eine Meisterleistung der psychologischen Skizze darstellt, durch die „Karpathen", E. Reisner, O. Alscher, W. v. Hannenheim, E. Hajek, F. X. Kappus, E. Jekelius, O. W. Cisek durch „Ostland" und durch die Feuilletons der Tagesblätter.

Schließlich jedoch – warum soll und muss alles mit einem Programm, mit Begründung seiner Existenznotwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit auftreten! Lassen wir diesmal die in unseren engen Verhältnissen so beliebten Bedenken von „Überlastung der Kulturrüstung" usw. fort – Frühling selbst stellt ja keine Ansprüche, es bietet sich dem dar, der es kaufen will und kaufen – kann! Warten wir ab, was „Frühling" noch bringt! Warten wir, ob sich auf die Dauer die schon räumlich bedingte Beschränkung auf das feuilletonistisch-skizzenhafte Gebiet (außer den Gedichten) wird halten lassen können. Warten wir vor allen, ob sich „Frühling" eine literarische Gemeinde – eine schaffende

und lesende (beide müssen nicht groß sein, ich glaube, „Frühling“ strebt das auch nicht an) – wird schaffen können. Das wäre dann ein Verdienst, das sicher doch in der Richtung der Begründer liegt, ein Verdienst, die Stillen, die Nur-Literarischen zu sammeln, ein wenig vornehme literarische Tradition zu schaffen und dadurch der Achtung vor dem Schaffenden auch in den weiteren Kreisen mehr Geltung zu erwirken.

Genügt hierfür aber ein bisschen geschmackvolle Aufmachung und die feuilletonistische Skizze?

[Hermann Plattner]

Ostlandjahrbuch für 1921

Die Moderne Bücherei hat zum ersten Mal ein Ostlandjahrbuch herausgegeben. Das 96 Oktavseiten starke Buch enthält eine Reihe sehr talentierter Beiträge von Verfassern mit Namen, die heute schon klingen. Es ist eine starke Phalanx, in der das literarische ostdeutsche Schrifttum der Öffentlichkeit sich darbietet. Das Jahrbuch könnte neben den besten Jahrgängen der Kalender erfolgreich bestehen, wie sie seinerzeit von „Simplizissimus“ und „Muskete“ herausgegeben wurden. Hier aber liegt eben die Frage: Wollte das Jahrbuch des „Ostland“ wirklich in der Bahn dieser Zeitschriften gehen, die sich doch zu einem wesentlich andern Programm als „Ostland“ bekennen? Ich glaube nicht, dass dies in der Absicht der Schriftleitung lag, für die im Jahrbuch, abweichend von der Zeitschrift selbst, Dr. Egon Hajek zeichnet. Es ist ja klar, dass die Großstadt des Simplizissimus- und Musketenstils in ihrer Literatur bedarf. Sie wendet sich an einen Leserkreis, dessen großer Teil in den nächtlichen Kunstlokalen auf et und ee heimischer ist als an den Stätten der ernsten Kunst. Zwischen Türmer, Kunstwart, Insel einerseits und Pschütt, Karikaturen etc. andererseits muss es ein Vermittlungsglied geben, das geistreich genug ist für den literarischen Leser, erotisch genug für die Masse. Die Kunst der Großstadtliteratur muss eben auch nach – Zuckerbrot gehn. Gilt das aber auch für unser Lesepublikum? bestimmt nicht. Es mag sich um ein zufälliges Zusammentreffen bei der Einsendung der Beiträge und somit auch bei der Zusammenstellung des Jahrbuchs gehandelt haben. Von einem Jahrbuch, das solche Namen enthält wie das Ostland, dürfen wir wohl für die Zukunft erwarten, dass unser literarisches Schrifttum mit ernsterer Kunst ein Abbild unseres geistigen Lebenskreises biete. Die äußere Ausstattung des vom Verlag W. Krafft hergestellten Buches ist auch diesmal von gediegener Vornehmheit in Buchschmuck und Druck. Der Preis beträgt 16 Lei.

Eine Aussprache

Vom Schriftleiter des „Ostland Jahrbuches“ Dr. Egon Hajek erhalten wir folgende Zuschrift:

Löbliche Schriftleitung:

In Nr. 14323 Ihres geschätzten Blattes ist eine anonyme Besprechung des Ostland Jahrbuches 1921 erschienen, zu der ich als Schriftleiter hinzufügen möchte, was der Berichterstatter zu sagen übrig gelassen hat.

Es ist immer eine missliche Sache, auf Dinge reagieren zu müssen, die nach dem alten Grundsatz des „Sowohl-als-auch“ ausgelegt werden können, – ich tue es aber, weil alle beteiligten Schriftsteller es einfach nicht tun können und ich selbst mich am wenigsten durch die Besprechung betroffen fühle … Der Gedanke, dass zum ersten Mal hier aus allen Siedlungsgebieten Schriftsteller gemeinsam auf den Plan treten, also der Hauptzweck des Jahrbuchs, wird nur leise berührt; das ginge an. Dass aber so im allgemeinen vom Simplizissimus, von der Muskete und dann so hinterher auch von „Pschütt“ – im Vergleich mit dem Ostlandjahrbuch die Rede ist, kurz, dass die ganze Beurteilung kaum merklich nach dem Moralischen hingedreht wird, dagegen fühle ich mich verpflichtet, Verwahrung einzulegen. Wie? Gibt es zweierlei Kunst, eine für die da draußen (die mag auch so gewissermaßen unpassend sein) und eine für uns hier im Sachsenlande mit moralischen Scheuklappen? Da muss ich sagen: Eine doppelte Ästhetik ist nicht minder gefährlich wie eine doppelte Moral. Ich bekenne mich bewusst zu denen, die ein Kunstwerk ausschließlich nach Stilgrundsätzen werten. Es ist doch unerhört, heute, nach jahrzehntelanger Tätigkeit unserer Besten in Karpathen, Ostland und Frühling, darauf hinweisen zu müssen, dass der Inhalt bei Beurteilung von Kunstwerken fast nebensächlich ist.

Und ein Zweites. Wenn dem Herrn Verfasser des Berichtes ein Beitrag nicht gefallen hat, dann heraus mit dem Namen derer, die es ihm moralisch angetan haben und nicht so ganz allgemein an den größeren „Ernst“ unserer Schriftsteller appellieren; damit wirft man alle in einen Topf und mutet vielleicht Hermann Klöß zu, was zum Exempel Karl Bernhard oder Fred Fakler verbrochen haben kann. Ernst? Glauben Sie, Herr Anonymus, wirklich, dass nur solche Erzählungen ernst gemeint sind, die im Stile unseres weiland Gustav Seivert mit allem Ballast der historischen Wissenschaft getränkt sind, wie ein Schwamm mit eitel Wasser? Das ist ja der Jammer an den meisten unserer heimischen Federhelden, dass sie nur zu oft einen schlechten Stil schreiben.

Unser Almanach will erzählen, unterhalten, stil- und geschmacksbildend wirken, nicht diluviale Kalenderbiographien bieten; dass der Inhalt allgemein menschlich ausgefallen ist, – wer kann Künstlern vorschreiben, was sie er-

zählen sollen? Ich kann's nicht und überlasse es gerne dem geehrten Rezensenten, dies zu können.
Mit bestem Dank für die Aufnahme dieser Zeilen

Hochachtungsvoll
Dr. Egon Hajek

*

Erwiderung

Es ist mir ein Vergnügen, mich als Verfasser der Besprechung über das „Ostland-Jahrbuch" zu bekennen. Denn anonymes Versteckspielenwollen wird man mir wohl nicht zumuten. In meiner Beurteilung des Buches bin ich durch die vorstehenden Ausführungen Dr. Hajeks nicht bekehrt worden. Gerade das, was Dr. Hajek mir zum Vorwurf macht, ich sei an der völkischen Bedeutung des Jahrbuches vorbeigegangen, gerade das hat mich zu meinen Vorbehalten bezüglich des gedanklichen Inhalts des Buches bewogen. Dass die Beiträge talentvoll geschrieben sind, und dass sie in ihrer Art mit sehr guten Leistungen des gesamtdeutschen Schrifttums es aufnehmen können, das habe ich in meiner Besprechung voll anerkannt. Wäre uns das Buch in dem Sinn vorgestellt worden, vielleicht wäre kein Wort weiter zu sagen gewesen als die Anerkennung der mannigfaltigen Begabungen, die in dem Buche zum Ausdruck kommen. Aber das Buch w o l l t e in anderm Zeichen stehen. Es heißt in der Vorrede u. a.: „Wir sind ein Volk geworden … es hieß einmal Heerschau halten im neuen Staate … so mögen unsere Dichter zur Verständigung unter uns Deutschen in Großrumänien beitragen." Also: V o l k s s a c h e ; Sache der deutschen Kultur im Osten. Auch ich habe von der Bestimmung eines Ostland-Jahrbuches dieselbe Ansicht. Hier aber war der Widerspruch. Unter den sieben Prosaarbeiten des Buches ist eine sehr feine Analyse einer reifenden Jungmädchenseele, ein Märchen und fünf teils ganz schwül erotische, teils übermodern analysierende Erzählungen. Das steht doch entschieden im Gegensatz zu der Gedankenrichtung der Vorrede.

Deshalb stelle ich die Frage: Ist die Atmosphäre des Buches wirklich das Spiegelbild unserer Geisteskultur oder wird damit die aus einer Zwangslage der Großstadtdichtung geborene Kunstrichtung auch zu uns gebracht mit der Einstellung, als ob das die wahre Kunst sei? Ich sehe da die Dinge auf den Kopf gestellt. In der Großstadt sind die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände schwer krank, und die sogenannte Kunst muss sich darein finden, diese Krankheit mitzumachen. Bei uns sind Gesellschaft und Sittlichkeit im

allgemeinen noch durchaus gesund – aber die Kunst will krank sein, weil ihre großstädtische Kollegin es ist. Dass wir damit auf dem richtigen Wege seien, will mir nimmermehr einleuchten. Ich bekenne mich bewusst zu denen, die ein Kunstwerk nicht ausschließlich nach Stilgrundsätzen und nach technischen Werten einschätzen, sondern auch nach seinem geistig-kulturellen und seinem sittlichen Gehalt. Dann allein ist Kunst Volkssache, Menschheitssache, im andern Falle ist sie bestenfalls Virtuosentum, Bravour. Das Wort l'art pour l'art war eine notwendige Reaktion gegen damalige Zeitströmungen, kein bedingungsloses Glaubensbekenntnis für hochstrebende Künstlernaturen. Mir ist Kunst wertvoller Inhalt in möglichst vollendeter Form, nicht Inhalt allein, aber auch nicht Form allein. Wem dieser trotz Karpathen, Ostland und Frühling (aber!) von mir eingenommene Standpunkt rückständig oder reaktionär erscheint, dem will ich gerne so gelten. Ich sehe die Zusammenhänge allzu genau, aus denen die heutige Kunstrichtung dahin geht, wohin sie geht, als dass ich mich durch das Dogma: es ist überall so, bestimmen lassen könnte. Und es ist gar nicht wahr, dass es überall so ist. Gerade in letzter Zeit haben viele der Neuen aus Seichtheit und Sumpfigkeit wieder den Weg zu künstlerischem Ernst gesucht. Namen? ich weiß sie nicht alle, aber: Eulenberg, Flex, Löns, Wildgans, jeder natürlich in seiner Art. Modern sein heißt, seine Zeit in ihrem tiefsten Wesen zu verstehen und aus ihrem Geiste heraus zu schaffen. Und unsere Zeit ist in ihrem Wesen nicht oberflächlich und nicht voll bunter Schwüle, sie ist ernst und schwer. Wenn trotzdem immer noch die Schaumblasen auf der Oberfläche schwimmen, so ist das keine Widerlegung.

Ich schließe mit einem Zitat, das beweist, dass man auch in Deutschland über Fragen der heutigen Kunst ernst und mit dem Bewusstsein sittlicher Verantwortung denkt. Die „Deutsche Tageszeitung" schrieb zum Theaterstreit über Schnitzler und Wedekind – sicherlich zwei vollendete Könner der künstlerischen Form: „Deutschlands geistige Entwicklung ist derart, dass nur eine eiserne Faust sie zurückdämmen kann. An dieser eisernen Faust fehlt es heute noch. Denn die Zeit ist noch nicht erfüllet. Aber daran, dass der Entschlossene zu seiner Stunde kommen wird, zweifeln wir nicht. So wenig wir daran zweifeln, dass kommende Geschlechter mit Ekel und Verachtung auf den schmachvollen Sensations- und Sumpfbetrieb von heute blicken werden, für den man den heiligen Namen der Kunst grinsend missbraucht. Welches die Empfindungen der nach uns Kommenden über uns selbst sein werden, über ein 70 Millionenvolk, das sich von einer Handvoll notwendig Anders-Gearteten blindlings in sittliche Verwahrlosung hineintreiben lässt, darüber möchten wir an dieser Stelle lieber nicht sprechen."

Richard Csaki

Unsere neue Literaturbewegung

Den unmittelbaren Anlass zu diesen Zeilen gibt das Ostland-Jahrbuch 1921. Es ist von der „Modernen Bücherei Hermannstadt" herausgegeben worden. Diese trägt die Verantwortung für das ganze literarische Unternehmen, trotzdem sie dem Schriftleiter des Jahrbuches, Egon Hajek, volle Selbständigkeit in Auswahl und Zusammenstellung gewährt hat. Da nun das Ostland-Jahrbuch der Kritik in der heimischen Presse vielfach Gelegenheit geboten hat, mehr oder weniger schief gestellte Urteile über die darin vertretene literarische Richtung unserer jüngeren schriftstellerischen Generation auszusprechen, ist wohl in dieser, ebenfalls unter Verantwortung der Modernen Bücherei stehenden Zeitschrift der geeignete Ort, zu der Angelegenheit gründlicher und eingehender Stellung zu nehmen.

Denn nicht nur ein unmittelbar durch das Ostland-Jahrbuch gegebener Anlass besteht hiezu, es handelt sich um eine prinzipielle Frage unseres gegenwärtigen Geisteslebens, das mehr als je auch unter dem Zeichen einer literarischen Bewegung steht.

Soviel kann niemand leugnen, dass im unmittelbaren Anschluss an den Weltkrieg bei uns eine rege literarisch-schöpferische Tätigkeit einsetzte und dass Hand in Hand damit das schöngeistige Interesse der Allgemeinheit auch für die heimische Produktion erheblich wuchs.

Der Eindruck, dass es sich in dieser neuen Literaturbewegung um ein über dilettantische Versuche weit hinausgehendes Streben und vielfach auch Können handle, vertiefte sich immer mehr.

Vertiefte sich allerdings nur bei jenen, die mit dem Herzen dabei waren, die mit Ernst die Dinge aufnahmen und verfolgten.

Kritiker, die zu Urteilen gelangten, dass die Erscheinungen unserer neueren Literatur kurzwegs abzulehnen seien, weil sie in einem Sumpf schmutzigster Erotik wate, und wie die Floskeln wohl alle lauten mögen, Kritiker, die immer und immer wieder, vom Gegenständlichen wie von einer fixen Idee gebannt, mit schulmeisterlicher Miene den Schriftsteller auf die Stoffgebiete hinweisen, die sie zu beschreiten haben (Bodenständigkeit, gesunde Nahrung für unser Volkstum!! usw.) – ja solche Kritiker meinen es wohl herzlich gut mit unserer Kunst (vom „völkischen" Gesichtspunkt, beileibe nicht vom künstlerischen), aber sie fördern sie nicht, sie gehen sie eigentlich gar nichts an.

So wäre es in gewissem Sinne gar nicht nötig, auf sie zu reagieren; da nun aber die Ablehnung gerade der Neuerscheinungen 1920/21 eine so allgemeine (fast sagte ich so spontane, aus dem bürgerlichst-einträchtigen Herzen heraus) war, und da diese Stimmen das Volksgewissen darzustellen vorgeben, scheint mir die Sache doch tiefer zu gehen. Sie scheint mir auf einem zu lösenden Problem [!] unserer Kunst und so unseres geistigen Seins überhaupt hinzudeuten.

Denn, meine Herren Kritiker und kritischen Feuilletonisten aus den großen Tageblättern und kleinsten Wochenblättchen: Es steht ja doch so! Unsere Literatur und Musik und bildende Kunst muss ernst genommen werden. Mit jenem gewissen sächsisch-nörgelhaften, herablassend-bissigen Wohlwollen von früher ist es nicht mehr getan! Nicht mehr steht der einzelne schutzlos, einsam da – schon ist es eine Gemeinde, eine Phalanx, die die Spitze bieten kann. Auch ist es mit den althergebrachten, billigen Mitteln der Kritik nicht mehr getan wie: Weil in einem Produkt unserer Literatur erotische Probleme ohne den sächsischen Feld-, Wald- und Wiesengeruch behandelt werden, hat es uns nichts zu sagen – daher abgelehnt!

In unserer neuern Kunst, in unserem neueren Geistes- und Gesellschaftsleben gibt es vielerlei, was uns ernsthafte Probleme vorlegt, viel Erfreuliches, vielleicht ebensoviel Besorgniserregendes – aber – das betone ich – es darf nichts leichtfertig über Bord geworfen werden – Begründung, meine Herren, für alles, was Sie behaupten, – Phrasen haben wir genug gehört – und vor allem, meine Herren, ein wenig, ein ganz klein wenig Verständnis (so vom Herzen her!).

Gestatten Sie, dass ich den Versuch unternehme zu entwickeln, wie unserer neuen Literaturbewegung in der geistigen Entwicklung ein ganz organischer Platz eingeräumt werden muss.

Zunächst ein Blick hinüber in die Malerei. Vergleichspunkte ergeben sich, die das Verständnis erleichtern.

Wir denken zurück an die ältere Generation: Dörschlag, F. Schullerus, Coulin, Myß usw. und auch noch Ziegler und Wellmann. Tüchtiges Können, bewusstes Hervorkehren der heimatlichen, bodenständigen Motive, daher ein Ausweichen vor den Problemen und extremen Richtungen draußen; Erfassen des Ausgeprobten, Stehnbleiben auf einem sichern Boden; Vermittlung überaus starker künstlerischer Werte an das eigene Volkstum; eigentlich erstes Erwecken künstlerischer Betrachtung der eigenen Umgebung in Landschaft, Dorf- und Stadtbild, Tracht, Menschentypus usw., Bewusstmachung eines gewissen Grades von künstlerischem Empfinden und Denken-Wollen in einer größeren Welle der Intellektuellen (Folge: Sebastian-Hann-Verein). Dabei erscheint charakteristisch, dass der Großteil dieser Generation den Weg zur

Anerkennung auch im größeren deutschen Kunstleben gefunden hat; ihre Stärke aber war letzten Endes doch nur die bewusst herausgekehrte siebenbürgische Note, sozusagen die Entdeckung des siebenbürgischen Reichtums für die Malerei (also ein stoffliches Moment).

Deutlich hebt sich hievon die Linie ab, in der sich ein jüngeres Malergeschlecht bewegt. Es liegt ein gewisses – durch das Wegmachen der Vorangegangenen sicher mitbedingtes – Kraftgefühl darin, dass sie sich mitten hineinstellen in das Ringen um die künstlerischen Werte, das das große Kunstschaffen auch draußen bewegt. Nicht Erprobtes nach altem Rezept nachahmen, mit erproben helfen ist die Losung. Und das ist doch Fortschritt! Dabei lebt innerlichst in ihnen noch ein besonderes Kraftgefühl: von besonderer Art zu sein, siebenbürgisch zu sein, mit einem Blick apperzipieren, der irgendwo – in tiefster, künstlerisch bedeutsamster Sphäre – feiner, edler, wurzelhafter ist als der, mit dem die „andern" erfassen. Das ist unsere siebenbürgische Sonderfähigkeit, unsere Triebkraft, die uns die Beruhigung einflößt, dass schließlich bei noch so extravaganten Stilmitteln, die noch so weit von dem abzuliegen scheinen, was dem künstlerischen Ausdrucksbedürfnis unseres so vielfach „bedingten" geistigen Seins entspricht, – dennoch jene Linie gefunden wird, die das Werk und den Künstler im besten Sinne des Wortes „siebenbürgisch" stempelt.

Um zusammenzufassen: Unsere jüngere Kunstrichtung sucht – ebenso wie es die ältere getan hat – den Weg hinaus. Hinaus zur Anerkennung und Geltung in größeren Bezirken! Aber sie tut es nicht unter Anlehnung an eine äußere Stütze (das Interessante im Gegenständlich-Siebenbürgischen), sondern von innen heraus sich auf ihre künstlerische Begabung und ihr Können verlassend.

Und diese Erfahrungen nun auf unsere Literatur angewendet:

Die Problemstellung ist dieselbe. Nur muss hier, was bei der Malerei in schon allgemeiner Anerkennung ihrer berechtigten Bestrebungen als einfach nackter Satz ausgesprochen werden konnte, vorsichtigerweise in eine Frage gekleidet werden: 1. Hat unsere Literatur das Recht, über den Rahmen des Gegenständlich-Siebenbürgisch-Sächsischen hinauszutreten? 2. Darf sie es wagen, den Sprung aus dem Bächlein unserer „heimischen Kunstbestrebungen" in den Strom der großen deutschen, und damit europäischen Literatur zu unternehmen?

Unsere Kritiker nehmen nun im allgemeinen nur zu Punkt 1 Stellung; sie sprechen von „Simplizissimus-Literatur", von „Erotik", von „gewissen Tanzböden", deren Geist unsere neuere Literatur atme usw., mit einem Wort von dem Inhaltlichen der neuen Dichtung, bevor sie überhaupt den notwendigen Ausgangspunkt ihrer Untersuchung überwunden haben, d. i. die Frage

nach der inneren Berechtigung der Dichter, diese Inhalte zu meistern. Oder besser: sie sprechen schon auf Grund des Inhaltlichen dem Schaffenden jede Berechtigung ab.

Die Fragestellung kann jedoch nur von Punkt 2 ausgehen. Wenn diese Frage bejaht werden kann, so muss auch dem Ja der ersten rückhaltlos zugestimmt werden.

Erst1ich (was schon angedeutet wurde): Unsere neue Literatur hat in ihren (in Betracht kommenden) Vertretern den Dilettantismus überwunden. Ein Verdienst! Woran ältere Generationen (mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen) jahrzehntelang gekrankt haben, war die Zersplitterung einzelner auf hundert Gebiete, die Folge war halbe Arbeit! Eine Einsicht der jungen Generation: Jeder muss wenigstens auf einem Gebiete ganze Arbeit leisten. Arbeitsteilung!

Zweitens: Eine natürliche Folge der ersten Einsicht: Unsere Jüngeren nehmen es mit der Kunst heilig ernst; so ernst, dass sie diejenigen unter uns, die für künstlerische Dinge überhaupt ein Herz haben, zwangen, sie auch ernst zu nehmen. Ihr weiterer Erfolg bestand darin, dass sie es in dem trüben Sumpf des ganz allgemeinen Verhältnisses zur „heimischen" Literatur zu einer Literaturwelle brachten. Man spricht doch wenigstens von den neuen Büchern, manchmal sogar von den Zeitschriften – wenn auch meist kopfschüttelnd, aber man spricht davon (denkt nur an das skeptisch verzeihende Lächeln von früher!) – ist das nicht ein „gewisser" Erfolg?

Drittens: Die bewusste Absicht drang durch, den Rahmen unserer bisherigen Literatur zu sprengen, Menschheitsprobleme aufzunehmen, an der Formgestaltung mitzuschaffen, zuerst Mensch, dann Dichter, dann … Sachse sein zu wollen. Ein kühnes Unterfangen, wenn man daran denkt, in welchem Sinne unsere Ahnen geformt worden sind, welche unumstößlich scheinende Dogmen sie uns eingehämmert haben. Aber ein kühnes Unterfangen, auch wenn man die naturgegebene Engherzigkeit des psychischen Untergrundes bedenkt, in dem diese Dichtung schließlich doch wurzeln muss.

Und damit kommen wir zu einem weiteren Kernpunkt unseres Problems, zur schwierigsten Frage für unsere Dichter selbst und für uns, die wir – ob wohlwollend oder herablassend-herzlos – die Miterlebenden sind.

Sie müssen letztlich seelisch auf diesem Grunde wachsen (wohlgemerkt: das ist was ganz anders als das nur stofflich an die Heimat Gebundensein). Sie müssen also einen sehr, sehr schweren Entwicklungsprozess durchmachen, in dessen Verlauf sich dann allerdings um so gewisser zeigt, was lauteres Gold ist und was nicht. Dieser Prozess aber ist folgender: Verlassen der sicheren, aber wenigstens im Sinne einer wirklichen Entwicklung aussichtslosen Bahnen unserer bisherigen Literatur; Versuch, im deutschen literarischen Leben

Fuß zu fassen; Hiebei als notwendiges Übergangsstadium: Von der Perspektive einer nur den augenblicklichen Effekt beurteilenden Betrachtung eine oft allzu schroffe Abkehr von dem, was im Sinne einer siebenbürgischen Nicht-„Großstadt"-Literatur sein mag; Naturnotwendiges Zurechtfinden bei einer gewissen Höhe und Klärung des Schaffens; Immer deutlicheres Hervortreten jener Werte, die in der spezifisch-siebenbürgischen Veranlagung und Erziehung liegen, jener Werte, die im Übergang oft bewusst negiert wurden, die aber immer einen Teil der künstlerischen Persönlichkeit ausgemacht hatten, selbst in den „wüstesten", „extremsten" Jugendschöpfungen; Eintreten einer natürlichen, psychisch bedingten (aber künstlerisch nicht nötigen) Auslese auch im Stofflichen: „Stoffliches" Ideal: Reifste Kunst, geläutert in dem nur „draußen" möglichen Kampf ums dichterische Dasein, Kunst, die auf dieser Grundlage die Probleme der Heimat erfasst, gestaltet – eine „Bodenständigkeit" in unserem Sinne. – – –

Unsere neu-sächsische Literatur ist problematisch, sie befindet sich in einem Übergangsstadium voll Härten, voll Fragezeichen. Aber sie ist entwicklungsfähig, sie weist in die Zukunft. Was sie erreichen wird? Ob in einigen Jahrzehnten ein ehrliches „Ja" ausgesprochen werden kann? Was als wirkliche Verirrung (denn auch solche dürfen nicht geleugnet werden), was als berechtigtes Glied einer organischen Entwicklung wird bezeichnet werden können?

Wir haben es mit einem der interessantesten Versuche in unserem geistigen Leben zu tun, das letzten Endes nach der einen Richtung nie in etwas anderem bestanden hat, als einen Weg zu finden (und wenn er doch einmal ein mitschaffender wäre!) zu dem deutschen Geist.

Die andere Richtung unseres geistigen Wesens, die weniger starke, liegt in der Selbstgenügsamkeit, in dar Bescheidung, liegt überall dort, wo unsere alte Kolonistenaktivität versagte. Unsere Literatur ist mit wenigen Ausnahmen (Marlin, F. W. Schuster) bisher den letzteren Weg gegangen.

Und warum ratet nun Ihr Kritiker diesen auch unseren jungen Dichtern an?

Hans Wühr

Siebenbürgische Künstler. Expressionismus. Grete Csaki-Copony

In einer kleinen rumänischen Dorfkirche, in der Nähe von Bistritz, hat der Maler Beindorf Wandmalereien geschaffen, große Apostel- und Evangelistenfiguren, die den ganzen Raum füllen, und deren Dasein übervoll ist von dem Lebensrhythmus der neueren Kunst. Die Einwohner des Dorfes, die fast keine andere Bindungen als die der Natur kennen, sind begeistert, und ihren Köpfen entsprang so etwas wie eine Legende, die von Haus zu Haus weiter gegeben wurde: Der Maler sei ein Heiliger, denn er könne alle Blumen malen, die es gibt. Wie würden solche Malereien, falls sie die Kirche eines sächsischen Dorfes schmückten, von unseren Bauern aufgenommen werden, und welche Legende würde ihren Köpfen entspringen? Vielleicht diese: Der Maler sei ein Stümper, denn er könne keine Blume so malen, wie sie wirklich ist. Und doch haben diese Bauern noch vor kurzem eine Truhen- und Keramikmalerei geliebt, deren gesunder und kecker Geschmack jenseits solcher schulmeisterlichen Urteilspraktik lag und deren Blumen und Vögel ausnahmslos der anderen Legende zugänglich sind. Welche Erziehung steckt hinter solchem frostigen Urteil? Was für ein Antrieb wirkt hinter dem Furor der weißen Tünche, die alle Dorfkirchen von oben bis unten erbarmungslos ernüchtert und zum schallenden Echo froschkalter Predigten macht? Etwa die Kulturarbeit des Mannes mit der doppelten Buchführung, des stud. theol. et phil.? Es ist schade, dass so viel von der rassigen Ausdruckskraft und Bildfreude der Bauern unter der Tünche erstickt wurde. Was davon noch lebt, ist sicher noch stark genug, den weisen Dünkel abzustoßen und eine Eigenart zu offenbaren, die freilich von anderer Art ist als jene, von der die lyrischen Gänse auf den Pfarrhöfen schnattern, als hätten auch sie ein Kapitol zu retten.

Es gibt im deutschen Siebenbürgen eine geringe Anzahl von Menschen, die ihre Liebe zur Heimat nicht mit der Schwerhörigkeit eines Festredners bezahlen müssen. So bleiben sie fähig, im expressionistischen Kunstwerk die metaphysische Erregtheit der Gegenwart herauszuhören und selbst die Torheiten einer schweifenden Sehnsucht so zu lieben, wie sie die Klugheiten eines faulen Herzens hassen. Es gibt aber in Siebenbürgen auch ein Publikum, und das steht den künstlerischen Äußerungen der Gegenwart fremder und kühler gegenüber als jeder andere in der Welt. Vielleicht ist der Existenzwille eines vereinsamten Völkleins zu sinngebunden und zu selbstsicher, um seine völ-

kisch fundierten Renten für die apokalyptischen Reiterkünste der modernen Kunstseele hinzugeben. Gewiss jedoch will dieser Existenzwille nie über sich hinaus und wird daher auch nie berührt von Angelegenheiten, die ihn nichts angehen, und nie angesteckt von der gefährlichen Krankheit des Gottsuchens, die die Gegenwart erschauern macht. Unser Publikum meint beim Anblick eines expressionistischen Kunstwerkes, der Künstler habe das Ohrensausen, während dieser der Meinung ist, es sei der sausende Webstuhl der Zeit oder die flatternden Gewandzipfel des lieben Gottes; jedenfalls stimmen beide darin überein, dass es irgendwo saust, und folglich hat der geistige Kleinrentner ein Recht, seinen Regenschirm entrüstet über sich zu halten, wenn ein sausender Vulkan auf ihn niederspeit. Nur unser Bürger hat es nicht Not, seinen Regenschirm aufzuspannen, er kann leicht lachen, denn die Vulkane sind weit und das Speien besorgt er selber; die Expressionisten aber sind noch viel weiter, so dass er sich ruhig vor nichts in der Welt fürchten darf als vor Gott allein, obwohl ihm der am allerweitesten ist. Je zuverlässiger seine öffentliche Gesinnung ist, um so größer ist seine Abscheu vor den cupidis rerum novarum, bei deren Nennung er in patriotische Träume von Barrikaden verfällt. Sein männerstolzes Herz betätigt sich viel freudiger beim Lesen einer Zeitung, die berichtet, wie ein König elastischen Schrittes aus dem Waggon steigt, während die Spitzen der Behörden sich biegen, und der Reporter Tränen der Rührung vergießt über das blühende Aussehen des Monarchen. Ein Expressionist aber ist dem Bürger immer unsympathisch, weil dessen prominente Visage allzu deutlich vorgibt, ihn und die Welt anders zu sehen als gewöhnliche Menschen. Anderswo hat der Bourgeois sich des Rechtes, für einen dummen Kopf zu gelten, begeben wollen, indem er zum Expressionismus ja! log. Hier dagegen sagt er nein! und behält sich alle Rechte vor, was immerhin eine Treuherzigkeit ist, die sich bezahlt macht, denn sie enthebt die Andersgläubigen der Pflicht, ihn auch noch als Snob zu taxieren. Sein überzeugtester Einwand gegen die neuere Kunst ist neben dem Vorwurf, sie nicht zu verstehen, dieser: Snobismus. Ein Snob ist ein Mensch, der aus Überzeugung ein Dummkopf ist und aus Überlegung ein Freigeist, also eine Null mit Bügelfalten herum. Aber der Expressionismus hat auf den Südseeinseln und in den Kinderstuben zu viele Anhänger, um durch den Beifall des Snobs diskreditiert werden zu können. Er könnte wohl diskreditiert werden, wenn es den Pastoren gelänge, ihn in Einklang zu bringen mit ihrem wissenschaftlich fundierten Glauben. Doch das wird nie geschehen, denn das expressionistische Kunstwerk bezieht seine Inhalte aus den Bezirken tiefsten, religiösen Lebens.

*

Der Expressionist hat also in Siebenbürgen das unschätzbare Recht, anderswo ein Prophet sein zu dürfen. Auch Grete Csaki-Copony könnte von diesem Recht Gebrauch machen, wenn sie nicht eine Frau wäre, die liebenswürdig genug ist, für sich allein Musik zu machen. Sie offeriert keine Weltanschauung und kein revolutionäres Manifest, sie kann gewiss nichts anders als sich selbst mitteilen, wenn sie den Glanz eines erfüllten Tages in eine leise Handbewegung versammelt, die davon so schwer wird, dass sie ein ganzes Bild mit Musik erfüllt. Die Bilder sind nicht schwer zu deuten. Es gibt da kleine belanglose Stunden, die zu einem zitternden Glück aufblühen und zu verschwenderischen Festen, Stunden so hell und klar, dass nur ein einfaches primitives Wort sie fassen kann. Denn nur das primitive Wort ist keusch genug, die unmittelbare Beziehung zum unverbrauchten Erleben tragen zu können. Und wenn es sich in ein Bild, in eine Gebärde umsetzt, dann ist diese von dem gleichen Lebensgefühl bewegt, welches den rhythmischen Tanz erfüllt. Vom rhythmischen Tanz haben wir die tiefen Lebenswerte und Lebensmöglichkeiten jenes beglückenden lichtvollen Rhythmus begreifen gelernt, der auch in einer solchen Gebärde beschlossen sein kann. Wir begreifen, aus welchem Lebensrhythmus eine Madonna ihr Haupt neigt, eine Frau den Arm hebt, eine Hand in den Gelenken sich wiegt. Freilich, die Primitivität, die als wahrhafter Ausdruck dem Anlaut des Lebens so nahe steht, kann ihm auch unendlich fern stehen und höchstes Raffinement sein, und vor manchem Kunstwerk weiß man nur mit dem Gefühl noch zu entscheiden, ob es das eine oder das andere enthält. Bei Grete Csaki-Copony ist es sicher nicht Raffinement, was ihren Bildern den Reiz gibt; denn ihre Intelligenz ist nicht weit genug, um den Versuch wagen zu können, aus einer Unwahrheit ein künstlerisches Erlebnis vorzutäuschen. Kein Fremder, der im Umgang mit einem Künstler an ihm gar leicht die Unwahrheit irgend einer Lebenshaltung merkt, kann damit ermessen, wie tief und wahr er doch im künstlerischen Erlebnis sein kann. Hier erst ist der Punkt, an dem keiner zum Lügner wird, ohne vom Gefühl des Beschauers sogleich verraten zu werden. Grete Csaki-Copony hat eine Reihe von Landschaftsaquarellen gemalt, deren Inhalte voll reiner Menschlichkeit sind, ohne einen Hauch von Sentimentalität, und deren schlichte Wahrhaftigkeit die saftige Fülle der Ausdrucksmittel reguliert und eindeutig macht. In der Berliner Jury-freien Ausstellung war vor einigen Jahren ein Bild der Künstlerin ausgestellt, eine Tischgesellschaft: Da wird aus einer gewöhnlichen Angelegenheit ein Fest voll Helligkeit und Jubel, eine Belanglosigkeit verwandelt sich im Lampenschein leise zu einem ungeahnten Glück, eine wichtige Handbewegung gibt plötzlich den einfachen Sinn eines verworrenen Lebens preis, ein verschlossenes Antlitz blüht mit einemmal in einer einzigen Farbe auf und verschönt ein ganzes Leben. Und in allem merkt man, wie alles im Erlebnis nicht als gewöhnliche Tat, sondern als Gnade von außen empfunden wurde. In

solchen Empfindungen offenbart sich eine weibliche Innerlichkeit, die erst in der Empfängnis der Gnade zu der schlafwandlerischen Sicherheit eines unpersönlichen Schöpfertums aufwächst und auch dann noch zu empfangen vorgibt, wenn sie sich selbst verschwendet. Es gibt für die Künstlerin keine Probleme, weil ihre Weiblichkeit deren Lösung schon in sich beschließt. Es gibt für sie keine Mystik, weil ihr einfaches Gnadentum eine Welt erfüllt, vor deren Tor der Mann erst den Riesenkampf mit dem Engel zu bestehen hat. Sie empfängt also die Richtung ihrer Künstlerschaft aus einer tiefen, in-sich-erfüllten Sphäre des Menschentums, der Weiblichkeit, die noch jenseits rationaler Beschränkung und schon diesseits religiöser Spannung liegt. Würde sie irrtümlich einmal in die eine vordringen und in die andere zurückfinden, dann würde sie sofort hier die eigene Unzulänglichkeit beweisen und dort die Schwerhörigkeit ihres Volkes für metaphysische Dinge maßlos übertreiben. Ein Bild der Künstlerin mit einer psychologischen Problemstellung wäre vielleicht nur ein Unsinn, ein Bild aber mit einem religiösen Vorwurf eine furchtbare Blasphemie. Ihre Wahrhaftigkeit hat sie bisher vor dem einen wie vor dem andern bewahrt und nur zu einfältigen Dingen verführt, die Musik werden, wenn man sie mit einem einfältigen Namen nennt. Diese Dinge sind überall, schon im Zimmer und in der Küche stellen sie sich immer in den Weg und betteln mit ihrem unschuldigen Lächeln, man möchte sie doch ansehen. Aber nur die Kinder und die Künstler sehen dies Lächeln, vielleicht weil sie sich besser erinnern können an die Zeit, da auch sie als Dinge unter den Dingen lebten. Da steht eine Flasche auf einem Stuhl und hat auf einmal so viel zu erzählen und möchte sich gern von allen Seiten zugleich zeigen, so schön kommt sie sich vor. Und der Künstler, der ein Herz hat, muss also die Flasche malen und so viel als möglich von ihr zeigen. Nun will aber auch der Stuhl porträtiert sein und recht von allen Seiten, von oben und von unten. Der Künstler handelt davon etwas ab und malt ihn in schräger Aufsicht. Nun meinen die Großen, die Flasche werde vom Stuhl herunterfallen. Oh, wie dumm sind die Großen! Sie selber hätten Ursache umzufallen, wenn sie sich in einer Photographie erblicken. Die Flasche steht fest, sie wird höchstens einmal freiwillig vom Stuhl herunterfallen und zerbrechen, wenn die Großen ihr vorhalten, wie in ihrer Vorstellung eine Flasche aussieht und wie ein Stilleben richtig auf einem Stuhl zu liegen hat.

Diese Großen werden auch Frau Grete Csaki-Capony vorhalten, dass das Bild eines Kindes oder einer Frau, die ihr blondes Haar löst, und auch ein Gruppenbild, eine Mutter mit ihren Kindern, nicht so einfältig zu malen sei, wie sie es getan hat. Aber nicht dieser schönen Anweisungen wegen ist nun Frau Grete Csaki-Copony nach Paris gefahren, sondern um etwas zu lernen, was sie schon weiß.

Zu dieser Ausgabe

Sofern zu den hier abgedruckten Texten, den Gedichten zumal, abweichende Fassungen vorliegen, wurde nach Maßgabe der jeweiligen Abweichung von Fall zu Fall entschieden, ob dem Erstdruck oder der letzten Hand der Vorzug zu geben war.

Normabweichende Schreibung ist in den Zeitschriften nicht gerade selten. Wo sie zum Stilwillen gehört oder zumindest sichtlich stilprägend ist, wurde sie buchstabengetreu bewahrt, hingegen wurden offensichtliche Druckfehler vornehmlich im Wortinneren stillschweigend emendiert. Die Rechtschreibung wurde behutsam den heute geltenden Regeln angepasst.

Das Titelzitat entstammt dem Gedicht *Die wache Nacht* (1924) von Oscar Walter Cisek. Schwer in der Zeit „verfangen" hat sich die Arbeit an dieser Anthologie, deren Anfänge in die 1980er Jahre zurückreichen. Sie hätte damals eine deutsche Leserschaft in Rumänien angesprochen, die sich in einer aus unterschiedlichen Gründen verdrängten Moderne ihrer eigenen geistigen und künstlerischen Herkunft versichern mochte. Hier in Deutschland dürfte sie eher als Zeugnis für die Strahlkraft des Expressionismus bis in die östlichsten Nischen der ehemaligen Donaumonarchie wahrgenommen werden. Armin A. Wallas, der seinerzeit mit der Dokumentation des Expressionismus in Österreich befasst war und meine Vorarbeiten im Manuskriptstadium kannte, maß dieser Bewegung eine gewisse Eigenständigkeit zu, die sich seinem Material nicht unbedingt fügte.

Schwierigkeiten des Quellenzugangs und Veränderungen meiner Lebensumstände haben die Arbeit vielfach behindert, und sie wäre ohne Zuspruch und beständige Ermahnungen durch Dr. Peter Motzan vermutlich zu keinem Abschluss gekommen. Dafür sowie für selbstlose Materialhilfen sei ihm hier öffentlich gedankt.

Für aufwendigen Einsatz im Vorfeld der Drucklegung dieser Anthologie danke ich herzlich Dr. Konrad Gündisch, Dr. Stefan Sienerth sowie Ingmar Sienerth. Dank sage ich auch für mehrfache Unterstützung Christof Baiersdorf, Maria und László Nagy, Horst Schuller, Eva und Reinhold Schullerus, Gudrun und Hannes Schuster sowie Kurt A. Markel für die Manuskriptdurchsicht.

M. M.

Quellen und Anmerkungen

Quellen werden im Folgenden mit vollständigen Angaben nachgewiesen, in den Anmerkungen werden die Zeitschriften abgekürzt zitiert.

Zum Forschungsstand vgl. M. Markel: *Expressionismus in der rumäniendeutschen Literatur*. In: A. Schwob, B. Tontsch (Hg.): *Die siebenbürgisch-deutsche Literatur als Beispiel einer Regionalliteratur*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993. Erscheinungen neueren Datums dazu werden hier in die Anmerkungen eingearbeitet.

Die Zeitschriften

Der Nerv. Eine Halbmonatschrift für Kultur, herausgegeben von Albert Maurüber. Czernowitz: Verlag Der Nerv, 1. Januar – 12. September 1919.

Ab Nr. 3 lautet der Untertitel „Eine Wochenschrift für Kultur", ab Nr. 4 „Eine Zeitschrift für Kultur". Insgesamt sind 12 Hefte im Format 31 x 23 cm erschienen; da die erste Nummer nachträglich als Doppelheft 1/2 erklärt wurde und 9/10 ein weiteres Doppelheft darstellt, gelten die 12 Hefte als 14 Nummern.

Nr. 4 führt die Karl Kraus gewidmete tageskritische Rubrik „Der Galgen" ein, Nr. 8 und Nr. 13 sind Sonderhefte „Der Galgen".

Vgl. Der Nerv. Nachdruck einer expressionistischen Czernowitzer Kultur- und Literaturzeitschrift des Jahres 1919, hg. von Ernest Wichner und Herbert Wiesner. Berlin: Literaturhaus 1997. Nachwort dazu von Andrei Corbea-Hoisie mit Forschungsnachweisen S. 251–276.

Abkürzungen: N, Nachdruck Wichner/Wiesner.

Das Licht. Eine Halbmonatsschrift zur Aufklärung und Bildung. Verantwortliche Leiter I. Sch. Willner und D. Runes, Herausgeber I. Sch. Willner. Czernowitz: ohne Verlagsangabe, 21. Mai 1919 – ?

Die erste Nummer (10 Seiten) dieser verschollen geglaubten Zeitschrift hat jüngst Dr. Markus Winkler aufgefunden. Die Nachricht darüber und eine Kopie verdanke ich Dr. Peter Motzan. Kurzrezensionen (Deutsche Tagespost 189, 22.08.1919 und 193, 27.08.1919, jeweils S. 2) ist zu entnehmen, dass wenigstens drei Nummern erschienen sind und eine Weiterführung ohne den von der Czernowitzer „Allgemeinen Zeitung" am 20.08.1919 des Plagiats be-

zichtigten Jakob Willner geplant war. Vgl. auch Nachdruck Wichner/Wiesner, S. 209, S. 244.

Abkürzung: L.

Das Ziel. Halbmonatschrift, herausgegeben von Emil Honigberger (bis Heft 5 gemeinsam mit Hermann Fraetschkes) und einer Zielgesellschaft. Kronstadt: Kommissionsverlag E. Kerschner, April (undatiert) – 1. Oktober 1919.

Erschienen sind 12 Hefte des Formats 30x23 cm mit einem Umfang von 16, dann 20 Seiten; der wechselnde Untertitel („Kultur und Satyre", „Blätter für Kultur und Satire") wird mit Nr. 8 auf „Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik" festgelegt.

Abkürzung: Z.

Das neue Ziel. Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik, unter der Schriftführung von Emil Honigberger herausgegeben von der „Neuen Zielgesellschaft". Kronstadt: E. Kerschner (ab H. 13 Schneider & Femiger, ab Heft 18 Benkö & Hanzhanz), 15. Oktober 1919 – 10. Oktober 1920.

Insgesamt 22 Hefte zu 20, ab Heft 18 16 Seiten.

Abkürzung: NZ.

Ostland. Monatsschrift für die Kultur der Ostdeutschen. Herausgegeben von der „Modernen Bücherei" unter der Schriftleitung von Richard Csaki. Hermannstadt: W. Krafft, Juni 1919 – September 1921.

Monatliche Hefte des Formats 27x17 cm und einem Umfang zwischen 56 und 74 Seiten; ab Juni 1920 zweimal monatlich mit dem Untertitel „Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen" und im Umfang von 54 Seiten, im dritten Jahrgang von 32 Seiten.

Ostlandjahrbuch 1921. Hermannstadt: W. Krafft 1920 ist die wichtigste zeitgenössische Literaturanthologie.

Abkürzung: O mit Jahrgangsangabe; OJB.

Frühling. Blätter für Menschlichkeit. Herausgegeben von Norbert von Hannenheim (Heft 4 von Stefan von Hannenheim). Hermannstadt: Frühling Verlag, April – Dezember 1920.

Insgesamt 4 Hefte (202 S.) im Format 22x15 cm.

Abkürzung: F.

Klingsor. Eine siebenbürgische Zeitschrift. Herausgegeben von Heinrich Zillich. Kronstadt: Klingsor Verlag, April 1924 – Dezember 1939.

Monatliche Hefte im Umfang von 40 S. des Formats 23x15 cm. Ab Heft 9/1936 zeichnete in Zillichs Abwesenheit Harald Krasser für die Schriftleitung.

Vgl.: H. Schuller Anger: *Kontakt und Wirkung*. Literarische Tendenzen in der siebenbürgischen Kulturzeitschrift „Klingsor". (Bukarest): Kriterion Verlag 1994, 264 S.

Abkürzung: KL.

Autoren und Texte

Burmaz, Helene

* 30.04.1893 Hermannstadt – † 31.12.1955.

Die zeitweilig in Berlin lebende siebenbürgische Schriftstellerin und freie Journalistin (Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt) zeichnete auch als Helene Buchholzer und Helene Burmaz-Buchholzer. In Buchform veröffentlichte sie: Der Mann im Gummianzug. Träume und Phantasien (1919), Roland. Eine romantische Erzählung (1924).

Russen, Ostlandjahrbuch 1921, S. 22–29.

Capesius, Karl Bernhard

* 16.11.1889 Hermannstadt – † 08.07.1981 Hermannstadt

Der siebenbürgische Lehrersohn studierte Theologie und Philologie (Promotion 1911), war Lehrer in Budapest und Hermannstadt, Rektor der Bukarester deutschen Schule, hielt Universitätsvorlesungen in Bukarest. Ab 1957 war er Leiter der Arbeitsstelle für das siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch. Als Schriftsteller unterzeichnete er Karl Bernhard oder Karl Bernhard Capesius, als Wissenschaftler Bernhard Capesius. Gedichte: Segel nach der Ewigkeit (1929). Prosa: Der Schöne Tod (1919), Irrfahrten (1920), Im alten Land (1923), Das Erbe (1925), Der Gang der Zeit (1926). Dramen: Das Schneekind (1920), Brandung (1921). Im alten Land. Epik, Dramatik, Lyrik, Essayistik, hg. von Brigitte Tontsch. Bukarest: Kriterion Verlag 1975, Linguistische Studien 1990.

In der Kaverne, Karl Bernhard Capesius: Segel nach der Ewigkeit. Gedichte. Hermannstadt: Krafft & Drotleff 1929, S. 19. In: Im alten Land 1975, S. 391, datiert 1917.

Nachtstück, Segel nach der Ewigkeit, S. 37. In: Im alten Land 1975, S. 399, datiert 1920.

Fragoda, „Frühling", 1920, H. 4, S. 89–91; unter dem Pseudonym Karl Bernhard.

Cisek, Oscar Walter
* 06.12.1897 Bukarest – † 29.05.1966 Bukarest
Der Sohn einer in Bukarest ansässig gewordenen böhmischen Kaufmannsfamilie studierte Kunstgeschichte und ging 1930 in den diplomatischen Dienst. Er war rumänischer Presse- und Kulturrat in Wien, Prag, Berlin und Generalkonsul in Bern. Drangsaliert und zeitweilig in Haft, war der in mehrere Sprachen übersetzte ehemalige S-Fischer-Autor nach dem Krieg in seiner literarischen Kommunikation eingeschränkt, Anerkennung als Erzähler fand er noch in Rumänien und in der DDR. Als Literat schrieb Cisek deutsch, als Kunstkritiker überwiegend rumänisch. Erzählungen: Die Tatarin (1929, 1966); Am neuen Ufer (1956), Das entfallene Gesicht (2002). Gedichte: Die andere Stimme (1934), Gedichte (1972). Romane: Unbequeme Liebe (1932), Der Strom ohne Ende (1937), Vor den Toren (1950), Reisigfeuer (1960, 1963). In Frühling Heft 1 und 3, in der Tagespost und im Literarischen Echo Vornamenschreibung Oskar, in „Frühling" Heft 2 und 4 Oscar.

Bruder!, „Frühling", 1920, H. 1, S. 11.
Verheißung, „Frühling", 1920, H. 1, S. 21.
Grau, „Frühling", 1920, H. 2, S. 42.
Rückblick, „Frühling", 1920, H. 4, S. 92.
Nervöser Abend, „Ostland", 3(1921), H. 8 (Zweites Januarheft), S. 230; auch in Oscar Walter Cisek: Gedichte. Eine Auswahl von Alfred Kittner. Bukarest: Kriterion 1972, S. 76 (weiterhin hier: Gedichte. Eine Auswahl).
Wintertag, Ostlandjahrbuch 1921, S. 42.
Verzweiflung, Ostlandjahrbuch 1921, S. 43.
Großstadtgram, Ostlandjahrbuch 1921, S. 43–44.
Wüstenei, „Klingsor", 1(1924), H. 1(April), S. 21–22.
Die wache Nacht, „Klingsor" 1(1924), H. 4(Juli), S. 140–141.
Die Gebirgsstraße, Gedichte. Eine Auswahl, S. 71.
Meeraufruhr, Gedichte. Eine Auswahl, S. 72.
Die Gewitterwolke, Gedichte. Eine Auswahl, S. 73.
Hei!, Gedichte. Eine Auswahl, S. 75.
Gang im Alleinsein, Gedichte. Eine Auswahl, S. 74.
Der Trasimenische See, Gedichte. Eine Auswahl, S. 77.
Rumänischer Oktober, Gedichte. Eine Auswahl, S. 80.
Hingabe, Gedichte. Eine Auswahl, S. 81.
Erinnerungen an Italien I, II, Gedichte. Eine Auswahl, S. 83–84.
Das Geständnis, „Frühling", 1920, H. 3, S. 64–67.
»Die Schächte der Straßen«: Bruchstücke aus dem unveröffentlichten Roman *Vermenschung*.

Ciseks 252 S. umfassendes Romanmanuskript (heute im Nationalen Museum der Rumänischen Literatur, Bukarest), erzählt über acht Monate hin formende Begegnungen und Erlebnisse des fünfundzwanzigjährigen Bankangestellten Peter Rufer, genannt auch „der Junge". Seiner Arbeit überdrüssig, im Hader mit Pflichtvergessenheit und Beliebigkeit seiner Lebensführung sowie mit den „klaffenden Ausbrüchen seines Wesens", empfindet er sich als unvollkommen und lechzt nach einer persönlichen Wandlung, deren Ziel mit dem Titelwort vorgegeben ist. Rein quantitativ überwiegen unter den erzählten Begebenheitskernen die unterschiedlichen, meist trivial gestalteten erotischen Begegnungen, doch diese fügen sich im Roman zu einem bewusst gestuften Erfahrungssystem, das sich von wenig belangvollen Affären (Dirnen, Lu) bis zu hemmungsloser Promiskuität (Julia Veidt) spannt und als Kontrast den wurzelgründigen Eros der prallen Magd Lina gegen die spirituelle Liebe der „Lilienheiligen" Maria Vardot in die Mitte rückt. „Mit Geschlechtlichem kämpft Geistiges", heißt es dazu auf den Romanschluss vordeutend.
Wandlung im „Geistigen" legt Efraim Blaustein als Programm angestrebter Gesellschaftserneuerung vor, und diesmal sind es Freunde, die zu ähnlich formendem Kräfteparallelogramm um Rufer gruppiert werden wie die Varianten des Eros: Eher am Rand der nach „Gemeinsamkeit" schmachtende Poet Felician Sancho und die anarchistisch-libertinistische Familie Veidt, im Zentrum die Kontrahenten Blaustein und der „Rohkopf" Berkow, beide Vertreter unterschiedlicher expressionistischer Gesellschaftstheorien. Nachdem eine erstrebte „Republik des Geistes" im Blut des Straßenkampfs erstickt, erscheint den Gescheiterten Blaustein und Rufer eine franziskanische Bedürfnislosigkeit in Natur und „einfachen" Lebensformen als Fluchtpunkt, doch Rufer stirbt, nachdem er als anderer Sankt Martin seine Kleider mit den Armen geteilt hat.
Vgl. ausführlich zu dem Roman: P. Motzan: *Expressionistischer Synkretismus. Oscar Walter Ciseks unveröffentlichter Roman Vermenschung* (1920/1921). In: A. Schwob, St. Sienerth, A. Corbea-Hoisie (Hg). *Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Festschrift für George Guțu. München: IKGS Verlag 2004, S. 285–301; P. Motzan: *Oscar Walter Ciseks unveröffentlichter Roman „Vermenschung"* [mit Fragmentabdruck]. In: Spiegelungen 1(2006), H. 1, S. 74–81.
Abdruck nach der Typoskriptkopie des IKGS München, S. 1–6, 151–153, 213–228, 232–234; Fragmenttitel vom Herausgeber.

Ein Brief an alle ostdeutschen Dichter, „Deutsche Tagespost", 13(1920), 130(18. Juni), S. 1 und Nr. 131(19. Juni), S. 1.

Eine Dosis Marlitt oder Werner oder Heimburg – Die Autorinnen der „Gartenlaube" (1853–1938) Eugenie Marlitt (d. i. Eugenie John, 1825–1887), E. Werner (d. i. Elisabeth Bürstenbinder, 1838–1918) und Wilhelmine Heimburg (d. i. Berta Behrens, 1850–1912) wurden auch im Karpaten-Raum viel gelesen.
Brezina – Ottokar Březina, d. i. Václav Jebavý (1868–1929), tschechischer Lyriker und Schriftsteller; die Gedichtsammlung *Winde vom Mittag nach Mitternacht* in der Übersetzung von Emil Saudek und Franz Werfel war 1920 erschienen, Anthologien in der Übersetzung von Otto Pick schon 1916 und 1917.
Ostdeutscher Brief aus Rumänien, „Deutsche Tagespost", 13(1920), 199(10. September), S. 1–2; vorher in „Das literarische Echo", 22(1920), H. 23(1. September), Sp. 1448–1450.
Stephan Milow – Banater Schriftsteller (1836–1915).
Adam Müller-Guttenbrunn – Banater Schriftsteller(1852–1923).
Otto Alscher – Banater Schriftsteller (1880–1945).
Rich. Lich. – frühes Pseudonym von Heinrich Zillich.
Salus Markus (= Karl Sebastian Markus) Bukowiner Schriftsteller (1896–1980); *Die unsichtbare Gemeinde*, NZ, S. 43.
Jenseits der Wälder. Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen. Hg. von Richard Csaki. Hermannstadt: W. Krafft 1916.
Egon Hajek: *Das Tor der Zukunft. Ein Buch Gedichte*. Op. 1. Kronstadt: E. Kerschner (1920); in der „Tagespost" fälschlich „Tor der Zusammenkunft".
Gedichte Reisners – O I, 146, O II, 149.
Wilhelm von Hannenheim – siebenbürgischer Dichter (1885–1948); die gemeinten Gedichte O I, 179, O I, 244.
Sein Vaterland – richtig: *Sein Vaterhaus*. Erster Band der Trilogie *Lenau – das Dichterherz der Zeit* von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig: Staackmann 1919. Vgl. Abdruck in O I, H. 2 bis O II, erstes Juliheft.
Otto Alscher: *Der Mann, das Mädchen und ein Affe* O II, 82–86, danach in: O. Alscher: *Tier und Mensch*. München: Albert Langen 1928.
Kluft – Otto Alscher: *Die Kluft. Rufe von Menschen und Tieren*. München: Albert Langen 1917, rezensiert von Cisek im Literarischen Echo XX(1917), H. 3(1. November), Sp. 173.
Helene Burmaz: *Märchen vom Liebestod*, O II, 304–315.
Hermann Konnerth – siebenbürgischer Maler und Kunstwissenschaftler (1881–1966); vgl. H. Konnerth: *Die Kunsttheorie Conrad Fiedlers*. München: Piper 1909; *Konrad Fiedlers Schriften über Kunst*, hg. von H. Konnerth, 2 Bde. München: Piper 1913, 1914; kunsttheoretische Aufsätze auch in NZ 62–63, O I, 197–201, O II, 150–154, Frühling 70–72, KL I, 223–227 u. a.

Vom Nerv erschienen vierzehn Hefte; Heinrich Mann: *Der Bruder*, Heft 11, Franz Werfel: *Warum mein Gott*, Heft 12, waren Übernahmen aus „Der Mensch" (Brünn) bzw. Kurt-Wolff-Verlag.

Kämpfer von Otto Alscher – Der Roman erschien in Fortsetzungen in der Temeswarer „Deutschen Wacht" (während des Abdrucks umbenannt in „Banater Tagblatt"), 09.11.1919 – 03.04.1920; wurde auch von der „Deutschen Tagespost" übernommen.

Der schöne Tod – Karl Bernhard [Capesius]: *Der schöne Tod. Ein Abendlied*. Hermannstadt: W. Krafft 1919.

Richard Csaki

* 04.04.1886 Hermannstadt – † 31.12.1943 Perugia

Nach dem Studium der Germanistik und Theologie in Königsberg, Berlin, Bonn und Budapest (1904–1910) war Csaki Gymnasiallehrer in Hermannstadt, gab 1919–1921 das „Ostland" und 1926–1931 dessen zweite Folge heraus, begründete in Hermannstadt die „Moderne Bücherei" und organisierte Ferienhochschulkurse, leitete das Deutsche Kulturamt in Rumänien, ging 1933 als Leiter des Deutschen Auslandsinstituts nach Stuttgart und war zugleich Honorarprofessor in Tübingen. Csaki war mit der Malerin Grete Csaki-Copony (1893–1990) verheiratet.

Buchveröffentlichungen: Jenseits der Wälder. Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen (1916); Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen (1920).

„*Das Ziel*", *Blätter für Kunst und Satire*, *Kronstadt*, *1.–2. Heft*, „Ostland", 1(1919), H. 1(Juni), S. 54.

Frühling. Blätter für Menschlichkeit, „Ostland", 2(1920), H. 9(Juni), S. 451.

Unsere neue Literaturbewegung, „Ostland", 3(1921), H. 14(zweites Aprilheft), S. 417–420.

Dörschlag – Carl Dörschlag (1832–1917), siebenbürgischer Maler, Zeichenlehrer von Schullerus, Wellmann.

F. Schullerus – Fritz Schullerus (1866–1898), siebenbürgischer Maler und Zeichner.

Coulin – Arthur Coulin (1869–1912), siebenbürgischer Maler.

Myß – Friedrich Mieß (1854–1935), siebenbürgischer Maler.

Ziegler – Karl Ziegler (1866–1945), siebenbürgischer Maler, seit 1921 in Königsberg.

Wellmann – Robert Wellmann (1866–1946), siebenbürgischer Maler, später Berlin, Italien, Ungarn.

Sebastian-Hann-Verein – Verein zur Pflege siebenbürgischer Kunst (Denkmalpflege, Kunstgewerbe, Kunstsammlung, Ausstellungen, Vorträge) 1904–1946.

Marlin – Josef Marlin (1824–1849), siebenbürgischer Schriftsteller und Journalist.
F. W. Schuster – Friedrich Wilhelm Schuster (1824–1912), siebenbürgischer Volkskundler und Schriftsteller.

Ernst Maria Flinker
* 1899 Czernowitz – † 09.07.1970 Bukarest
Der Bruder des Bukowiner Prosaschriftstellers Robert Flinker (1906–1945) und des Philosophen Friedrich Flinker veröffentlichte erste Texte im „Nerv", dann im „Ziel", promovierte nach germanistischem Studium in Czernowitz mit einer Arbeit über Frank Wedekind, war Journalist beim „Czernowitzer Morgenblatt" und beim sozialdemokratischen „Vorwärts", dann Chefredakteur des „Czernowitzer Tagblattes". 1942 ging er nach Bukarest, wo er nach dem Zweiten Weltkrieg Dozent für deutsche Literatur an der Universität war. Veröffentlichte u. a. nachgelassene Erzählungen und Romane Robert Flinkers.
Der Dichter; *O, mein Bruder über weiten Meeren!*, „Das neue Ziel" 1(1920), H. 8 (1. Februar), S. 126.

Otto Folberth
* 10.07.1896 Mediasch – † 05.11.1991 Salzburg
Nach Abschluss des Mediascher Gymnasiums wurde der Siebenbürger Folberth zum Kriegsdienst eingezogen, studierte danach Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte und Philosophie (Promotion 1922) in Budapest, Berlin und Heidelberg. Als Gymnasiallehrer in Mediasch (1923–1938) veröffentlichte er Gedichte, Prosa und Essays im Klingsor und gab die Schriften von Stephan Ludwig Roth heraus (1927–1964). Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Österreich, wo er historische und kunsthistorische Schriften veröffentlichte. Gedichte: Sterne im Tag (1927); Das Stundenglas. Ein Roman. Bonn, Hermannstadt, Schiller Verlag (2013).
Verlassenheit, Otto Folberth: *Sterne im Tag*. Schässburg: [o V.] 1927, S. 6; eine erheblich abweichende Vorfassung mit dem Titelzusatz „Galizien 1916" in „Das Ziel", 1(1919), H. 10 (1. September), S. 177.
Der Steppenreiter, Sterne im Tag, S. 11.
Totenburg (1916), „Klingsor", 9(1932), H. 1(Januar), S. 8.
Ostern, Sterne im Tag, S. 17, unverändert aus „Klingsor" 2(1925), H. 4(April), S. 144.

Leopold R. Guggenberger
* 05.09.1887 Kronstadt – † 04.04.1964 Kronstadt
Leopold Rudolf Guggenberger war zunächst Berufsoffizier, studierte dann Handel in Wien und war, nach Kriegsteilnahme und sibirischer Gefangenschaft, Angestellter in Kronstädter Wirtschaftsunternehmen. Herbst 1944 bis 1945 in den Lagern Târgu Jiu und Turnu Măgurele interniert, wurde er 1953 in ein Szeklerdorf verbannt.

Nocturo, „Das Ziel", 1(1919), H. 12(1. Oktober), S. 215.
Nächtlicher Hafen, „Das neue Ziel", 1(1920), H. 19 (15. Juli), S. 298; auch in Ostlandjahrbuch 1921, S. 70.
ICH!, Ostlandjahrbuch 1921, S. 69.
Lenzsturm, „Ostland", 3(1921), H. 16(Zweites Maiheft), S. 473.
Ziegeln – mundartlich beeinflusste Pluralform für Ziegel.

Egon Hajek
* 06.11.1888 Kronstadt – † 18.05.1963 Wien
Der Sohn eines Militärkapellmeisters studierte Theologie, Musik und Philologie (Promotion 1913), war Gymnasiallehrer, Stadtkantor, dann Pfarrer in Kronstadt, ging 1929 als evangelischer Pfarrer nach Wien, wo er auch Kirchenmusik lehrte.

Gedichte: Das Tor der Zukunft (1920), Balladen und Lieder (1926), Leuchter von oben (1935), Sturm und Stille (1940), Neue Gedichte (1952). Erzählungen: Der tolle Bruss (1923). Romane: Du sollst mein Zeuge sein (1937), Meister Johannes (1938), König Lautenschläger (1940), Der Gefangene seines Herzens (1954), Es blieb ein Abenteuer (1960).

Nocturno, „Ostland", 2(1920), H. 8(Mai), S. 377 – mit einem Holzschnitt von Hans Eder; auch in: Egon Hajek: *Das Tor der Zukunft. Ein Buch Gedichte*. Op. 1. Kronstadt: Kerschner (1920), S. 71–72 (weiterhin hier: Das Tor der Zukunft).
Tau-Linde, „Frühling", 1920, H. 1, S. 14.
Hymne an das Chaos, Ostlandjahrbuch 1921, S. 71.
A*n den Schöpfer*, Das Tor der Zukunft, S. 9.
Das Tor der Zukunft, Das Tor der Zukunft, S. 11.
Kriegslied der Gefallenen, Das Tor der Zukunft, S. 13.
Der Schrei der Menschheit, Das Tor der Zukunft, S. 15.
Im Sturm zu singen, Das Tor der Zukunft, S. 78.
Neujahrslied, Das Tor der Zukunft, S. 79.
Gebet der Föhren, Egon Hajek: *Balladen und Lieder*. Hermannstadt: W. Krafft 1926, S. 38 (weiterhin hier: Balladen und Lieder); geringfügig abweichend vorher in „Klingsor" 1(1924), H. 2(Mai), S. 59.

Zungenreden 1 – 2, Balladen und Lieder, S. 39; geringfügig abweichend in „Klingsor“, 3(1926), H. 9(September), S. 325.
April, Balladen und Lieder, S. 41; geringfügig abweichend in „Klingsor“, 3(1926), H. 9(September), S. 326.
Venedig 1, „Klingsor“, 4(1927), H. 11(November), S. 401.
Hundeabenteuer in Berlin, in *Herz der Heimat. Gedichte*, hg. von Herman Roth und Harald Krasser. Hermannstadt: Krafft & Drotleff 1935, S. 34.
Die Vergessenheit am Dasein, „Ostland“, 3(1921), H. 10 (Zweites Februarheft), S. 303–307.
Erörterungen des Expressionismus nehmen häufiger Dialogform an; vgl. etwa H. Burmaz: Lebende Bilder, NZ 1(1919), 1(15. Oktober), S. 3–6: F. X. Kappus: Expressionisten, „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“ 47(1920), 14307 (25. Dezember), S. 4.
Crociris iridiflora – (in der Quelle fälschlich „iridiflera“); von Johann Ferdinand Schur (1791–1878) gebrauchter Name für Crocus banaticus.
Montaigne: „La peste de l’homme, c’est l’opinion de savoire“ – Die Pest des Menschen ist, dass er zu wissen wähnt. Michel de Montaigne: *Apologie de Raimond Sebon*, *Les essais II*, *12*.
der Rabe von Poe – E. A. Poe, The Raven in: The Raven and Other Poems (1845).

Leo Hermann
Keine Lebensdaten ermittelt.
Peter Altenbergs Vermächtnis, „Der Nerv“, 1(1919), H. 4(12. März), S. 32; Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 60.

Emil Honigberger
* 16.03.1881 Kronstadt – † 13.02.1953 Kronstadt
Der Herausgeber des „Ziels“ hatte nach dem Kronstädter Abitur in Berlin Musik studiert (u. a. Orchesterleitung und Komposition bei Hans Pfitzner) und lebte als Organist, Chor- und Orchesterleiter sowie als Musikpädagoge in verschiedenen siebenbürgischen Städten, komponierte und war nebenher journalistisch tätig.
Der Brunnen, „Das Ziel“, 1(1919), H. 1(April), S. 5 – 6.
Im Handexemplar des Herausgebers mit vollem Namen gezeichnet. Vgl. auch: A. Margul-Sperber, *Die Hirtenflöte* aus dem Zyklus *Die schmerzliche Zeit*.
Kuruzenlieder – den ungarischen Aufständischen vom Beginn des 18. Jhs. wird in Liedern und Balladen gehuldigt.
An unsere Leser, „Das Ziel“, 1(1919), H. 1, S. 2.

Das erste Ostlandheft, „Das Ziel", 1(1919), H. 6(1. Juli), S. 102.
Zur späteren Abkühlung der Beziehungen vgl. „Ostland", Jg. 2(1920), S. 684-685.
An die „Deutsche Tagespost", „Das Ziel", 1(1919), H. 8 (1. August), S. 144.
Die Zeitschrift „Ma" – „Ma" (= Heute), 1916–1925 in Budapest erscheinende avantgardistische Zeitschrift, in deren Galerie u. a. Hans Mattis-Teutsch ausstellte, in deren Verlag er ein Album Linolschnitte herausbrachte; über „Ma" vgl. auch NZ 34–35, 69–70.
Dem Kritiker der Tagespost, *Herrn Erwin Reisner*; „Das Ziel", 1(1919), H. 10 (1. September), S. 179–180.
F. A. Harta – Felix Albrecht Harta (1884–1968), Grafiker und Maler, im Z mit Federzeichnungen in H. 3, H. 7 vertreten.
Gütersloh – Albert Paris Gütersloh (1887–1973), Maler und Schriftsteller, im Z mit einer Federzeichnung in H. 5 vertreten.
Hans Eder (1883–1955), siebenbürgischer Maler und Zeichner, im Z Federzeichnungen in H. 3, H. 7, Lithographie in H. 4.
Ernst Honigberger – aus Kronstadt gebürtiger Maler und Grafiker (1885–1974), Bruder von Emil Honigberger, wirkte später in Berlin. Titelgrafiken zum Ziel H. 2, H. 3, H. 4, H. 7 u. a. Grafiken.
Walter Teutsch – aus Kronstadt gebürtiger Maler und Grafiker (1883–1964), wirkte in München; im Z ein Holzschnitt in H. 4.
Hans Hermann – siebenbürgischer Maler und Grafiker (1885–1980).
Runers Gedicht – richtig: Dagobert Runes, in Z, S. 160 *Der Stärkere* und *Der welke Traum*; Reisner hatte in seiner Rezension des 9. Heftes in der „Deutsche Tagespost", 12(1919), Nr. 189 (22. August), S. 3 den Namen richtiggestellt.

Franz Xaver Kappus
* 17.05.1883 Temeswar – † 09.10.1966 Berlin
Der früh schon literarisch tätige Banater Kappus, allgemein bekannt als Empfänger der *Briefe an einen jungen Dichter* (1929) von Rilke, besuchte die Militärakademie Wiener Neustadt, wurde Offizier und war nach einer Weltkriegsverwundung beim österreichischen Kriegspressedienst, dann bei der Besatzungszeitung „Belgrader Nachrichten", nach Kriegsende bei Budapester und Banater Zeitungen journalistisch tätig. 1925 ging er als Lektor zum Berliner Ullstein Verlag und veröffentlichte als dessen Hausautor zahlreiche Romane.

Romane Die lebenden Vierzehn (1918), Die Peitsche im Antlitz (1921), Der rote Reiter (1922), Der Mann mit den zwei Seelen (1924), Der Milliardencäsar (1925), Das vertauschte Gesicht (1925), Der Tod im Rennwagen (1925), Die Frau des Künstlers (1926), Ball im Netz (1927), Yacht Estrella verschollen

(1928), Sprung in den Luxuszug (1929), Eine Nacht vor vielen Jahren (1929), Der Hamlet von Laibach (1931), Die Tochter des Fliegers (1935), Wettlauf ums Leben (1935), Brautfahrt um Lena (1935), Was ist mit Quidam? (1936), Eine Yacht ist gesunken (1936), Sie sind Viotta (1937), Die Verzauberung des Lothar Bruck (1939), Flammende Schatten (1941), Flucht in die Liebe (1949).

Vgl. E. Schneider: *Ein Schriftsteller als Vermittler. Zur literarischen Publizistik von Franz Xaver Kappus in der Banater deutschen Tagespresse*. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 50(2001), H. 1, S. 71–82. E. Schneider: *Berliner Bilderbogen*. ebd. 54(2005), H. 2, S. 169–176; K. Adel: *Franz Xaver Kappus*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern: Peter Lang 2006.

Doch ihr, die ihr lebt …, „Frühling", 1920, H. 2, S. 32–33; überarbeitete Fassung aus der Münchner „Jugend" 1916, Nr. 32 (29. Juli), S. 653.

Die Armbanduhr, „Frühling", 1920, H. 1, S. 15–18, danach in der „Temesvarer Zeitung", 69(1920), 92 (6. Juni), S. 1–2.

Die Wand, „Ostland", 2(1920), H. 5(Februar), S. 200–202; vorher in der „Temesvarer Zeitung", 67(1918), 227 (10. Oktober) , S. 1–2, danach auch in der „Vossischen Zeitung".

Die Peitsche im Antlitz. Geschichte eines Gezeichneten. Timişoara: Helicon-Verlag 1921, 120 S.

Das Stigma gilt in dieser „Geschichte eines Gezeichneten" sowohl konkret als auch in übertragenem Sinn. Konkret ist es ein Zug im Gesicht Kamüklers, der als unziemliches Lachen wahrgenommen wird, so dass der Geistliche schon dem Knaben die Kommunion verweigert. Übertragen ist es die Unfähigkeit, Nähe und „Teilhabe an den Dingen der Welt" (S. 67) zu gewinnen. In vierzigjährigem unstetem Leben hat er sich zwar eine Schale aus gespielt überlegener Ironie und Spottlust zugelegt, in Wirklichkeit aber wünscht er sich nichts sehnlicher, als dies Gesicht abzutun und den „Sprung vom Zuschauerraum auf die Bühne" (S. 68) seines Lebens zu tun. Anstoß zu dieser „Wandlung" (S. 67) gibt der invalide Leierkastenmann einer kleinstädtischen Volksfestwiese und die Liebe zu dessen Tochter Maria, doch endgültige Kommunion mit dem Dasein gewährt erst der Tod. Abdruck der S. 100–108, 112–118.

Hermann Klöß

* 26.09.1880 Mediasch – † 03.06.1948 Hermannstadt

Der Sohn eines Rechtsanwalts studierte Theologie und Philologie, arbeitete an den *Akademischen Blättern* mit, war nach dem Studium Redakteur beim *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* (1904–1908), Lehrer, dann Pfarrer (1911–1934), Mitarbeiter der wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften (Gedichte, Prosa, Kritik). Gedichte: Unsere Liebe in Liedern (1913). Drama: Die Braut

von Urwegen (1918), Die Nachfolge Christi (1919), Untergang (1920). Nachgelassene Gedichte, Prosa und Dramen: Herbstgetön (1989).

Revolutionslieder I – II, „Ostland", 1(1919), H. 1 (Juni), S. 26.

Die ersten Schollen trommeln dumpf, „Ostland", 3(1921), H. 12 (Zweites Märzheft), S. 370, aus dem Zyklus *Neue Lieder. Einem Toten gedichtet*.

Fast ins freie Feld gestoßen, „Ostland", 3(1921), H. 12 (Zweites Märzheft), S. 371.

Neue Psalmen I und II, „Klingsor", 1(1924), H. 9 (Dezember), S. 321–322; ohne Titel und geringfügig verändert wieder in H. Klöß: *Herbstgetön. Gedichte, Dramen und eine Erzählung*. Aus dem Nachlass hg. von Stefan Sienerth. Bukarest: Kriterion Verlag 1989, S. 53–54.

Die Nachfolge Christi. Ein Trauerspiel. Hermannstadt: W. Krafft (1919), 124 S.
Der ekstatisch gotterfüllte Pfarrer Matthias will zur moralischen Aufrichtung seiner maßlos eigensüchtigen Gemeinde ein neues Gotteshaus errichten, trifft aber auf geiz- und gierbesessene Gegner, als deren Exponent Bauer Pitters auftritt. Zu dem dingsymbolisch im Bau bzw. dessen Zerstörung gebündelten kollektiven Konflikt, der im Dorf zwischen Jung und Alt, im geistlichen Gericht, vor das Matthias gebracht wird, zwischen dem Freigeist Dr. Augustinus und machtbedachtem Klerus verläuft, treten mehrere Individualkonflikte. Zur Anhängerschaft des Pfarrers gehören seine „Jünger" Gertrud und der Lehrer Christian/Chris sowie aus der Dorfgemeinschaft ausgegrenzte Typen: ein ehemaliger Häftling, ein Krüppel, eine uneheliche Mutter und Sigismund, der misshandelte Sohn, der als „Erlöster" stirbt und Pitters den Vorwand liefert, den Pfarrer zu erschlagen.
Ziegeln – mundartlich beeinflusste Pluralform für Ziegel.

Untergang. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Hermannstadt: Jos. Drotleff 1920, 132 S.
In einer Marktgemeinde droht eine Flut, doch zwei gegnerische Parteien um den Marktrichter Gierlich und den Mühlenpächter Fuss, die selbst vor Verbrechen nicht zurückscheuen, missachten die Gefahr und sind zu keiner Hilfe bereit. Die ersten Flutopfer werden von den Geächteten des Ortes, dem verkrachten Schauspieler Joseph, der Dorfhure Margret und dem „neuen Heiligen" Thomas gerettet. Im Stück wird die Flut doppelt ausgelegt: als Symbol einer begierdenenthemmten Gesellschaft und als Sintflut und Gottesgericht über diese.
Hattert – Siebenbürgerdeutsch Gemarkung, Dorfflur.
Ziegeln – mundartlich beeinflusste Pluralform für Ziegel.

Oskar Kraemer

* 21.08.1885 Hermannstadt – 19.05.1970 Esslingen
Nach dem Studium der Philosophie und Germanistik in Wien, Berlin und Straßburg war Kraemer Schriftleiter beim „Budapester Tagblatt", seit 1914 Redakteur der „Siebenbürgisch-Deutschen Tagespost", die er als ihr Hauptschriftleiter 1919 zur „Deutschen Tagespost" umwandelte, übernahm 1927 die Chefredaktion des „Bukarester Tagblattes" und war zeitweilig Sekretär des Deutsch-Rumänischen Kulturinstituts. Als liberaler Journalist in Rumänien brotlos geworden, arbeitete er seit 1941 an Wirtschaftszeitungen in Berlin, Wien, Koblenz mit. Kraemers literarische Laufbahn begann in den „Karpathen", setzte sich mit Gedichten und Kurzprosa in der „Deutschen Tagespost", im „Klingsor" und in den „Südostdeutschen Vierteljahresblättern" fort, posthum erschien der Auswahlband *Von jenen Menschen einer* … (1976).

Profeta, „Frühling", 1920, H. 1, S. 12–13.

Der Traum, „Klingsor", 6(1929), H. 10(Oktober), S. 363–365.

Die Schlacht bei Moskau, O. Kraemer: *Von jenen Menschen einer* … Aus dem Nachlass eines Siebenbürger Sachsen. München: Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen 1976, S. 84–87; leicht verändert aus „Klingsor" 8(1931), H. 4 (April), S. 121–125.

Ikon, „Südostdeutsche Vierteljahresblätter, 18(1969), H. 1, S. 45; auch in O. Kraemer: Von jenen Menschen einer …, S. 23.

Arthur Kraft
* 21.09.1897 Dorneşti – † 1944 vermutlich Auschwitz
Der Bukowiner begann seine literarische Tätigkeit beim Czernowitzer „Nerv", studierte in Würzburg und nach 1937 in Paris Kunstgeschichte, floh bei Kriegsbeginn in die Pyrenäen, wurde gefasst und in Drany interniert, im Mai 1944 vermutlich in Auschwitz ermordet.

Der dumpfe Sumpf, „Der Nerv", 1(1919), H. 6; Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 101.

Alfred Margul-Sperber
* 23.09.1898 Storozynetz – † 03.01.1967 Bukarest
Der Sohn eines Bukowiner Gutsverwalters besuchte das Gymnasium in Czernowitz und Wien, kam 1916 als Unteroffizier an die Ostfront, veröffentlichte nach der Rückkehr erste Texte in „Nerv" und „Ziel". 1920–1921 hielt er sich in Paris, 1922–1924 in New York auf, war danach Journalist in Czernowitz und Fremdsprachenkorrespondent in der moldauischen Kleinstadt Burdujeni, lebte, von Freunden gedeckt, seit 1940 als Privatlehrer in Bukarest. Nach dem rumänischen Frontwechsel war er bei mehreren Zeitschriften als Übersetzer und als Rundfunksprecher für Auslandssendungen bei Radio Bukarest tätig.

Zeitweilig prominentester deutscher Parteidichter Rumäniens, war er privat der wichtigste Mentor der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der rumänischen Hauptstadt sammelnden rumäniendeutschen Literatur.

Gedichte: Gleichnisse der Landschaft (1934), Geheimnis und Verzicht (1939), Zeuge der Zeit (1951), Ausblick und Rückschau (1955), Mit offenen Augen (1956), Taten und Träume (1959), Unsterblicher August (1959), Sternstunden der Liebe (1963), Aus der Vorgeschichte (1964), Das verzauberte Wort (1969), Geheimnis und Verzicht (1975).

Der Autor zeichnet in dieser Phase als Alfred Sperber, 1927 bildete er nach dem Vornamen seiner Mutter (Margula) den Doppelnamen. Die Texte wurden hier in Gestalt und Abfolge der Erstdrucke in den Zeitschriften übernommen. Die meisten sind, oft in veränderter Gestalt, wieder enthalten in: Alfred Margul-Sperber: *Das verzauberte Wort. Der poetische Nachlass 1914–1945*, hg. von Alfred Kittner. Bukarest: Jugendverlag (1969) (hier weiterhin: Das verzauberte Wort), einige schon in: A. Margul-Sperber: *Zeuge der Zeit*. Bukarest: Staatsverlag für Kunst und Literatur 1951 (hier weiterhin Zeuge der Zeit). Aus den Quellen übernommen in: Peter Motzan (Hg.): Alfred Margul-Sperber: *Ins Leere gesprochen. Ausgewählte Gedichte 1914–1966*. (Aachen): Rimbaud (2002) (hier weiterhin Ins Leere gesprochen).

Frühfahrt im Schnellzug, „Der Nerv", 1(1919), H. 7 (27. April), S. 66; Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 126; leicht verändert in Das verzauberte Wort, S. 71.

An die Geistigen, „Der Nerv", 1(1919), H. 11 (16. Juni), S. 101; Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 195; sonst nur noch in Ins Leere gesprochen, S. 17.

Dem neuen Menschen, „Das Ziel", 1(1919), H. 11 (15. September), S. 190; verändert und erweitert, datiert 1915 in Zeuge der Zeit, S. 16; von dort geringfügig verändert und dem Zyklus „Die schmerzliche Zeit" zugeordnet in Das verzauberte Wort, S. 61; abermals geringfügig verändert in A. Margul-Sperber: Geheimnis und Verzicht. Das lyrische Werk in Auswahl. Bukarest: Kriterion 1975, S. 26.

Die schmerzliche Zeit, „Das neue Ziel", 1(1919), H. 12 (15. Oktober), S. 6–8; in Zyklusorganisation und Einzeltexten verändert in Das verzauberte Wort, S. 49–64: *Der Rabe*, NZ, S. 6, geringfügig verändert, datiert 1916, in Zeuge der Zeit, S. 18–19 und in Geheimnis und Verzicht, S. 29; *Eine kleine Störung*, NZ, S. 6, geringfügig verändert, datiert 1916 in Zeuge der Zeit, S. 17 und Geheimnis und Verzicht, S. 27; *Die Hirtenflöte*, NZ, S. 6–7, erheblich verändert, datiert 1917, in Zeuge der Zeit, S. 20–21, von dort in Geheimnis und Verzicht, S. 30–31; *Eine ganz kleine Geschichte*, NZ, S. 7, geringfügig verändert in Das verzauberte Wort, S. 55; „*Trommelfeuer schwerer Geschütze gegen Kote 76!*", NZ, S. 7, mit abweichender Zeichensetzung in Das verzau-

berte Wort, S. 54; *Heimweh*, NZ, S. 7, in Untertitel und Zeichensetzung geringfügig verändert in Das verzauberte Wort, S. 56–57; *Epilog*, NZ, S. 7–8, verändert und gekürzt in Das verzauberte Wort, S. 62–64.
Impromptu, „Das neue Ziel", 1(1919), H. 3 (15. November), S. 42–43; verändert dem Zyklus Elf große Psalmen eingefügt, datiert 1919, in Das verzauberte Wort, S. 110–113.
Das Dienstmädchen weint beim Schuhputzen, „Das neue Ziel", Jg. 1(1920), H. 12 (1. April), S. 190, Das verzauberte Wort, S. 68.
Der Schuft, „Das neue Ziel", 1(1920), H. 12 (1. April), S. 190, Das verzauberte Wort, S. 89–90.
Mein liebster Leser, „Das neue Ziel", 1(1920), H. 12 (1. April), S. 190; geringfügig geändert in Das verzauberte Wort, S. 9–10; umgeschrieben und mit dem Zusatz „Vorspruch zum ersten (unveröffentlichten) Gedichtband des Verfassers (1917)" in Zeuge der Zeit, S. 13–14.
Zwei Gedichte: Den Zigeunern; Ode, „Das neue Ziel", 1(1920), H. 16 (1. Juni), S. 264 und S. 266; Widmung und Zusammenordnung fehlen in späteren Drucken. *Den Zigeunern* erscheint überhaupt nur in Ins Leere gesprochen, S. 20–21, *Ode*, mit neuem Schluss, doch mit der Datierung 1918 in Zeuge der Zeit, S. 22, ursprüngliche Fassung mit der Datierung 1918 dem Zyklus *Die schmerzliche Zeit* eingefügt in Das verzauberte Wort, S. 58.
Der Schrei, Zeuge der Zeit, S. 15, mit der Datierung 1915; Das Verzauberte Wort, S. 51, dem Zyklus *Die schmerzliche Zeit* eingefügt.
Tiefbahn, Alfred Margul-Sperber: Gleichnisse der Landschaft. Gedichte. Storojineti: Selbstverlag (1934), S. 78; Das Verzauberte Wort, S. 70.
Café de la rotonde, Das verzauberte Wort, S. 75–76;
„Mândrulița mea" = „meine Liebste", beliebte feste Wendung in rumänischen Geselligkeits- und Trinkliedern.
Das Fenster, Das verzauberte Wort, S. 77–78.
Schulreminiszenzen, Das verzauberte Wort, S. 87–88.
Episode, Das verzauberte Wort, S. 94.
Tango argentino, Das verzauberte Wort, S. 95–96.
Sang von unserer Sendung, Das verzauberte Wort, S. 107–109, aus dem Zyklus Elf große Psalmen.
Die Stadt, Das verzauberte Wort, S. 127–131, aus dem Zyklus Elf große Psalmen.
Die Tscherigowna, „Der Nerv", 1(1919), H. 9/10 (29. Mai), S. 87–90; geringfügig veränderter Nachdruck in „Das neue Ziel", 1(1920), H. 17 (15. Juni), S. 275–277; Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 166–173.
In der Quelle mit dem Untertitel *Siebentes Stück des Novellenbandes „Erweiterungen"*. Der Novellenband ist nicht erschienen.

Hans Mattis-Teutsch
* 13.08.1884 Kronstadt – † 17.03.1960 Kronstadt
Nach seiner künstlerischer Ausbildung in Budapest, München und Paris (1901–1908) ließ sich der siebenbürgische Maler, Grafiker und Bildhauer 1908 als Kunsterzieher an der Kronstädter Gewerbeschule nieder, hielt aber Kontakt zu avantgardistischen Gruppierungen wie „Ma“ (Budapest) und „Der Sturm“ (Berlin). 1915 entstanden erste expressionistische Aquarelle, 1916 eine Reihe Linolschnitte, ab 1919 die Farbkompositionen „Seelenblumen“. Mattis-Teutsch stellte nicht nur in Kronstadt, Budapest und Bukarest, sondern auch in Berlin, Rom, Chicago und Paris aus. Im kommunistischen Rumänien zeitweilig marginalisiert, erfuhr er nach seinem Tod wieder allgemeine Würdigung.

Mattis–Teutsch schrieb mehrere Gedichte als Begleittexte zu Linolschnitten. Die Schnitte erschienen 1924, die Gedichte blieben unveröffentlicht; einige sind angeblich 1920 in „Atys“ (Rom), drei in der „Karpatenrundschau“ gedruckt worden.

März, „Karpatenrundschau“ 32/1974.
Mutter, „Karpatenrundschau“ 43/1984.
Empor, „Karpatenrundschau“ 22/1989.

Albert Maurüber
* 1896 Czernowitz – † 1951 Bukarest
Der mit Hugo Bergmann und Martin Buber befreundete Sozialist und Zionist hing als Herausgeber des „Nervs“ den Ansichten Ludwig Rubiners und Kurt Hillers an, hat vermutlich das *Programmatische Manifest* und einige ähnliche Texte verfasst, aber auch Prosaversuche und Gedichte. Über sein Leben gibt es wenig gesicherte Daten. In Czernowitz führte er eine Buchhandlung, ging für kurze Zeit nach Palästina, floh 1941 nach Usbekistan und ließ sich 1946 in Bukarest nieder.

Mein Kamerad, „Der Nerv“, 1(1919), H. 7 (27. April), S. 62 und H. 11 (16. Juni); Nachdruck E. Wichner/H. Wiesner, S. 117, S. 194–195.

Der Bolschewismus, die Sozialdemokratie und die Geistigen, „Der Nerv“, 1(1919), H. 7 (27. April), S. 64–66; Nachdruck E. Wichner, H. Wiesner, S. 120–125.

tarpeischer Fels – Tarpeia, in der römischen Sage Tochter des Verteidigers von Rom gegen sabinische Belagerer; aus Liebe zu deren Feldherrn (oder aus Gier nach deren Schmuck) verriet sie den Feinden den Zugang zur Stadt. Nach ihr wurde der Fels benannt, von dem Staatsverbrecher in den Tod gestürzt wurden.

Aristoikratie – wörtlich: „Herrschaft der Besten“.

Adolf Meschendörfer
*08.05.1877 Kronstadt – † 04.07.1963 Kronstadt
Der aus einer Kaufmannsfamilie stammende, nach germanistischem und romanistischem Studium in Kronstadt lebende Schriftsteller bahnte durch seine Zeitschrift „Die Karpathen" (1907–1914) der siebenbürgischen Moderne erste Wege und gewann durch sein literarisches Schaffen überregionale Resonanz. Romane: Leonore (1908, 1920), Die Stadt im Osten (1931), Der Büffelbrunnen (1935). Erzählungen: Siebenbürgische Geschichten (1947), Als man noch die Soldaten fing (1966). Dramen: Michael Weiß (1919), Der Abt von Kerz (1931), Vogel Phönix (1931). Gedichte (1930, 1967). Aufsätze: Vorträge über Kultur und Kunst (1906), Siebenbürgen, Land des Segens (1937).

Wallfahrt nach Polen, Ostlandjahrbuch 1921, S. 80–81.
In Text und Abschnittgliederung geringfügig verändert in A. Meschendörfer: Gedichte. Bukarest: Literaturverlag 1967, S. 130–132, datiert 1915.
Gertraut Meschendörfer teilte mit, der Text sei von einer Reise veranlasst worden, die der Dichter gemeinsam mit seiner Schwägerin Rike zum Grab seines gefallenen Bruders gemacht habe.
Der Komet, Klingsor 3(1926), H. 4 (April), S. 125; geringfügig verändert in A. Meschendörfer: Gedichte. Bukarest: Literaturverlag 1967, S. 31–32.

Erwin Neustädter
* 01.07.1897 Tartlau – † 04.05.1992 Kaufbeuren
Nach dem Abitur in Kronstadt zum Kriegsdienst eingezogen, studierte der Apothekersohn Germanistik, Anglistik und Theologie (Promotion 1927) und war bis 1944 Gymnasiallehrer in Kronstadt, Mitarbeiter des *Klingsor*, Feuilletonredakteur der *Kronstädter Zeitung* und 1942–1944 Leiter der Deutschen Schrifttumskammer in Rumänien. Wiederholt in politische Haft genommen und an der Ausübung des Lehrerberufs gehindert, verweigerte er sich, um den Preis des Verstummens, dem gelenkten Literaturbetrieb und übersiedelte 1965 in die Bundesrepublik Deutschland. Romane: Der Jüngling im Panzer (1938), Mohn im Ährenfeld (1943, 1974). Gedichte: Dem Dunkel nur entblühen Sterne (1976).

Alle Gedichte aus dem Band Erwin Neustädter: *Dem Dunkel nur entblühen Sterne*. Gedichte. (Esslingen-Wiflingshausen): (Alfred Haug) 1976.
Föhnnacht, S. 6.
Vorfrühling, S. 6; vorher textgleich in „Klingsor", 5(1928), H. 5 (Mai), S. 161.
Regentag, S. 7.
Jugend im Panzer, 1918, S. 54.

Der Heimkehrer Sang, S. 55–56; unter dem Titel *Der Landsknechte Sang* und geringfügig abweichend in „Klingsor", 7(1930), H. 10 (Oktober), S. 385–386.
Kriegerfriedhof, S. 58; vorher in *Herz der Heimat. Gedichte*, hg. von Herman Roth und Harald Krasser. Hermannstadt: Krafft & Drotleff, 1935, S. 54–55.
Wind und Wanderer, S. 59–68.
Karstschlacht, „Das neue Ziel", 1(1919), H. 3 (15. November), S. 50–54.
Jönnek: Jön a digo – ungarisch: Sie kommen: Der Digo kommt. Anmerkung in der Quelle:„Digo" Spitzname der Italiener von den ungarischen Regimentern der Karstfront gebraucht. Entspricht etwa dem „Katzelmacher".
Bakas – ungarisch: Rekruten.
Küchlein – gemeint ist wohl: Küken.
Húsvéti üdvözletek – ungarisch: Ostergrüße.
Kadét ur – digók – ungarisch: Herr Kadett – Italiener.
Hól? – ungarisch: wo?
itt! – ungarisch: hier!
Most hadd jöjjön – ungarisch: Nun, lass sie/ihn kommen.
Nézze, ott jönnek – eigentlich nézen, ungarisch: Sehen Sie, dort kommen sie.
Kadét ur – az Istenért – mi baja van – ungarisch: Herr Kadett – um Gottes willen – was fehlt Ihnen?
Jaiii – eigentlich: jai – ungarisch: o weh, wehe!

Hermann Plattner
* 1885 in Sächsisch-Reen – † 1965 Hermannstadt
Nach dem Studium der Theologie und Philosophie trat er 1908 in die Schriftleitung des *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes* ein, übernahm 1910 dessen Leitung und, nach dem Kriegsdienst, erneut 1920–1939.
Ostlandjahrbuch für 1921, „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt", 48(1921), Nr. 14323 (19. Januar), S. 3.
Simplizissimus- und Musketenstil – an beiden Zeitschriften arbeitete auch F. X. Kappus mit.
Pschütt – *Pschütt-Caricaturen*, Wiener Wochenmagazin, herausgegeben von Jakob Danneberg (1892– 1918), das den Zeitgenossen als freizügig galt.
Eine Aussprache, „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt", 48(1921), Nr. 14329 (27. Januar), S. 2.
Fred Fakler – siebenbürgischer Schriftsteller (1877–1943).
Karpathen – Adolf Meschendörfers kritische Kultur- und Literaturzeitschrift, 1907–1914.

Deutsche Tageszeitung – ungezeichneter Beitrag in 28(1921), 17(12.01.), S. [2] mit Bezug auf eine Aufführung von Schnitzlers „Reigen“ und einer Wedekind-Inszenierung mit einer nackten Schauspielerin.

Erwin Reisner
*1890 Wien – † 1966 Berlin
Der Österreicher Reisner ließ sich nach Kriegsteilnahme 1919 in Hermannstadt nieder, war Journalist bei der *Deutschen Tagespost* und Bibliothekar, ging 1935 nach Wien, nach dem Zweiten Weltkrieg als Theologieprofessor nach Berlin.
Gedichte: Der blaue Pokal (1923). Philosophische Schriften: Die Erlösung im Geist (1924), Das Selbstopfer der Erkenntnis (1927), Der Dämon und sein Bild (1949).

„*Das Ziel*“, 7. *Heft*, „Deutsche Tagespost“, 12(1919), Nr. 164 (24. Juli), S. 3. M. Teutsch – Mattis-Teutsch; Linolschnitte von ihm auch in Heft 2 und 9 des Zieles.

Herman Roths Polemik gegen die „Neppendorfer Blätter“ – Die illustrierte Monatsschrift für Humor und Unterhaltung „Neppendorfer Blätter“ (seit 1929 „Lustige Welt“) erschien 1903–1937 in Hermannstadt. In den lückenhaften Sammlungen der Bibliotheken fehlen die Nummern 21 und 25 des 17. Jahrgangs, in denen das Ziel angegriffen wurde. Herman Roths Antwort darauf in Z, S. 121–124.

Das Ziel [Heft 8], „Deutsche Tagespost“, 12(1919), Nr. 179 (10. August), S. 1.

Fritz Kimm (1890–1979), siebenbürgischer Maler und Zeichner; Titelzeichnung zu Heft 8 des Ziels.

„Morgendämmerung“ von Morres – gleichnamige Zeichnung des siebenbürgischen Malers und Zeichners Eduard Morres (1884–1980) in Z, S. 131.

Karl Kärtsch – die Kurzgeschichte *Das Weib* in Z, S. 130–132.

Der Ball (Groteske) – Z, S. 135–136; richtig: von Rich. Lich. = Pseudonym von Heinrich Zillich.

Herman Roth
* 23.07.1891 Schässburg – † 16.09.1959 Hermannstadt
Nach einem durch Kriegsteilnahme unterbrochenen Studium in Wien, Berlin und München war der feinsinnige Literat und Publizist zunächst beim *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* tätig, später im Buchvertrieb und in verschiedenen kulturellen Einrichtungen. Als Zweigstellenleiter des Bukarester Deutschen Wissenschaftlichen Instituts setzte er sich für rumänisch-deutschen literarischen Austausch ein. Auch nach dem Krieg war er als Übersetzer und Publizist tätig, kam 1958 in politische Haft, deren Strapazen er nicht überlebte.

Herausgeber der Anthologien *Herz der Heimat* (1937), *Aus grünen Wäldern weht der Wind* (1941), *Alte sächsische Gedichte* (1945).
Vorbemerkung zu meiner Auswahl lyrischer Kunst für das „Ziel", „Das Ziel", 1(1919), H. 8 (1. August), S. 138.

Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschule – offenbar bezog sich Roth auf Teil 4 des *Deutschen Lesebuchs für Mittelschulen*, hg. von O. Netoliczka und H. Wolff. Hermannstadt: W. Krafft 1902.

Moderne Bücherei – die erste, zunächst private Leihbibliothek dieses Namens hatte Adolf Meschendörfer in Kronstadt gegründet, die bedeutendste wurde die von Richard Csaki geleitete Hermannstädter „Moderne Bücherei", die u. a. das „Ostland" herausgab.

Ziel-Anthologie – Im Anschluss an diesen Aufsatz erschienen im Z, S. 138–139 Gedichte von J. Chr. Günther und Friedrich Nietzsche, in Z, S. 164–165 von Hölderlin; weiter ist der Plan nicht gediehen, sechs Wochen später stellte das Ziel sein Erscheinen ein.

Dagobert Runes
* 06.01.1902 Zastavna (Bukowina) – 24.09.1982 New York
Der Mitherausgeber des „Lichts" studierte in Czernowitz Philosophie (Promotion 1924 in Wien), ließ sich als freier Schriftsteller erst in Wien nieder, ging 1931 nach New York, war Redakteur bei der Zeitschrift „The modern Thinker" (1923–1936) und seit 1940 an der „Philosophical Library" tätig. Runes veröffentlichte zahlreiche philosophische, religiöse und judaistische Bücher, deutsch das Bändchen *Jordan Lieder* (1948) mit frühen Gedichten.

Der welke Traum, „Das Ziel", 1(1919), 9 (15. August), S. 160.

Auf die falsche Namensschreibung in der Quelle wies Reisner in der „Deutschen Tagespost" 1919, 189 (22. August), S. 3 hin; vgl. auch E. Honigberger, Dem Kritiker der Tagespost, Herrn Erwin Reisner.

Hans Wühr
* 25.01.1891 Sächsisch-Reen – † 23.04.1982 Grünwald/München
Nach dem Studium der Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, Genf, Budapest und Klausenburg wurde er zum Kriegsdienst eingezogen, promovierte 1923, war Mitarbeiter des „Klingsor", Museumsangestellter in Hermannstadt, seit 1926 in Berlin, nach erneuter Kriegsteilnahme in München.
Zahlreiche kunsthistorische Publikationen, darunter: Fritz Kimm (1964), Ernst Honigberger (1964). Gedichte: Aus einem Roseninnern (1978).

Siebenbürgische Künstler. Expressionismus. Grete Csaki-Copony, „Klingsor", 1(1924), H. 9 (Dezember), S. 334–338.

Obwohl der zweite Teil des Aufsatzes weniger grundsätzliche Fragen anschneidet, wurde er hier dennoch mitgedruckt, weil sich der siebenbürgi-

sche Streit um den Expressionismus seit ihrer Hermannstädter Ausstellung von 1918 immer auch auf die Bilder von Grete Csaki-Copony bezog. Vgl. etwa: Cn. [Egon Coulin]: *Zu den Bildern von Grete Csaki-Copony in der Ausstellung des Sebastian-Hann-Vereins*, „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt" 45(1918), Nr. 13521(6. April), S. 5–6; Hermann Morres: *Expressionismus*, ebd. Nr. 13536 (24. April), S. 4–6; Dr. C. N.: *Ausstellung Grete Csaky-Copony*, Z, S. 59; H. Roth: *Grundlegende Voraussetzungen für den Besuch der Bilderausstellung Grete Csaki-Copony*. Hermannstadt: o. V. 1919, 4 S; H. Roth: *Die Kunst der Grete Csaki-Copony und die Hermannstädter Kritik*, Z 61–62; H. Roth: *Der Schein der Wirklichkeit und seine Überwindung durch die Erscheinung in der Kunst*, Z, S. 154–160; C. O.: *Ausstellung Grete Csaky-Copony* [in Kronstadt], Z 178.
Grete Csaki-Copony (1893–1990), aus Siebenbürgen stammende Malerin, Ehefrau von Richard Csaki.
Beindorf – Wilhelm Beindorf, deutscher Maler, Zeichner und Grafiker (1887–1969) lebte 1922–1925 in Siebenbürgen und hatte Aufträge zum Ausmalen mehrerer Kirchen; bei der „kleinen rumänischen Dorfkirche in der Nähe von Bistritz" handelt es sich um die Kirche von Chiuza im Tal des Großen Somesch.

Heinrich Zillich
* 23.05.1898 Kronstadt – † 23.05. 1988 Starnberg
Nach dem Abitur zum Kriegsdienst eingezogen, studierte der Sohn eines höheren Wirtschaftsbeamten Handel und Politikwissenschaften (Promotion 1923), war freier Journalist und Schriftsteller, Herausgeber des *Klingsors* (1924–1939). 1936 übersiedelte er nach Deutschland, wurde 1940 eingebürgert, trat 1941 der NSDAP bei und erkaufte eine erweiterte literarische Resonanz durch ideologische Anpassung; Mitherausgeber (1959–1980) der *Südostdeutschen Vierteljahresblätter*.

Gedichte: Die Strömung (1924), Strömung und Erde (1929), Komme was will (1935). Erzählungen und Novellen: Attilas Ende (1923, 1938), Wälder und Laternenschein (1923), Siebenbürgische Flausen (1925), Der Toddergerch und andere Geschichten (1930), Der Zigeuner (1931), Der Urlaub (1933), Sturz aus der Kindheit (1933), Die Reinerbachmühle (1935), Die gefangene Eiche (1935), Der baltische Graf (1938), Die ewige Kompanie (1942), Die fröhliche Kelter (1943), Schicksal und Läuterung (1944). Romane: Zwischen Grenzen und Zeiten (1936), Der Weizenstrauß (1938), Grünk oder Das große Lachen (1949), Der Sprung im Ring (1953).

Zillich veröffentlichte seine ersten Gedichte im „Ziel" unter dem Pseudonym Rich. Lich.; ab dem 15. Oktober 1919 erschienen sie im „Neuen Ziel" unter vollem Namen.

Blutlied, „Das Ziel“, 1(1919), H. 3 (Mai), S. 35.
Feldspital, „Das Ziel“, 1(1919), H. 9 (15. August), S. 154; ganz umgestaltet wieder in Heinrich Zillich: *Strömung und Erde*. Gedichte. Kronstadt: Klingsor Verlag 1929, S. 41 (weiterhin hier: Strömung und Erde).
Einquartierung im Kloster, „Das Ziel“, 1(1919), H. 9 (15. August), S. 154.
Jung, „Das Ziel“, 1(1919), H. 10 (1. September), S. 171.
Hunger, „Das neue Ziel“, 1(1919), H. 1 (15. Oktober), S. 10.
Finale, „Das neue Ziel“, 1(1920), H. 16 (1. Juni), 261; stark verändert und um drei Strophen erweitert in Heinrich Zillich: *Die Strömung*. Mediasch: Reissenberger 1924, S. 32–33 (weiterhin hier: Die Strömung); unter dem gleichen Titel erschien im „Neuen Ziel“, 1(1920), H. 20 (1. August), S. 306–307 ein Prosagedicht Zillichs, das nichts mit diesem Text gemein hat.
Die Bilder Hans Eders, „Ostland“, 3(1921), H. 13 (Erstes Aprilheft), S. 402. Hans Eder – siebenbürgischer Maler und Zeichner (1883–1955).
Gesang an den Wind, „Klingsor“, 1(1924), H. 9 (Dezember), S. 333–334.
Bezechte Stadt, Die Strömung, S. 13.
Im Nebel, Die Strömung, S. 16; auch in Strömung und Erde, S. 7.
Nächtliche Großstadtstraße, Die Strömung, S. 18.
An den Ufern vorübergestreift, Die Strömung, S. 20; auch in Strömung und Erde, S. 26 und in Heinrich Zillich: *Komme was will*. Gedichte. München: Albert Langen/Georg Müller 1935, S. 16 (weiterhin hier: Komme was will).
Krieg 1 – 2, Die Strömung, S. 25–26; der zweite Teil erschien als *Krieg* in Strömung und Erde, S. 39, der erste Teil leicht verändert unter dem gleichen Titel in Komme was will, S. 50.
Die Seele, Die Strömung, S. 35; Strömung und Erde, S. 51.
Ballade vom unbekannten Soldaten, „Klingsor“, 2(1925), H. 8 (August), S. 294–295; geringfügig verändert in Strömung und Erde, S. 42 und Komme was will, S. 51.
Siebenbürgische Großbauern, „Klingsor“, 3(1926), H. 8 (August), S. 285; geringfügig verändert in Strömung und Erde, S. 44.
Der Vater, „Ostland“, 3(1921), H. 20 (Zweites Juliheft), S. 567–574. Veränderte Fassungen in „Neue Schweizer Rundschau“ 1928 und in KL 1/1930, S. 1–9.
wie Otto von der Schule kam – Siebenbürgerdeutsch für „als Otto …“
Aufruf, „Klingsor“, 1(1924), H. 1 (April), S. 1 – 2.
Verfasser des *Aufrufs* war der Herausgeber Heinrich Zillich. Fritz Theil griff in der *Deutschen Tagespost*, 17(1924), Nr. 98 (27. April), S. 2–3 den *Aufruf* kritisch an, Zillich antwortete darauf mit dem Aufsatz *Die Entwurzelten*, KL 3/1924, S. 98–103; vgl. auch KL 4/1924, S. 160.

Ungezeichnete Beiträge

Dr. J. S.: Expressionismus, „Das Licht", 1(1919), 1(24. Mai), S. 5.

Dr. J. S. – Namenskürzel nicht entschlüsselt.

„Expressionismus" – nicht nur durch Anführungszeichen, im deutschen Schriftsatz auch durch lateinische Schriftzeichen hervorgehoben.

sich am eigenen Galgen erhängt – Anspielung an die kritische Rubrik *Der Galgen* im N ab H. 4.

[Das Licht]: Unser Ziel, „Das Licht", 1(1919), H. 1 (24. Mai), S. 1; orthographisch ungenau auch in „Das Ziel", 1(1919), H. 7 (15. Juli), S. 111.

[Das Licht]: Offener Brief an den Herausgeber des „Nerv" Albert Maurüber, „Das Licht", 1(1919), H. 1 (24. Mai), S. 7–8.

„wir tauchen …" – ungenau zitiert aus dem *Programmatischen Manifest*, N, H. 1, S. 4.

„Meggendorfer Blätter" – von Lothar Meggendorf (1847–1925) künstlerisch gehoben ausgestattete Humorzeitschrift, 1888–1944.

von „erotischen Begegnungen" – gemeint sind die Gedichte *Erotische Begegnung I und II* von E. M. Flinker, N, H. 1, S. 8.

Rubiner als Kameraden – E. M. Flinkers Huldigung *An Ludwig Rubiner*, N, H. 1, S. 7–8 beginnt mit der Anrede *Lieber Kamerad Rubiner!*

„von Weibern" und „Zimmern" – gemeint sind die Gedichte *Weib* von R. Hart und *Zimmer, nachdem es Liebende verlassen* von Theodor Nastasi, N, H. 1, S. 9.

„Frauenleiber" – ungenau zitiert aus A. Maurüber: *Abkehr. Entwurf zu einem Tanz*, N, H. 1, S. 12.

„Pressekultur" – in der Rubrik „Czernowitzer Pressekultur" der Hefte 3–5 greifen E. M. Flinker, in H. 6, A. Maurüber verschiedene im Folgenden genannte Einzelheiten der Czernowitzer Feuilletons kritisch auf.

„Atmann erzählt" – Bernhard Förster, *Âtman erzählt*, N, H 3, S. 25.

Theaterdirektor Guttmann – vgl. *Offener Brief an den Theaterdirektor Paul Guttmann*, N, H. 1, S. 14–16.

[Das neue Ziel]: An unsere Leser!, „Das neue Ziel", 1(1919), H. 1 (15. Oktober), S. 2.

Zum Verhältnis von Z und NZ vgl. *In eigener Sache*, NZ 72: „Rechtlich haben wir mit dem ‚Ziel' nichts gemeinsam, geistig ist unser ‚Neues Ziel' die geklärte und in jeder Beziehung entwickeltere Fortsetzung des heute nicht mehr erscheinenden Zieles."

[Das Ziel]: Gruß „Ostland"!, „Das Ziel", Jg. 1(1919), H. 2, S. 18.
Das Grußwort wurde geschrieben, ehe das erste Ostland-Heft erschienen war, denn schon dieses erwidert den Gruß und rezensiert Heft 1 und 2 des Ziels. Darauf wiederum antwortet Z, H. 5, S. 79.

[Das Ziel]: Aufruf, „Das Ziel", 1(1919), H. 3, S. 34.
Zur „reaktionären" Rezension im *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* keine Daten zu ermitteln.

[Das Ziel]: Ostland!, „Das Ziel", 1(1919), H. 5, S. 79.

[Der Nerv]:Programmatisches Manifest, „Der Nerv", 1(1919), H. 1(1. Januar), S. 3–5. Nachdruck (ohne Befolgung der typographischen Eigenheiten), „Das Ziel", 1(1919), H. 7 (15. Juli), S. 110–111. Vgl. auch: E. Wichner/H. Wiesner (Hg.), S. 11–13.
Verfasser ist vermutlich Albert Maurüber. Weitere programmatische Äußerungen im N: E. M. Flinker: An Ludwig Rubiner, N 7–8; Lotar Wurzer: Über das Verhältnis der sozialistischen Überzeugung zum nationalen Bewusstsein, N 19–22; Artur Kraft: Aufruf. Nach Golgatha! N 42–43; A. Maurüber: Dichterpolitiker, N 43–45.

[Ostland]: Zur Einführung, „Ostland", Jg. 1(1919), H. 1 (Juni), S. 1.

[Ostland]: Zur neuen Ausfahrt!, „Ostland", 2(1920), Erstes Juli-heft, S. 279.

Nachwort

In der Bukowina und in Siebenbürgen erschienen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs mehrere deutschsprachige Zeitschriften, die sich der Vermittlung der literarischen und künstlerischen Moderne, vornehmlich des Expressionismus verschrieben, denn in diesen Provinzen, die zusammen mit Teilen des Banats aus der Erbmasse der Donaumonarchie dem Königreich Rumänien de facto zugeschlagen wurden, noch ehe die Pariser Vorortverträge unterzeichnet waren, war das Gefühl der Zeitenwende besonders greifbar, zumal sich die deutschsprachigen Intellektuellen – ob Deutsche oder Juden – durch politische, verkehrs- und handelspolitische Schranken von ihrem mitteleuropäischen Orientierungshorizont abgeschnitten und zeitweilig auf geistige Selbstversorgung angewiesen sahen. Andererseits erkundeten Politiker, Journalisten und Literaten im Zusammenfinden von nahezu einer Million aus unterschiedlichen historischen Verhältnissen kommender Deutscher im neuen Staatsgebilde auch neue Möglichkeiten und versuchten, sie nicht nur politisch zu einen, sondern räumten in Aufbruchseuphorie auch einer mehr oder minder eigenwüchsigen „ostdeutschen" Literatur und Kunst in dem Maße Geltungschancen ein, in dem diese bereit war, sich einer als überfällig begriffenen Erneuerung sowie überprovinziellen Ansprüchen und Maßstäben zu stellen.

Da die Ausgangsbedingungen der Regionen unterschiedlich waren, differierten zunächst auch die in den Zeitschriften eingeschlagenen Wege und Gewichtungen gesuchter Erneuerung. Im ehemaligen Kronland Bukowina, mit eben noch deutscher Amtssprache und Wien als Hauptstadt, agierte man halb noch im Bewusstsein, halb schon in der Illusion einer natürlichen Teilhabe am mitteleuropäischen geistigen Diskurs und arbeitete sich an Problemen ab, die Berlin und Wien bewegten oder bewegt hatten. Das gab den Bestrebungen einen gewissen Zug zum Großen und Ganzen, war jedoch weder der Originalität noch der Eigenproduktion sonderlich zuträglich. In Siebenbürgen, wo sich vor dem Krieg ein erbitterter Kampfgeist gegen ethnische Schmälerungen wie Mehltau auf das geistige Leben der Deutschen gelegt und zeitweilig Kunst und Literatur vereinnahmt hatte, ebenso im Banat, wo dieser Kampf vorübergehend verlorengegeben schien, war das Bewusstsein zeit-räumlicher Schwellen zur Mitte des Kontinents sowie eine gewisse kulturelle Eigenversorgungsmentalität seit mindestens einem Menschenalter gelebte Wirklichkeit, und die Kunst musste sich erst

wieder auf Prioritäten ästhetischer Funktionen besinnen und auf überregionale Parameter einstellen, ehe eine weltoffene „Bodenständigkeit“ zur Geltung kommen konnte.

I.

Bei grundsätzlich ähnlichen Zielsetzungen unterscheiden sich demgemäß auch die Zeitschriften in ihrer jeweils konkreten Ausrichtung und ihrem Eigenprofil erheblich voneinander. Die zwischen Januar und September 1919 in nur zwölf Heften (vierzehn Nummern) erschienene Czernowitzer „Halbmonatschrift für Kultur“ *Der Nerv* war vorwiegend sozialprogrammatisch geprägt und suchte Anschluss an zeitgenössische deutsche und österreichische Entwicklungen. Während sie im tageskritischen Gebaren der *Fackel* nacheiferte, huldigte sie in grundsätzlichen und richtungsetzenden Aufsätzen beschwörend und bekennend Franz Pfemfert, Ludwig Rubiner, vor allem aber Kurt Hiller, dessen *Programm des Rats geistiger Arbeiter* (1918) sie im siebenten Heft nachdruckte und sich in mehreren Aufsätzen aneignete. „In dieser Schar ist auch unser Platz“, bekannte Maurüber im fünften Heft, und Alfred Margul-Sperber widmete ihnen sein zweites gedrucktes Gedicht *An die Geistigen*.

Ob Lotar Wurzer das *Verhältnis der sozialistischen Überzeugung zum nationalen Bewusstsein* begrifflich-philosophisch erörterte oder Albert Maurüber sich gegenwartsbezogen mit jenem von Bolschewismus, Sozialdemokratie und den Geistigen auseinandersetzte, der *Nerv* begriff sich als „Kampfmittel und Fahne“ (Artur Kraft) einer „Sozialisierung der Erde“ (Maurüber), und seine Mitarbeiter, die sich links von einer angezweifelten Sozialdemokratie orteten, in Anklängen an marxistische Vokabeln anerkennend von der deutschen und russischen Revolution sprachen und sich von der „historischen Notwendigkeit der kommunistischen Gesellschaftsordnung“ (Wurzer) überzeugt zeigten, lehnten die Demokratie als Herrschaftsform des Durchschnitts ab und befürworteten in begeisterter Gefolgschaft Hillers und Rubiners eine vom Führertum der Geistigen getragene „soziale Revolution“.

Solcherweise auf gesellschaftstheoretische Debatten eingeschworen, wie sie im Umkreis der *Aktion* stattgefunden hatten, blieb Literatur im *Nerv* zweitrangig und auf die aktivistische Richtung eingeschränkt, eine allgemeinere Vermittlung des literarischen Expressionismus in Text oder Kritik (Sternheim, Trakl, Werfel, Heym) war mehr als bescheiden, und die Eigenproduktion – bis auf die vier Texte Alfred Margul-Sperbers – nicht sehr erheblich. Bleibender Gewinn waren jedoch die kollektive Stimmung des Aufbruchs sowie die selbstgesetzten geistig-künstlerischen Ansprüche. Denn um den Herausgeber Al-

bert Maurüber scharte sich mit Artur Kraft, Leo Hermann, Salus Markus, Lotar Wurzer, den Brüdern Ernst Maria und Friedrich Flinker u. a. ein knappes Dutzend junger, kaum dem Gymnasium entwachsener, mehrheitlich jüdischer Literaten, die, künstlerisch noch linkisch, dennoch eine Entwicklung anstießen, an deren Bukowiner Endpunkt Rose Ausländer und Paul Celan standen. Alfred Margul-Sperber, der Mentor nicht nur der beiden, war schon herausragend dabei.

Eine zweite Czernowitzer Halbmonatsschrift, *Das Licht*, wurde von den Zeitgenossen ebenfalls als Zeugnis expressionistisch genährter Bestrebungen gesehen, doch die jüngst aufgefundene erste Nummer dieser verschollenen Zeitschrift bestätigt das nur bedingt: Die stilistische Einfärbung der knappen Absichtserklärung bleibt modische Oberfläche, die beiden einschlägigen Beiträge stellen argumentschwache Polemiken gegen Maurüber und den *Nerv* dar, und die eklektischen populärphilosophischen Aufsätze spiegeln nur gelegentlich etwas von der gedanklichen Gärung einer „sturmbewegten, alles durchnervenden Zeit".

Gemessen an der bevorzugten Lebens- und Sozialprogrammatik des *Nervs* wirken die programmatischen Absichtsbekundungen des zwischen April 1919 und Oktober 1920 im siebenbürgischen Kronstadt erscheinenden *Ziels* und des *Neuen Ziels* eher unbedarft, zumal jene der Vorreden, und erst allmählich schärfte sich in Zwischenbilanzen sowie in vergleichenden Bezügen zu den anderen Zeitschriften das Profil. Zwar sind nicht nur der Titel der Zeitschrift, sondern auch einige Vorsatzformulierungen („gegen Rückschrittliche, Schwächliche, Laue und Ängstliche") Kurt Hiller geschuldet, auch Aphorismen von Peter Hille und Karl Kraus oder Zitate aus Lassales Aufsatz *Unser Hauptfeind – die Presse*, den auch der *Nerv* später nachdruckte, weisen auf Anregungen des Aktivismus hin, doch das *Ziel* verband sich weder politischen noch programmatischen Richtungen und Absichten, sondern unterfing sich, eigenständiges Forum der künstlerisch kreativen Jugend und erstmals Heimstatt einer sich erneuernden Kunst aller deutschsprachigen Siedlungsräume Groß-Rumäniens zu sein. Einzigartig im Vergleich zu den anderen Zeitschriften war die fördernde Leistung auf dem Gebiet der bildenden Kunst. In einer eigenen Galerie stellte das *Ziel* sicher gewählte moderne, vor allem expressionistische siebenbürgische Künstler wie Hans Eder, Ernst Honigberger, Hans Mattis-Teutsch, Fritz Kimm, Grete Csaki-Copony aus, begleitete sie in fachkundigen Vor- und Nachbesprechungen und reproduzierte sie reichlich und qualitativ entsprechend auf seinen Seiten.

Demgegenüber war die Literaturrezension im *Ziel* wenig entwickelt, obgleich sie sich auf die wichtigsten siebenbürgischen Neuerscheinungen (Meschendörfer, Klöß, Burmaz, Hajek, Capesius) bezog, auch die Vermitt-

lung mitteleuropäischer Literatur (Nietzsche, Strindberg, Altenberg, Hauptmann, Baudelaire und Rimbaud), an der der *Nerv*-Autor Ernst Maria Flinker wie auch andere Bukowiner Autoren beteiligt waren, geschah ohne Konsequenz und lässt keine ausgeprägte Richtung erkennen. Literarische Texte brachte die Zeitschrift von knapp vierzig Autoren, unter ihnen von regional schon namhaften Schriftstellern wie Adolf Meschendörfer, Otto Alscher oder Franz Xaver Kappus. Erwin Neustädter, Otto Folberth, Erwin Wittstock haben im *Ziel* debütiert, Heinrich Zillich hat dort seinen Weg als Dichter gefunden, und von Alfred Margul-Sperber hat diese Zeitschrift nahezu die gesamte Frühlyrik veröffentlicht.

Auf Tageskritik und Satire, die sich – ähnlich wie im *Nerv*, doch weniger hartnäckig – mit Presse- und Veranstaltungswesen auseinandersetzte, verzichtete das *Ziel* nach konzeptlosen Ansätzen ohne Verlust; die Essayistik war mit Gesellschafts- und Kulturgeschichtlichem, aber auch mit Naturwissenschaftlichem u. a. bis hin zu Modischem thematisch zwar weit gefächert, kam jedoch mit einer aufklärerisch-belehrenden Attitüde daher, die die Tageblätter besser beherrschten. Eher eine Kuriosität am Rande waren Verbindungen des *Ziels* zu Vorläufern der Freiwirtschaftslehre, wie sie sich später in Österreich und Deutschland ebenfalls in einer Ziel-Zeitschrift und in einer Ziel-Bewegung niederschlugen.

Die im siebenbürgischen Hermannstadt von der dortigen „Modernen Bücherei" unter der Schriftleitung Richard Csakis zwischen Juni 1919 und September 1921 zunächst als Monatsschrift, nach Jahresfrist zweiwöchentlich herausgegebene Zeitschrift *Ostland* stimmte programmatisch anfangs nicht in den Chor der Erneuerer ein, begriff sich auch nicht als Literaturzeitschrift, sondern verhieß allgemeine „Aufklärung und Anregung auf dem Wege des Schrifttums". Mit der tendenziell schon im Titel mitklingenden Profilierung eines „ostdeutschen Kulturkreises" durch „Herstellung einer starken geistigen und gemütlichen Berührung unter den deutschen Volksgruppen Groß-Rumäniens" gab sich die Zeitschrift zusätzlich ethnopolitische Zielsetzungen und mahnte diese auch bei *Nerv* und *Ziel* an. Letzteres hat sich zwar die mittlerweile umlaufende Vokabel vom „Ostdeutschtum" – für die wenig später der Begriff „rumäniendeutsch" aufkam – unverbindlich angeeignet, distanzierte sich aber als „treibendes Oppositionsblatt" von dem als „konservativ" eingeschätzten Kunstbegriff des frühen *Ostlands*.

In gediegener, äußerlich Züge des Jugendstils und des *Kunstwarts* nicht verhehlender Aufmachung, mit klarer Rubrikgliederung und thematisch weitgestreutem Angebot (Politik, Geschichte, Philosophie, Soziologie, Volkskunde, Literatur- und Sprachwissenschaft), mit ausgewogenem Urteil ist *Ostland* nicht nur die inhaltlich vielseitigste, sondern auch die solideste und urteilssi-

cherste deutsche Zeitschrift der Nachkriegsjahre im rumänischen Sprachraum gewesen. Knapp ein Drittel seines Umfangs nehmen literarische Texte ein, und wenn tatsächlich zunächst traditionalistischen der Vorzug gegeben wurde, so gewann die Zeitschrift in ihrem zweiten Erscheinungsjahr moderneres Kunstverständnis, revidierte explizit ihr Urteil über die vom *Ziel* ausgestellte expressionistische Malerei und publizierte aus der Feder Heinrich Zillichs die einzig maßgeblichen Rezensionen zu der im Inland verlegten und aus dem Ausland erreichbaren expressionistischen Literatur.

Literarisch spiegelt sich im *Ostland* die Stilvielfalt der Jahrhundertwende, wobei ein Teil der Texte zumindest in Ansätzen expressionistisch ist. Zu den aus Buchpublikationen und den *Karpathen* (1907–1914) schon bekannten älteren Autoren (Adam Müller-Guttenbrunn, Otto Alscher, Franz Xaver Kappus, Egon Hajek, Hermann Klöß) und den im *Ziel* aufgetretenen (Bernhard Capesius, Heinrich Zillich, Otto Folberth, Leopold R. Guggenberger, Helene Burmaz) traten Stefan von Hannenheim, Otto Friedrich Krasser, Hans Wühr und als wichtigster Gewinn der Bukarester Oscar Walter Cisek hinzu, während sich die *Nerv*-Autoren diesem „ostdeutschen Kulturkreis" offenbar nicht zugehörig fühlen mochten.

Beachtliche Texte des literarischen Expressionismus im rumänischen Sprachraum enthielt das von Egon Hajek eingeleitete *Ostlandjahrbuch für das Jahr 1921*, in heutigem Urteil eine bemerkenswerte, knapp hundert Seiten starke Anthologie unveröffentlichter Texte der zwölf wichtigsten Autoren nicht nur des *Ostlands*, sondern der rumäniendeutschen Moderne überhaupt, unter denen man eigentlich nur Alfred Margul-Sperber vermisst.

Ähnlich gewinnt die 1920 in nur vier Heften von den Brüdern Norbert und Stefan von Hannenheim in Hermannstadt herausgegebene Zeitschrift *Frühling* durch die Qualität sicher gewählter Texte anthologischen Charakter für die regionale Moderne. Reine Literaturzeitschrift ohne explizites Programm, dafür in ihrer gesamten Aufmachung Bekundung eines nicht richtungsfestgelegten vornehmen Literaturgeschmacks, trug sie den immerhin bekennenden Untertitel „Blätter für Menschlichkeit", den Otto Alscher im dritten Heft an die pazifistische Internationale von Henri Barbusse und dessen 1917 auch deutsch erschienenen Tagebuchroman *Le Feu* knüpfte. Traumata des Krieges und humanitärer Appell spielen tatsächlich in mehreren Texten der Zeitschrift eine nicht unwesentliche Rolle.

Nachdem der *Nerv* schon im Herbst 1919 sein Erscheinen eingestellt hatte, ein Jahr später das *Neue Ziel* und *Frühling*, und sich gegen Ende 1921 auch das *Ostland* dazu genötigt sah, blieben die nach Kriegsende auffällig aufstrebenden schöngeistigen Bedürfnisse und Potenziale vorübergehend ohne eigenes Medium und kamen allein noch im Feuilleton der Tageszei-

tungen unter, vor allem in der von Oskar Kraemer herausgegebenen *Deutschen Tagespost*, bis schließlich Heinrich Zillich, nach schneller literarischer Karriere in *Ziel* und *Ostland*, im April 1924 im siebenbürgischen Kronstadt seinen bis 1939 in monatlichen Heften von jeweils vierzig Seiten erscheinenden *Klingsor* gründete.

Formuliert in dem Bewusstsein, als jüngste Kriegsgeneration an einer Zeitenwende zu stehen, kommen in dessen *Aufruf* die Abgrenzungshaltungen von den „Hohlräumen verbürgerlichter Ideen", von den abgegriffenen Worten und erstarrten Konventionen eindeutiger zum Ausdruck als Zielfestlegungen und vorausdenkende Entwürfe, die sich mit dem gewiss nicht zufällig gesetzten Begriff der „Sinnschaft" ins wenig verbindliche Ungefähr eines „Unerklärlich-Sinnvollen" begeben. Dem „Wissen" eines als öde begriffenen Rationalismus positivistischer Prägung wird eine Kunst des Ahnens entgegengesetzt, die, wie das dem Namenspatron zugeschrieben wird, in der Bipolarität von Irdischem und Transzendentalem schwingen könnte. Mit dem Untertitel „Eine siebenbürgische Zeitschrift" bekundete die Publikation einerseits stofflich allgemeinere, über das rein Ästhetische hinausgehende kulturpolitische Interessen, sie setzte andererseits eine regionale Duftmarke, die mit politisch eingefärbtem „Ostdeutschtum" ebenso wenig wie mit siebenbürgischem Traditionalismus zu tun hatte, sondern mehr mit Richard Csakis im *Ostland* formulierten Vorgaben einer Literatur als Synthese von natürlicher Bodenwüchsigkeit und universell orientierter Moderne in Formgestaltung, in Problemstellungen und Wertungsmaßstäben.

Zillichs Zeitschrift ist in der Zwischenkriegszeit mit Sicherheit das wichtigste Sammelbecken rumäniendeutscher Literatur gewesen. Ebenso sicher scheint mir, dass sie das ohne *Nerv* und *Ziel*, ohne *Ostland* und *Frühling* nicht hätte werden können. Nicht nur der Herausgeber, auch die Mehrzahl seiner Mitarbeiter konnte auf Lehrjahre bei den anderen aufbauen. Mit ihren ersten Jahrgängen schloss die Zeitschrift – obgleich sie noch bis in die dreißiger Jahre hinein expressionistische Frühtexte ihrer Mitarbeiter abdruckte – allgemein eine literaturgeschichtliche Zwischenphase ab, in der die noch unterschiedlichen deutschsprachigen Provinzliteraturen in jeweils eigener Weise im „Brackwasser der europäischen Kultur" (Fred Fakler) schwammen und vorwiegend auf Rezeption sowie auf experimentierendes Nachgestalten der europäischen Moderne eingestellt waren.

II.

Bei aller unbestreitbaren Ausrichtung dieser Zeitschriften an der binnendeutschen Moderne, speziell am Expressionismus, fällt eine Bilanz der konkreten Rezeptionsspuren darin eher dürftig aus. Maßgebliche österreichische oder

deutsche Texte sind so gut wie keine zum Abdruck gekommen, und die Rezensionen bezogen sich auf oft länger zurückliegende Veröffentlichungen. Das hing ursächlich mit der in allen Zeitschriften beklagten „geistigen Blockade" eines durch Verkehrs-, Handels- und Währungsturbulenzen unterbrochenen Presse- und Buchimports im Übergang zum neuen Staatsgebilde zusammen, aber möglicherweise zusätzlich auch damit, dass sich die jüngere Generation diese Literatur an Universitäten oder, wie bezeugt, in Offiziersunterständen schon angeeignet hatte und sich nun polemisch für deren Durchsetzung gegen beharrenden Geschmack stark machte. Darum, so scheint es, nahm die Rezeption des Expressionismus in der Bukowina die Form programmatischen Bekennens, in Siebenbürgen die des kritischen Schlagabtausches an. Dass zumindest einige Autoren über literarische Gegenwartsentwicklungen erstaunlich gut Bescheid wussten, belegt Herman Roths Plan zur Veröffentlichung expressionistischer deutscher Lyrik im *Ziel*, der von Becher, Benn, Blass über Däubler, Heym, Karl Kraus, Lasker-Schüler bis zu Trakl und Werfel u. a. alle auch aus heutiger Sicht repräsentativen Namen aufführt. Dass er nicht verwirklicht wurde, hing äußerlich offenbar mit der Umstellung vom *Ziel* auf das *Neue Ziel* zusammen, wesentlich mit dessen Bekenntnis, statt auf nachahmende Rezeption auf organisch aus lokalen Möglichkeiten gewachsene Produktion zu setzen. Die *Deutsche Tagespost*, in der Reisner im Sommer 1919 eine spitze Feder gegen das *Ziel* führte, änderte ihre Einstellung im Herbst, so dass Oscar Walter Cisek darin nicht nur seine Briefe an und über „ostdeutsche" Dichter veröffentlichen, sondern auch Barbusse, wiederholt Werfel und Trakl vorstellen konnte, während andere an Mombert, Hasenclever, Heym und Lasker-Schüler zumindest erinnerten.

1921 besserten sich die Rezeptionsbedingungen allgemein. In mehreren Expressionismus-Rezensionen des *Ostlands* legte Heinrich Zillichs den Lesern Gottfried Benn ans Herz, empfahl Else Lasker-Schüler als „bedeutendste Dichterin deutscher Sprache", Georg Trakl als größten Dichter Österreichs, würdigte Sternheim als wuchtigen Erzähler und wirkungsstarken Dramatiker und zeigte sich über die Gegenwartslyrik so gut unterrichtet, dass er seine Rezension zur *Menschheitsdämmerung* mit der lakonischen Bemerkung schließen konnte: „Leider fehlen Karl Kraus und Ernst Blass in dem Werke". Die ersten Jahrgänge des *Klingsors* brachten weitere Besprechungen zu Mynona, Ernst Toller, Franz Kafka, Walter Serner, Ernst Bloch und zum *Brenner*, aber auch Texte von Schickele, Goll, Klabund, Däubler, Basil, Haringer waren nun zu lesen. Augenfällig zeugt eine im zweiten Jahrgang des *Klingsors* erschienene Untersuchung Adolf Meschendörfers über Trakls Verhältnis zu Rimbaud für die mittlerweile gewonnene Kompetenz der Auseinandersetzung mit dem Expressionismus.

Anregungen des deutschen Expressionismus wurden im literarischen Leben einerseits in den mehr oder weniger geschlossenen Gruppenbildungen wirksam, andererseits in dem Bestreben dieser Gruppen und ihrer Zeitschriften, über das Publizistische und Literarische hinausgehende Gestaltungskraft zu erreichen. Während der *Nerv* im Gefolge der *Aktion* durch Gründungsansätze einer „Gemeinschaft der Geistigen" oder einer zu organisierenden „aktivistischen Partei" politischen Einfluss anstrebte, aber auch literarische Abende abhielt, und das *Ostland* über ein Vortragswesen sowie die nach Salzburger Modell eingerichteten Ferienhochschulkurse volksbildend wirkte, gingen *Ziel* und *Klingsor*, darin dem Vorbild des *Sturms*, aber auch der ungarischen *Ma*-Gruppierung folgend, von der Konvergenz der Künste aus und förderten diese nicht nur durch Kunstreproduktionen auf ihren Seiten, sondern auch durch öffentliche Veranstaltungen sowie durch die Einrichtung eigener Galerien oder Kunst-, Konzert- und Theateragenturen. Symptomatisch dafür war ein *Ziel*-Abend Ende Mai 1920, an dem sich selbst das reserviertere *Ostland* begeisterte und wo Egon Hajeks Gedichte *Der Schrei der Menschheit* und *Nocturno* in der Vertonung ihres Autors auf einer durch Hans Eder expressionistisch gestalteten Bühne zur Aufführung kamen.

Sofern sie gleichzeitig erschienen, haben diese Zeitschriften sich in gleichstrebender Solidarität zur Kenntnis genommen und gegenseitig besprochen. Das *Ziel* begrüßte die Czernowitzer Zeitschriften und druckte deren Vorreden ab, das *Ostland* rezensierte den *Nerv*, und dieser druckte eine Rezension Csakis aus der *Deutschen Tagespost* nach, enthielt sich aber seinerseits jeglicher Stellungnahme dazu sowie zu den siebenbürgischen Zeitschriften. Den *Frühling* würdigten *Ziel* und *Ostland* mit einer gewissen konkurrenzbewussten Skepsis, während sich ihr Verhältnis untereinander von ursprünglich wenig belangvollen Freundlichkeiten zu fruchtbarer Auseinandersetzung entwickelte. Die eigentliche kritische Auseinandersetzung fand jedoch zwischen diesen Zeitschriften und der Tagespresse statt, entzündete sich an Wertungen expressionistischer Kunst, scheute aber weder vor persönlichen Verunglimpfungen noch vor politischen Diffamierungen oder gar dem Ruf nach der eisernen Faust zurück, so dass hinter der Oberfläche einer scheinbar nur ästhetischen Debatte der grundsätzlichere Dissens von Erneuerung und Konformismus, von Weltläufigkeit und Provinzialismus, letztlich gar von Geist und Macht sichtbar wird und sich etwa im *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* wie ein historisches Menetekel liest, was eher Provinzposse war.

Nicht nur in der kritischen Auseinandersetzung mit konservativen Medien herrschten Missverständnisse, selbst seinen Befürwortern war der Begriff „Expressionismus" nicht recht deutlich. Sofern sich das überhaupt genauer

erkunden ließ, ist der Terminus mit Bezug auf europäische Kunsterscheinungen schon 1913 in Adolf Meschendörfers *Karpathen* belegt, er wurde am 6. April 1918 vom *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* nicht unberechtigt im Zusammenhang mit der Hermannstädter Gemäldeausstellung von Grete Csaki-Copony verwendet und bald auf Hans Mattis-Teutsch, Hans Eder, Ernst Honigberger ausgedehnt. Auf deutsche Literatur bezogen gebrauchte ihn Ernst Maria Flinker im April 1919 im *Nerv*, indem er über Franz Werfel schrieb, er sei „Aktivist und Expressionist", und Bernhard Capesius setzte ihn im Juni 1919 im *Ostland* als literaturhistorische Gruppenkennzeichnung jüngerer Autoren des Kurt-Wolff-Verlags ein. Im gleichen Monat wurde der Terminus durch Erwin Reisners *Ziel*-Rezensionen auf den zeitgenössischen rumäniendeutschen Bereich übertragen und zunächst polemisch populär, was noch nicht heißt, dass er in seiner Komplexität erfasst und sachgemäß gebraucht worden wäre.

Während die Mitarbeiter des *Nervs* zwischen Aktivismus und Expressionismus zu unterscheiden wussten, sich die Gesellschaftsutopien ersterer aneigneten, aber von ästhetischen Belangen weitgehend absahen, suchten mehrere Beiträge der siebenbürgischen Presse die künstlerische Bewegtheit der Zeit stil- und kunsttheoretisch zu erfassen, wobei vorrangig Abbildfunktionen und Wertungsfragen der expressionistischen Kunst zur Sprache kamen. Dass gleich mehrere Zeitgenossen ihre ästhetischen Erörterungen in Dialogform führten, spricht wohl für Festlegungsunsicherheiten und für eine Meinungsbildung, die noch im Fluss war, aber doch auch für polyperspektivischen Sichtwillen und Urteilsoffenheit. Während weitgehend Konsens darüber gewonnen wurde, dass in der „Ausdruckskunst" Rationalismus und Wirklichkeitskopie abzulehnen und ein Erschautes durch künstlerische Steigerung zu gestalten sei und sich in der Bukowina Maßstabsfragen gar nicht stellten, musste in Siebenbürgen eine von Provinzrücksichten befreite Kunstwertung erst erstritten werden. Europäische Horizontöffnung in Rezeption und Produktion war der eigentliche Gewinn dieser kreativ oft noch linkischen modernistischen Übergangszeit.

Chronologisch betrachtet, sind die Impulse des Expressionismus im rumänischen Sprachraum mit annähernd zehnjähriger zeitlicher Verzögerung wirksam geworden. Abgesehen von wenigen Ausnahmen zunächst nicht gedruckter (Meschendörfers *Wallfahrt nach Polen*, datiert 1915) oder kaum rezipierter Texte (Kappus' *Doch ihr, die ihr lebt* aus der Münchner *Jugend*, 1916), kann als expressionistische Erstpublikation Alfred Margul-Sperbers *Frühfahrt im Schnellzug*, erschienen am 27. April 1919 im *Nerv*, angesehen werden; die Jahre 1920/1921 stellen publikationsgeschichtlich den Höhepunkt dar, im März 1921 begann auch schon die lange Reihe der Todesanzeigen, erst des

malerischen, dann des literarischen, erst des deutschen, dann auch des einheimischen Expressionismus. Das tatsächliche Ende bezeichnen Erwin Neustädters verspätet publizierten Weltkriegstexte, die bis 1935 im *Klingsor*, die letzten erst in seinem Gedichtband von 1976 erschienen. Im Wesentlichen ist der rumäniendeutsche Expressionismus demnach Ergebnis der unmittelbaren Nachkriegsjahre und überwiegend der hier besprochenen Periodika sowie weniger Buchpublikationen.

III.

Eine Gewichtung des literarischen Ertrags dieser Zeitschriften und darüber hinaus der Umbruchszeit 1919–1926 steht unter dem Vorbehalt, dass es eher Jahre des Tastens und Suchens als der Erfüllung waren: Literaturgeschichtlich war es eine Lehrzeit, in der die aus ihrem Sprachzusammenhang gerückten regionalen deutschen Literaturen im rumänischen Sprachraum um Selbstlegitimation und um ein künstlerisch autonomes Bewusstsein ihrer selbst rangen; individualbiografisch waren es Werkstattjahre, in denen eine junge Autorengeneration mit der in den Regionen üblichen Zeitverzögerung künstlerische Verfahrens- und Artikulationsweisen der europäischen Moderne buchstabieren lernte. Ihre Texte spiegeln den gesamten Stilpluralismus der Jahrhundertwende, meist nicht in reiner Gestalt, sondern eklektisch kombiniert, selten in ausgeprägter Form, sondern eher gemäßigt.

Expressionistische Texte stellen nur einen Teil des Ertrags dieser Jahre dar und nicht einmal den gewichtigsten. Sollte eine Quantifizierung gewagt werden, so ist von 24 Autoren mit etwas mehr als hundert Gedichten auszugehen, die qualitativ zumindest befriedigendes Niveau erreichen, darunter allein 25 von Alfred Margul-Sperber, knapp 20 von Oscar Walter Cisek und nicht ganz so viele von Heinrich Zillich. Unter den 15 expressionistisch zumindest eingefärbten Prosastücken finden sich nur drei umfangreichere Erzählungen, sonst Kurzgeschichten, einige von durchaus beachtlicher Güte. Als expressionistische Buchpublikationen im Umkreis dieser Zeitschriften sind die Dramen *Die Nachfolge Christi* (1919) und *Untergang* (1920) von Hermann Klöß zu nennen, während sein Stück *Joseph der Träumer* damals ebenso ungedruckt blieb wie die 1921 aufgeführte Tragödie *Brandung* von Bernhard Capesius. Franz Xaver Kappus hat 1921 den gemäßigt expressionistischen Roman *Die Peitsche im Antlitz* veröffentlicht, Oscar Walter Ciseks Roman *Vermenschung*, in Teilen äußerst kennzeichnendes literarisches Zeitdokument, ist unausgefeilt hinterlassen worden, von Maurübers Roman *Das Sterben des Emmerich Kluft*, aus dem Fragmente im *Nerv* zu lesen waren, verlautet nichts mehr. Solcher Verbleib in Nachlässen oder eine späte, literaturgeschichtlichen Impulsen verdankte Pub-

likation mehrerer Texte des rumäniendeutschen Expressionismus verdeutlichen auch, dass dieser werkbiografisch bloß Transitionsphase war, von der sich seine Vertreter später selbst abgekehrt haben.

Unter den im rumäniendeutschen Expressionismus gestalteten Problemen steht die Weltkriegsthematik eindeutig im Vordergrund, und Pazifismus als Botschaft stellt die Konsensgrundlage dar, wobei im einzelnen durchaus unterschiedliche Herangehensarten und in den wenigen Jahren auch sich wandelnde Gestaltungsweisen auszumachen sind. In den frühesten Gedichte Heinrich Zillichs oder in Erwin Neustädters Skizze *Karstschlacht* sind die Tatsächlichkeiten von Blei und Blut so bedrängend gegenwärtig, dass lyrisch erlebendes oder erzählendes Ich urteilsbenommen vom Strudel der Abläufe verschlungen werden und Sprache rhetorisch aufgesteilt oder lautmalend ins Stammeln kippt. Dem stehen in Sperbers Zyklus *Die schmerzliche Zeit* distanzierte Erzählgedichte entgegen, die sich um einen anekdotischen Kern mit Exempelcharakter schürzen und daraus meinungsformende Botschaften freisetzen, wie sie appellatorisch schon Kappus mit seinem Gedicht *Doch ihr, die ihr lebt …* ansteuerte. Kunstvollster Text dieser Art, in dem private Totenklage und Völkerleid so in eins gesetzt werden wie reale Dinge und mythische Zeichen, ist Adolf Meschendörfers Prosagedicht *Wallfahrt nach Polen*, der erste expressionistische Text rumäniendeutscher Literatur überhaupt.

Verhaltener fließt dem lyrischen Ich in Otto Folberths Kriegsgedichten Preisgegebenheit aus winterlicher Landschaft zu und strömt, aus innerer Ratlosigkeit verstärkt, als perspektivloses Kreisen wieder darauf zurück. Stilisierte Klagen stellen vordergründig Neustädters Kriegsgedichte dar, doch er peilt zugleich Fluchtpunkte des Heroischen an oder entwirft virtuelle Sinnräume, in denen das törichte Trachten der Schlachtfelder sich einem beständigen Kreislauf des Seins einfügt und das „Es war“ sich resignativ zu neuem „Es werde“ formt. Ähnlich sieht Egon Hajek von der historischen Dimension des Krieges ab und schöpft aus einer religiös gefassten Einheit von Leben und Tod geistlichen Trost, während Margul-Sperbers Gott im Trommelfeuer eingeschlafen scheint und sein Auge von der verwüsteten Erde gewandt hat.

Weit von überhöhenden Sinnfiktionen, aber auch vom Sprachrausch seiner frühen Kriegsgedichte, versagt sich Zillich in seiner *Ballade vom toten Soldaten* (1925) lyrischer Partizipation und fasst die Brutalität des Krieges in eine hart geprägte Sprache zynischer Sachlichkeit; den „wohldisziplinierten“ Kanzlisten Habichler dagegen suchen in der Kurzgeschichte *Die Armbanduhr* von Franz Xaver Kappus Kriegserinnerungen als dingsymbolisch dämonisierte Dauertraumata heim und werfen ihn noch im Frieden aus der Bahn versuchter Bürgerlichkeit. „Dass eins nach dem anderen kam, so mir nichts, dir nichts, wie man Hemden wechselt, das ging ihm nicht ein.“

Anders als der kollektiv überwältigend erlebte Krieg, wird das sozialrevolutionäre Geschehen nach dessen Ende literarisch kaum thematisiert, obwohl es zugespitzt als russische Oktoberrevolution und ungarische Räterepublik in unmittelbarer Nähe stattfand. Selbst in den Texten der aktivistischen Bukowiner bilden realitätsbezogene Revolutionsvokabeln die Ausnahme, und die soziale Frage wird literarisch eher konsensbedacht abgehandelt. In den Schluchten der Städte gedeihen zwar Hunger und Hass, doch auch wo sich vereinzelt Fäuste zur Revolte ballen und „Massen" als „Teig des Lebens" (Zillich) aufrührerisch auf die Straßen gehen, folgen sie keinem revolutionären Leitbild des Künftigen. Geradezu beispielhaft wird der als Höhe- und Wendepunkt in Ciseks Roman *Vermenschung* geschilderte Straßenkampf als ein von Anarchisten und Machtprofiteuren angezettelter Unfall auf dem Weg geistiger Wandlung der Gesellschaft behandelt. Einzig in Sperbers Erzählung *Die Tscherigowna* wird die von persönlichem Rachebedürfnis anarchisch ausgelöste Rebellion gegen den Gouverneur Teil einer Art Revolution, die mit Worten wie „Strom der Befreiung" und „Chaos der Brüderlichkeit" gebilligt wird. Insofern scheint es kennzeichnend für die andere siebenbürgische Sicht, dass Helene Burmaz in ihrer Nachahmung *Russen* die sozialrevolutionäre Dimension Sperbers ausgeschaltet und das Problem auf den Geschlechterkampf eingeengt hat.

Menschen- und Gesellschaftsbilder dieser östlichen Expressionisten sind kaum sozial-, geschweige denn klassendefiniert strukturiert. Stellvertretend für Soziales sind es Haltungen und Mentalitäten, die aufgekündigt werden: autoritäre Herrschaftshierarchien, Konventionsstarre, gesellschaftliche Vergreisung, Vitalitätsdefizite; entsprechend sind es konträre Gesinnungs- und Verhaltensweisen, vage mit Jugend, Fortschritt, Ungebärdigkeit und kreativem Chaos umschrieben, die als gesellschaftliche Verjüngungsziele angepeilt werden. Figurale Träger der Erneuerung sind demgemäß nicht die Angehörigen des Vierten Standes, sondern allgemein marginalisierte Kellerkinder der Gesellschaft: Obdach- und Erwerbslose, Dienstmädchen und Dirnen, Invalide und Alkoholiker, Künstler und ethnisch marginalisierte Juden oder Zigeuner wie in Sperbers Gedichten oder aber subalterne Beamte mit ihren resignativen kleinen Privatrebellionen wie in Oskar Kraemers Kurzgeschichten. Diese geschehnisreduzierten, rätselhaften, zum Teil offen bleibenden unwirklich-wirklichen Geschichten, die nicht nur stofflich, sondern auch durch den fein abgestimmten nüchternen Sprachduktus an Franz Kafka erinnern, leuchten Alltagsbegebenheiten tragisch oder tragikomisch aus und eröffnen den gesellschaftlich Unterlegenen in Traum oder Vision kompensatorische Räume der Selbstfindung. Verschlossen bleiben solche dem extrem fremdbestimmten Witasser in der Häftlingsgeschichte *Die Wand* von Franz Xaver Kappus, wo

desillusioniertes soziales Mitleid zwar aufklingt, doch in dem ganz auf die psychische Dynamik des Eingeschlossenen ausgerichteten Text marginal bleibt und das zur Obsession wachsende Triebbegehren sich als tragisch-ironische Täuschung erweist und keinerlei Befreiung der beschädigten Vitalität darstellt.

Nicht an den Wirklichkeiten, auch nicht an deren „innerer Anschauung" und schon gar nicht an deren regionaler Konfiguration rieben sich diese Autoren. Sie fanden die eigenen Befindlichkeiten offenbar so überwältigend im deutschen Expressionismus vorformuliert, dass sie sich bereitwilligst auf dessen Vorzugstopoi einließen und sich in der Handhabung ähnlicher gestalterischer Verfahrensweisen an den gleichen paradigmatisch gewordenen Stoffen, Problemen und Motiven nachformend erprobten.

Beispielsweise die Großstadt. Eine echte Großstadt als tatsächlicher Erlebnisraum war für diese Regionalliteraturen nicht verfügbar, doch auch wo Fernerfahrungen hinter ihren Bildern des Urbanen standen, geht es weniger um deren Realitätsstoff als um Übernahmen literarisch vorstrukturierter Stadtstereotype, die als willkommene Gelegenheit wahrgenommen wurden, sich als „modern" zu beweisen und sich im Rausch von Technik, Geschwindigkeit und Rhythmus positiv belegte Alternativoptionen zur Provinz anzueignen: „Rasendes Leben, in dich will ich münden!" Das stehende Bildinventar von Hoch- und Tiefbahnen, von Schienen und Schloten, von Signalen, Autohupen, Asphalt oder Gaslaternen fasziniert unverkennbar, doch der „Bleiglanz der Gaslaternen" (Hajek) und die konstant nebeldüsteren „Abendfallen" der Straßenschluchten als Bezugselemente der Stadttopografie, bevölkert mit Liebespaaren und Zechern, Dirnen und Streunern, vereint sich eher selten zu so lässig beschwingtem „Tanz des Lebendigseins" wie im einleitenden Stadtbild aus Ciseks *Vermenschung*. In den Gedichten Ciseks und Zillichs, auch Hajeks und Guggenbergers, artikuliert sich dagegen häufiger „Großstadtgram" in Nachtstücken flüchtig addierter Stadtimpressionen, die sich perspektivisch „atembang" verdüstern, während Sperber in meditativ durchtränkten Langzeilengedichten seine Stadtmetaphorik zwischen „Lusttaumel" und negativen Zuschreibungen bipolar aufzieht und jenseits des entfremdeten Unortes Fluchtperspektiven des Heilen sucht. Zwiegesichtige und ästhetisch verpflichtete Emphase prägt noch die Stadtbilder der Paris-Gedichte Sperbers, sachlich nachdrücklicher gestaltet sein New Yorker Psalm *Die Stadt* Verheerungen der Natur und des Menschlichen durch den Moloch der Industriemetropole. Ähnlich zersetzen Industriereviere und Wohnkasernen die Landschaft in Ciseks Romanentwurf, „Tausende mit sich reißend, Schwindel zeugend, Gier kitzelnd, in Hass und Verdruss sich auswirkend".

Die im Expressionismus motivisch ausgeformten subkulturellen Nischen nächtlicher Amüsierbetriebe waren für die von den Rändern Europas auf die

großstädtischen Zentren blickenden Autoren und Leser willkommener Anreiz, Konventionen der Bürgerlichkeit abzustreifen und ebenso gebannt wie befremdet in eine Atmosphäre unberechenbarer Erotik und faszinierender Kraft einzutauchen, wie sie Bernhard Capesius in *Fragoda* zeichnet. Was diese auf stoffliche Schockwirkung setzende Anfängergeschichte lesbar macht, ist der erzählerische Kunstgriff, in verwirrender Wechselspiegelung doppelt stattfinden zu lassen, was darin geschieht: auf der Kunstebene die gleiche Mischung aus Verworfenheit und Verführung, von Gewalt und geschlechtlicher Hörigkeit zwischen Kolombine und Bajazzo wie in der Wirklichkeit des Nachtlokals zwischen Dirnen und Kunden. Und wie Fragoda durch ihr eigenwilliges Hinübergreifen die Bühnenillusion aufhebt, so wird der „Träumer" aus der Benommenheit geweckt, auf die er sich „ohne Umschweife" eingelassen hat. Weniger zudringlich wirkt die Atmosphäre in Cisek Varieteegeschichte *Das Geständnis*, dafür bedient sich diese sämtlicher mittlerweile im Expressionismus landläufig gewordener Klischees der Gattung und findet am ehesten in der Schlusssequenz zu sich selber, wo die Exaltation des Protagonisten ins Zwielicht des Närrischen gerät. Unbestreitbar reizvoll ist die unstete, von Perspektivwechseln und Assoziationsschüben getragene Planlosigkeit des fragmentarisch zerlegten Erzählablaufs.

In Erwin Neustädters spät veröffentlichtem, doch auf frühe Entwürfe zurückgehendem Dialoggedicht *Wind und Wanderer* lautet der Auftrag des Dichters, auf der Schädelstätte der Geschichte „Sänger der Wandlung" zu sein. Mit dem Abstraktum wird das Selbstverständnis dieser Autoren konsensfähig ausgesprochen, Wandlung ist als zentrales Motiv ihrer Dichtung anzusehen, in dem das Bewusstsein geschichtlich erfahrener Zeitenwende und literarisch geliehene Selbststilisierung zusammenfließen. Wandlung ist Hoffnungsprinzip, das wahlweise ersehnt, verheißen oder als Zielvorgabe aufgestellt wird, ohne dass Ursachen des Wandlungsbedarfs und Verwirklichungsaussichten konkreter erwogen würden. Nur ausnahmsweise begründet sich Wandlungsbedürfnis aus dem Kriegstrauma oder aus sozialen Ungleichheiten, ausnahmsweise feiert Egon Hajek naturphilosophisch das Chaos als lebenszeugende Urmutter und erkundet die metaphysischen Wandlungsaussichten von Mensch und Erde.

Wandlung als Zentralmotiv ist vorzüglich Sache der großen Formen. So ist Oscar Walter Ciseks Roman *Vermenschung* gleich in doppelter Hinsicht als Wandlungsroman angelegt. Einerseits erstrebt der Protagonist Peter Rufer für sich selber „Erlösung" von den Zwiespälten seines Wesens und seiner bisherigen Lebensführung, andererseits gilt das ungewöhnliche Titelwort als Programm einer Gesellschaftserneuerung, die auf dem Scheitelpunkt des Romans in einer blutigen Straßenschlacht fehlschlägt, weil die humanen Visionen einer „Republik des Geistes" in diktatorischer Machtanmaßung ersticken

und nur ein Rest des Wandlungsbedürfnisses in der Verkapselung religiöser Chiffren franziskanischer Bedürfnislosigkeit und martinischen Besitzverzichts übersteht.

Die Peitsche im Antlitz von Franz Xaver Kappus, der einzige nicht nur vollendete, sondern 1921 auch gedruckte Roman dieses regionalen Expressionismus stellt insofern einen Wandlungsroman besonderer Art dar, als darin die thematische Kernfügung zusätzlich das stehende Motiv des Gezeichneten zur Voraussetzung hat. Die „Peitsche im Antlitz" als sichtbar getragenes Stigma und als unsichtbar lebensbestimmender Fluch der Vereinzelung und Veräußerlichung stellt das eigentliche Movens des Romans dar und begründet ein tragisches Wandlungsbedürfnis des Protagonisten. Nicht in der Zuwendung zu Beschädigten, nicht in der Liebe, allein im Tod verwirklicht sich die ersehnte Kommunion.

Wandlung verwirklicht sich tragisch auch in den Dramen von Hermann Klöß, wo es um nicht mehr und nicht weniger als um eine mit sakraler Metaphorik aufgezogene Welterlösung geht, wobei die Figuren als typisierte Repräsentanten agieren und paradigmatisch angelegte Konflikte austragen. In der *Nachfolge Christi* verläuft der dramatische Diskurs zwischen der „Gier der Erde" – im Stück als Macht-, Geld- und Geschlechtsgier detailliert und von Pitters als Typus eines destruktiven Gegenchrist repräsentiert –, und Pfarrer Matthias, der durch zahlreiche Anspielungen an die biblische Passionsgeschichte und expressis verbis als „Heiland" und „Erlöser" angesprochen, zum Propheten einer jungen, auf Liebe und Mitmenschlichkeit gegründeten Humanität wird. Vom apokalyptischen Ende her aufgerollt, stellen sich die gleichen Fragen im Drama *Untergang*, wo eine zur Sintflut stilisierte Flutkatastrophe als Gericht Gottes über eine aller Gesittung bare, entsolidarisierte Gesellschaft hereinbricht. In beiden Dramen stellen verstoßene Söhne, Krüppel, verkrachte Künstler und Huren die Identifikationsfiguren, denen die Jugend als „neuen Heiligen" folgt und die tragische Utopie dieser Erlösungsdramen hochhält.

Auf ein „Rettungswerk Mensch", gespeist aus Rubiners visionären „Kameraden der Menschheit" und Werfels O-Mensch-Messianismus, lässt sich Sperber in Widmung und Epiloggedicht zum Zyklus „Die schmerzliche Zeit" ein, ebenso in *Impromptue* mit der gesperrt gesetzten und mit sechs Ausrufezeichen versehenen letzten Zeile „Hilfe den Menschen, Brüderlichkeit, Hilfe!!!!!!" In einem halben Dutzend weiterer, auch im Sprachgehaben vorbildverpflichteter Texte entwickelt Sperber Einzelstränge dieses Problemkomplexes, indem er kriegsverursachte Humanitätsdefizite, urbane Vereinzelungs- und Entfremdungserfahrungen, soziale oder ethnische Ausgrenzungen zum Gegenstand wort- und pathosreicher Brüderlichkeitsappelle nimmt.

„Jugendlich", „modern", „neu" lauteten in Siebenbürgen die eher verwaschenen Parolen expressionistischer Sammlung, in der Bukowina übernahmen Albert Maurüber und Alfred Margul-Sperber den geprägten Begriff des „neuen Menschen" als Promotor und Ziel erstrebter Wandlung, wobei die Zuschreibungen auch hier im Ungefähren bleiben. Sperbers neuer Mensch ist einer der „Kraft" und hat als solcher Begrenzungen zu sprengen und Gestalter seiner Kondition zu werden, Maurübers neuer Mensch, nicht ohne Rubiner als „mein Kamerad" angesprochen, ist einer der Tat und der Zeugenschaft fürs „Leben", was immer das sei. Beide haben die Destruktion des Alten zur Voraussetzung („stürze ein, schlage ein, splittre!"), beide verweilen im Hinblick auf die Zielvorstellungen des „neuen Lebens" im metaphorisch Ungewissen, allenfalls deutet sich in Maurübers „roten Chorälen" ein bolschewistisch radikaler Aktivismus an.

Heinrich Zillich greift das im Expressionismus geläufige Motiv des Vater-Sohn-Konfliktes auf, und anfangs scheint der Aufstand des Sohnes gegen Entmündigung und väterliche Tyrannei in übliche Bahnen einschwenken zu wollen, doch dann gewinnt das Motiv bemerkenswert eigene Züge. Denn obgleich die Erzählung den Titel *Der Vater* trägt, gilt das Erzählerinteresse dem Sohn, der unschlüssig zwischen der Bereitschaft, den toten Vater aus seinem Leben „hinauszulüften", und der Versuchung, sich in dessen Bett einzurichten, schwankt, bis auch ihm selber klar wird, dass er in den Fußstapfen des Vaters wandelt, ohne diese ausfüllen zu können. Der Sohn als Versager – mit dieser gewendeten Auslegung des Motivs scheint der expressionistisch bewanderte Autor dann doch seine Schwierigkeiten gehabt zu haben, so dass er den Sohn am Schluss deklarativ in eine episch nicht gestaltete Opferrolle zu retten versucht: „Er merkte den Weg nicht mehr. So sehr war er zersetzt von des Toten Unsterblichkeit."

Vergleichsweise stark vertreten ist in Gedichten Ciseks und der Siebenbürger ein vitalistisch kraftbeseelter Jugendansturm gegen Starre, Mäßigung und Ordnungen der Väterwelt, der sich bevorzugt in aufgerührten lyrischen See-, Wolken- und Waldstücken, in Chaos-Hymnen, Lenzsturm-, Föhn- oder Windgedichten ausdrückt, die im Wechselverhältnis von Natur und lyrischem Ich dynamisch intensive Kräfte des „Lebens" evident machen und mit Vorliebe die existenziellen Extrempunkte von Beginn und Untergang problematisieren. Grundmuster des Verfahrens stellt die Merkmalübertragung zwischen Naturelement und Mensch dar, wobei sich die Vorgangsweisen im einzelnen durchaus unterscheiden.

Wenn Guggenbergers Ich sich vitale Baumattribute – „wild, / knorrig, / dornig, / aber zäh und fest" – aneignet und daraus seine Kraftekstasen legitimiert, oder wenn sein Lenzsturm zur Katastrophenankündigung wird, so sind

das letztlich natursymbolische Verfahren. Über sich hinausweisende Natur-Zeichen der Kraft und Inbrunst sind es auch, die Zillich im Wechselspiel von Licht und Dunkel der Bilder Hans Eders ausmacht, und in seinem *Gesang an den Wind* steht der „Atem der Zeugung" für Gottverheißung in einer Welt „staubig vom Tode der Zeit". In Hajeks *Tau-Linde* dagegen wird Natur mythisch erhöht, Wasser zum „Wasser des Lebens" erhoben, das säugt und zugleich den Tod kocht, und das kreißende Chaos wird vollends zum naturmythischen Spiegel, in dem das lyrische Ich eigene Schöpfungspotenz erfährt. Ciseks vitalistische Gedichte wiederum sind ausschließlich aus einer Folge von Naturbildern gefügt, dynamisiert, „dunkelträchtig" zumeist, ohne ausgeführte Vergleiche und frei von auslegerischem Diskurs, so dass seine Verfahrensweise als naturmetaphorisch zu bezeichnen ist.

Auch jenseits vitalistischer Emphase gibt es von Cisek, ebenso von Neustädter, vereinzelt von Otto Folberth naturmetaphorische Texte, die nicht allein durch Widmungen dem Expressionismus verbunden sind, sondern auch in Bild- und Stimmungsfügungen an Trakl oder Däubler gemahnen. Es sind objektkonzentrierte Texte, in denen eine betrachtende Instanz Erscheinungsteile landschaftlicher Natur reihend-additiv zu strophengeschlossenen Bildkomplexen komponiert, deren Verweischarakter sich metaphorisch verwirklicht, indem das Naturelement stimmungs- und haltungsmäßige menschliche Zuschreibungen erfährt: Hügel stehen vor Müdigkeit gebückt, ein Haus fleht kniend um Hilfe, während die Täler lechzende Hände zu Gott heben und der Wald vor Unfassbarem kniet. Adjektive werden durch grundwortfremde Setzung zu Wandermetaphern gemünzt oder zu Farb- und Lichtmetaphern geprägt, metaphorisch gefügt sind Komposita und Genitive, so dass die Landschaft dieser Texte ein mimesisfrei entworfenes Konstrukt darstellt, das sinnbildlich „trächtig vom Geheimnisvollen" (Neustädter) ist oder visionäre „Brücken nach erlöster Ferne" (Cisek) schlägt.

Sprachexperimentelle Textbildungsverfahren stellen in diesem östlichen Expressionismus die Ausnahme dar und treten in vergleichsweise radikaler Gestalt einzig bei Hans Mattis-Teutsch auf. Seine Texte setzen durch Ausschaltung aller Funktionswörter eine kohärente Syntax außer Kraft, verzichten auch auf morphologische Kongruenzmittel, bewahren aber Reste verbaler Flexion, so dass darin aktive von passivischen Redesequenzen zu unterscheiden sind. Das war dem Autor dieser Begleitgedichte zu grafischen Arbeiten offenbar wichtig, denn noch in seiner *Kunstideologie* (1931) sah er den „Übergang der passiven Kunst zur aktiven" als Grundlage einer neuen Kunst, die durch „Empfinden" zur „Seele" spricht. Seit 1913 hatte er Kontakt zum *Sturm* und zählte sich 1918 zu dessen „Abstrakter Gruppe", so dass direkte Einwirkungen Kandinskys und der Wortkunsttheorie vorauszusetzen sind.

Von einer rezeptiv eingestellten Literaturbewegung sind formale Neuerungen nicht zu erwarten. Erwin Reisner mokierte sich, der *Nerv* scheine „im Weglassen des bestimmten Artikels das Wesentliche der modernen Literatur zu erblicken", und das *Licht* beanstandete Maurübers „Wortverkleidungen" und das Sprachpathos seiner Zeitschrift. Tatsächlich erprobte der *Nerv* in seinem Manifest, erfolgreicher Margul-Sperber in seiner *Tscherigowna* übernommene Verfahren der Sprachkonzentration durch Artikel- und Beiworttilgungen. Andererseits entfaltet sich gerade auch in Sperbers Gedichten eine sprachliche Üppigkeit, getragen von weit ausschwingenden parataktischen oder hypotaktischen Satzreihungen, die sich selten strophisch bindet, sondern sich in semantisch bedingten Absätzen unterschiedlicher Länge freier entfaltet. Unterschiedlich lang sind auch die Zeilen, nur ausnahmsweise gereimt, gelegentlich gehen sie in Prosa über. Wiederholungen, Parallelismen, Stellungsinversionen, Ellipsen und Redeabbrüche, vor allem aber die Insertion von Ausrufen oder Fragen in aussagende Rede zielen auf eine Gehobenheit, die partizipierenden Appell bezweckt und bei Sperber wie bei Maurüber an den frühen Werfel oder an Rubiner gemahnt.

Neu in diesem Literaturraum sind Prosagedichte, formal neuartig auch die freirhythmischen Zeilenstrukturen, wie sie Hajek bevorzugt, aber auch Folberth, gelegentlich Cisek oder Zillich und Klöß pflegen. Auch sie versagen sich zugunsten eines freieren Redeflusses allen Regelmäßigkeiten im Zeilen- oder Strophenbau, auch sie sind stark – wenngleich distanzierter und abstrakt-kühler – rhetorisch geprägt und verwirklichen sich wiederholt in zweiteilig selbstkontroversem Diskurs.

Mit Faszination wird der expressionistische Simultanstil wahrgenommen und nachgeahmt. Am eindeutigsten erprobt ihn Cisek in seinem Roman, gemäßigter klingt er in manchem nur scheinbar traditionell gebautem Gedicht an. In fünfhebigen Jambenzeilen wird eine ähnlich asyndetische Reihung von Sätzen und semantisch heterogenen Bildern versucht, wie sie Jakob van Hoddis oder Lichtenstein abzulauschen war, launig in Hajeks Groteske *Hundeabenteuer in Berlin*, am konsequentesten in Ciseks Gedichten.

Motivisch-thematisch wandelt Hermann Klöß in seinen Erlöser- und Untergangsdramen auf Fährten des binnendeutschen Expressionismus, auch gestalterisch verrät sich diese Nachfolge in der Typenbildung seiner Figuren und den eindimensional zugespitzten Konflikten. Wenn er allerdings die Erlösertragik an einen ländlichen Kirchenbau bindet und den Weltuntergang in der Mühle einer Marktgemeinde inszeniert, weicht Klöß eklatant von Raumgestaltungstopoi des Expressionismus ab. Dass dieser Versuch, die Moderne ins Dorfmilieu einzupflanzen und den Expressionismus mit siebenbürgischem

Dorfrealismus zu verkuppeln gewagt und künstlerisch zum Scheitern verurteilt sein musste, war abzusehen.

*

In einer Bilanz der auch von seiner Zeitschrift getragenen „neuen Literaturbewegung“ billigte Richard Csaki dieser zu, den Dilettantismus überwunden und den Rahmen provinziell bemessener Kunstansprüche gesprengt zu haben, ließ jedoch keinen Zweifel daran, dass sich nachschaffender Zugriff auf Muster mitteleuropäischer Moderne erschöpft habe. Unterschiedlich wie die Zugangswege dazu gestalteten sich auch die Abschiede von diesem Orientierungsmodell.

In Siebenbürgen besann sich nicht nur die Kritik auf die regionale Substanz als Voraussetzung universeller ästhetischer Verbindlichkeit, Meschendörfer und Zillich, Capesius und Neustädter schrieben „siebenbürgische“ Romane, Wittstock aber gelang in der zeitgemäßen Bildgrammatik seiner Novellen am überzeugendsten die Zusammenführung regionaler Triftigkeit mit ästhetischer Substanz.

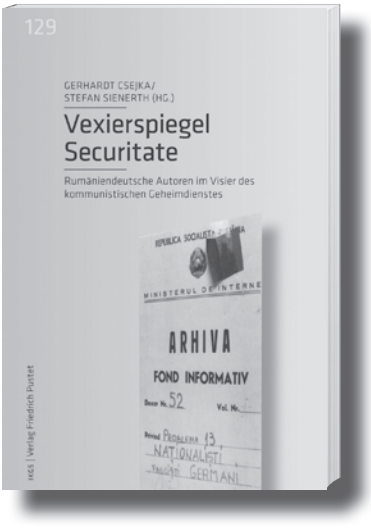
Zur Region als Quelle und Wirkungsbezirk seiner Dichtung bekannte sich Alfred Margul-Sperber zwar ausdrücklich im Vorwort seines Gedichtbandes *Gleichnisse der Landschaft* (1934), doch Gegenstand dieser nach der Heimkehr 1925 aus den Weltmetropolen entstandenen Texte ist keineswegs die Bukowina als historische Region, sondern ausschließlich eine Landschaft, deren Elemente – die Quelle, der Brunnen, der Wald, die Linde, die Rose, die Nacht, die Sterne usw. – nicht lokalkoloristisch, sondern ausdrücklich prototypisch, im Hinblick auf ihre Gleichnis- und Zeichen-Funktion gewählt und gestaltet wurden. Radikal wie kein anderer kehrte sich Sperber von seinem messianischen oder zeitkritischen urbanen Gedichttyp zugunsten erhaben doppelbödiger Verinnerlichung ab.

Ciseks spätere Prosa lässt den Menschen zwar auch mit und zuweilen erst durch Umweltliches sein, doch seine Erzählwirklichkeiten pontisch-südöstlicher Exotik haben mit topografisch festlegbarer Regionalität weniger zu tun als mit zeichenhaft aufgeladenen, künstlerisch kalkulierten Fiktionsräumen, die Entwürfe archaischer und prärationaler, sinnlich-triebhafter Lebensformen als Alternativen zur mitteleuropäischen formierten Zivilisationsgesellschaft bereithalten. Als Lyriker hat Cisek keinen seiner hier veröffentlichten frühen Impressions- und Reflexionstexte in seinen Band *Die andere Stimme* (1934) aufgenommen, gleichwohl hat sich sein naturmetaphorisches Verfahren weniger verändert als vervollkommnet. Im Wechselverhältnis von Ich und

Natur verlassen seine späteren Texte den Erscheinungs- und Erfahrungsraum und verwirklichen in fortschreitendem, die Grenzen des Hermetischen streifenden Chiffrierungsprozess eine selbstbezogene Bildersprache erhabener Hintergründigkeit.

Schnittstellen dieser im Einzelnen unterschiedlichen Entwicklungen von Autoren und literarischen Regionen des Ostens sind die Enthebung der Kunst von Zweckdienlichkeiten und die Anerkennung ihrer ästhetischen Selbstbestimmtheit. Es ist der eigentlich weiterwirkende Ertrag dieser am Expressionismus geschulten Literaturbewegung, ein weiterer lag in der erstmalig geprobten Konvergenz der deutschsprachigen Literaturprovinzen im nunmehr rumänischen Sprachraum.

Im Visier des Geheimdienstes



GERHARDT CSEJKA / STEFAN SIENERTH (HG.)

Vexierspiegel Securitate

Rumäniendeutsche Autoren im Visier des kommunistischen Geheimdienstes

Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V., Band 129
280 Seiten, kartoniert
ISBN 978-3-7917-2679-3 / auch als eBook

Der ehemalige Geheimdienst »Securitate« hat während der kommunistischen Herrschaft in Rumänien zahlreiche Materialien über deutsche Literatur- und Kulturschaffende im Land gesammelt. Dieser Band ist der Aufarbeitung gewidmet: Er beinhaltet Beiträge der 2009 vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas veranstalteten internationalen Tagung »Deutsche Literatur in Rumänien im Spiegel und Zerrspiegel der Securitate-Akten«.

Nach Einblicken in ihre Beobachtungsakten berichten bekannte deutsche Autoren aus Rumänien – Richard Wagner, Franz Hodjak, Joachim Wittstock, Gerhardt Csejka, Johann Lippet, William Totok, Horst Samson u. a. – über ihre Drangsalierungen; ein weiterer Beitrag ist dem Verhältnis der Stasi zur politischen Polizei des »Bruderstaates« Rumänien gewidmet.

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
D-93008 Regensburg
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Deutsche Geschichte und Kultur im südosteuropäischen Kontext

Für einen internationalen Dialog zu Kultur, Geschichte, Literatur und Kunst der Deutschen in und aus Ostmittel- und Südosteuropa.

Band 71 Peter Motzan / Stefan Sienerth / George Guțu (Hg.): **Die Buche.** Eine Anthologie deutschsprachiger Judendichtung aus der Bukowina, 469 Seiten, ISBN 978-3-7917-2690-8

Band 74 Ulrich van Loyen (Hg.): **Bin ich nicht selber schon Flucht?** Deutschsprachige Lyriker aus Südosteuropa in Israel. Ein Lesebuch, 108 Seiten, ISBN 978-3-7917-2689-2

Band 92 Klaus Werner: **Erfahrungsgeschichte und Zeugenschaft.** Studien zur deutsch-jüdischen Literatur aus Galizien und der Bukowina, 293 Seiten, ISBN 978-3-7917-2704-2

Band 94 Michael Markel / Peter Motzan (Hg.): **Deutsche Literatur in Rumänien und das „Dritte Reich".** Vereinnahmung – Verstrickung – Ausgrenzung, 326 Seiten, ISBN 978-3-7917-2703-5

Band 98 Joachim Bahlcke / Krista Zach (Hg.): **Kirche – Staat – Nation.** Eine Geschichte der katholischen Kirche Siebenbürgens vom Mittelalter bis zum frühen 20. Jahrhundert 611 Seiten, ISBN 978-3-7917-2702-8

Band 102 Mariana Hausleitner: **Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941.** Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens, 255 Seiten, ISBN 978-3-7917-2701-1

Band 107 Mariana Hausleitner / Harald Roth (Hg.): **Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa** 360 Seiten, ISBN 978-3-7917-2700-4

Band 110 Mira Miladinović-Zálaznik / Peter Motzan / Stefan Sienerth (Hg.): **Benachrichtigen und Vermitteln.** Deutsche Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert 452 Seiten, ISBN 978-3-7917-2699-1

Band 111 Hans-Christian Maner: **Galizien.** Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 19. und 20. Jahrhundert
329 Seiten, ISBN 978-3-7917-2698-4

Band 114 Mariana Hausleitner (Hg.): **Vom Faschismus zum Stalinismus.** Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953, 251 Seiten, ISBN 978-3-7917-2697-7

Band 116 Harald Heppner (Hg.): **Das Dorf im Kopf.** Erinnerungen aus dem rumänischen Banat, 274 Seiten, ISBN 978-3-7917-2696-0

Band 117 Juliane Brandt / Johann Habel (Hg.): **Eine Reise in das alte Fünfkirchen.** Die europäische Kulturhauptstadt Pécs in deutschen Quellen, 469 Seiten, ISBN 978-3-7917-2695-3

Band 119 Rudolf Gräf / Gerald Volkmer (Hg.): **Zwischen Tauwetter-sozialismus und Neostalinismus.** Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1953–1964
251 Seiten, ISBN 978-3-7917-2694-6

Band 120 Mira Miladinović-Zalaznik / Maria Sass / Stefan Sienerth (Hg.): **Literarische Zentrenbildung in Ostmittel- und Südosteuropa.** Hermannstadt/Sibiu, Laibach/Ljubljana und weitere Fallbeispiele
450 Seiten, ISBN 978-3-7917-2693-9

Band 121 Markus Winkler (Hg.): **Presselandschaft in der Bukowina und den Nachbarregionen.** Akteure – Inhalte – Ereignisse (1900–1945)
251 Seiten, ISBN 978-3-7917-2692-2

Band 123 Ioana Crăcium-Fischer / George Guțu / Sissel Lægreid / Peter Motzan (Hg.): **Ost-West-Identitäten und -Perspektiven.** Deutschsprachige Literatur in und aus Rumänien im interkulturellen Dialog, 242 Seiten, ISBN 978-3-7917-2691-5

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
D-93008 Regensburg
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

»Unser Publikum meint beim Anblick eines expressionistischen Kunstwerkes, der Künstler habe Ohrensausen, während dieser der Meinung ist, es sei der sausende Webstuhl der Zeit oder der flatternde Gewandzipfel des lieben Gottes; jedenfalls stimmen beide darin überein, dass es irgendwo saust ...«
Hans Wühr schrieb dies 1924, als die nach dem Ersten Weltkrieg aus der Erbmasse der Donaumonarchie dem Königreich Groß-Rumänien eingegliederten Regionen Banat, Bukowina und Siebenbürgen nicht allein um ein neues geschichtliches und geistig-kulturelles Selbstverständnis, sondern auch um einen neuen Kunstbegriff rangen. Zeitweilig vom deutschen Buchmarkt abgeschnitten, förderten gleich mehrere kurzlebige, heute kaum greifbare deutschsprachige Zeitschriften eine der europäischen Moderne verpflichtete Kunst- und Literaturproduktion. Diese Anthologie versammelt Zeugnisse eines südöstlichen Weiterlebens des literarischen Expressionismus, seiner Rezeption sowie seiner regionalen Artikulationsweisen in Programmatik, Literatur und Kritik.

MICHAEL MARKEL
M. A., geboren 1937, Literaturhistoriker,
1962–1992 Dozent am Germanistiklehrstuhl
der Universität Cluj-Napoca/Klausenburg,
Rumänien.

ISBN 978-3-7917-2653-3

IKGS | www.verlag-pustet.de